



1909

Das Tränenhaus

Gabriele Reuter

Follow this and additional works at: <https://scholarsarchive.byu.edu/sophiefiction>



Part of the [German Literature Commons](#)

BYU ScholarsArchive Citation

Reuter, Gabriele, "Das Tränenhaus" (1909). *Prose Fiction*. 420.
<https://scholarsarchive.byu.edu/sophiefiction/420>

This Article is brought to you for free and open access by the Sophie at BYU ScholarsArchive. It has been accepted for inclusion in Prose Fiction by an authorized administrator of BYU ScholarsArchive. For more information, please contact ellen_amatangelo@byu.edu.

Von Gabriele Reuter ist im gleichen Verlage erschienen:

Aus guter Familie. Roman. Achtzehnte Auflage.

Der Lebenskünstler. Novellen. Dritte Auflage.

Frau Bürgelin und ihre Söhne. Roman. Scheste Auflage.

Ellen von der Weiden. Roman. Sechste Auflage.

Frauenseelen. Novellen. Vierte Auflage.

Liselotte von Reckling. Roman. Sechste Auflage.

Das böse Prinzeßchen. Märchenspiel.

Wunderliche Liebe. Novellen. Vierte Auflage.

Der Amerikaner. Roman. Sechste Auflage.

Das Tränenhaus

Roman

von

Gabriele Reuter

Achte Auflage

S. Fischer, Verlag, Berlin
1909

Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung vorbehalten.

Published, Octobre 30, 1908. Privilege of copyright in the United States reserved under the act approved March 3, 1905 by S. Fischer, Verlag, Berlin.

Das Tränenhaus

Erstes Kapitel

Hatte Cornelia geschlafen und hatte sie geträumt? Es geschah ihr in der letzten Zeit öfter, daß sie aus wachem Sinnen in einen Zustand halben Schlummers hinüberglitt, in dem dann seltsam deutliche Bilder von Dingen, die waren und von solchen, deren Zusammenhang sie nicht zu enträtseln wagte, vor ihrem inneren Auge sich formten und oft schon, während sie sich bildeten, wieder zerrannen. Und so mochte es wohl auch jetzt gewesen sein. Sie ruhte unter einem großen alten Lärchenbaum, dessen hellgrüne Nadelbüschel an den graurissigen Zweigen bewegungslos über ihr hingen. Die Luft des südlichen Frühlingsmittages war still und warm. Ihre Augen blickten zwischen erzitternden Wimpern, geblendet von der sonnenflimmernden Helle auf die üppige Farbenschönheit der Blumenwiese. Ein feines Surren und Sirren, ein Flirren und Säuseln schwebte über dem Gräsergewoge. Es war als spielten über all den bräunlichen Rispen, den bunten Kelchen die Geister der Sonnenstrahlen eine auf- und abschwellende Melodie auf den Saiten der Luft. Und dieses leichte Klingen war der einzige Ton in Nähe und Weite. Die Felsen standen totenstill, die Häuser der Menschen in dem schönen Tal lagen weit von hier, der Himmel spannte sich in einer blassen milchartigen Helle über die Welt, lautlos

– 10 –

stiegen die Wellen schweren Würzduftes aus Orchisblüten und Thymian.

Und alle Schmerzen schliefen. Sie waren betäubt von den Düften und der Wärme und der stillen Einsamkeit.

Cornelia lächelte entrückt. Sie sah es doch wieder... wie war das nur? Sie sah das Bild in zauberisch dünnen und doch deutlichen Umrissen inmitten der zitternden Luft über der Blumenwiese schweben.

Es war etwas wie ein hölzernes Gartengitter, mit einem Pförtchen... In dem geöffneten Pförtchen, die Hand am Schlosse, stand das Kind. Es war ein Mädchen. Sein Haar, von einer

feinen Goldfarbe, in der ein silbernes Schimmern webte, schmiegte sich eng an das schmale Gesicht. Die roten Lippen waren geöffnet, aus Scheu und Schelmerei – so als wollten sie gern ein lustiges Wort sagen und getrauten es sich doch nicht. Am deutlichsten aber war der Blick der hellgrauen und sehr großen Augen, denen Vertrauen und Schüchternheit und das Glück des Spiels ein wunderbar holde Bedeutung gaben.

Um den Ausschnitt seines Kleides hatte das Kind kleine Büschel rosiger Blumen gesteckt, so daß das Köpfchen sich wie aus einem zarten Kranze erhob, aber als Cornelia mit den Augen blinzelte, um die Art der kleinen Blumen deutlicher zu sehen, da war das Bild zerronnen. Sie schloß die Lider und streckte

– 11 –

sich in dem sonnenwarmen Grase aus, den Kopf auf den Arm gelegt. Das Lächeln war noch immer um ihren Mund, der in den letzten Wochen gramvoll und blaß geworden war, wie der Mund einer alten Frau. Sie genoß das eben Geschaute – mochte es nun Traum oder Vision gewesen sein – in tief beseligter Erinnerung.

So schön würde ihr Kind werden, so hold und lieb würde es sie einmal anschauen. – Sie tat einen tiefen Seufzer, der nicht nur ein müdes Stöhnen dumpfen Leidens, der ein Verlangen war nach Stärke und Zuversicht.

Eine Weile später raffte sie sich auf, suchte das kleine Nähzeug, an dem sie nur wenige Stiche getan hatte, zusammen und erhob sich um heimzukehren, denn es war Mittagszeit. In dem ländlichen Wirtshaus neben dem kleinen Bahngelände wohnte sie. Während sie eintrat, begann sie zu denken, daß sie hier bleiben möchte, wo niemand sich um sie kümmerte, wo die Natur ihr lieb war, und so traumverlorene Morgenstunden vor ihr lagen, wie die heute genossenen, die auch dem kleinen Leben unter ihrem Herzen wohl tun mußten. Das war doch nun das einzige, worauf für sie noch etwas ankam.

Es schien ihr zum erstenmal, daß auf diese Weise das Unmögliche möglich, das Unerträgliche erträglich werden könne – zum erstenmal seit sie – halb

irrsinnig vor rasenden Schmerzen – geflohen war aus ihrem bisherigen Leben, geflohen, wie man mit Todesangst, mit wilder Hast aus einem Hause flieht, dessen Grundfesten in jähen Erdstößen erbeben, wo Mauern und Decken in erstickenden Staubwirbeln zu Trümmern um uns her zusammenstürzen.

Schon jetzt wußte Cornelie nicht mehr, wie sie auf den Bahnhof gekommen war, sie erinnerte sich nicht mehr, welcher Art der Abschied von ihrer Mutter gewesen und welche Worte dabei gesprochen wurden. Ihre Reise hatte kein Ziel gehabt. Man hatte ihr Adressen von Pensionen und Kurorten mitgegeben, aber sie sah sie nicht einmal an. Als der Abend dunkelte, erblickte sie, während der Schnellzug einige Minuten hielt, die einsame Station, neben der ein kleines Wirtshaus lag. Da stieg sie aus, man reichte ihr das Kofferchen aus dem Wagen, sie trat in das Haus und fragte, ob sie ein Zimmer haben könne. Ja, man hätte ein Zimmer für Touristen. Ob sonst noch Fremde hier seien? Nein, man wäre eigentlich nicht für Herrschaften eingerichtet.

Das war ihr genehm. So blieb sie. Nun schon drei Wochen. Niemand achtete auf ihr Kommen und Gehen. In der Gaststube wurde es nur abends lärmend, wenn die Bahnarbeiter dort ihren Schoppen tranken und die heißblütigen Südtiroler mit ihren italienischen Grenznachbarn in Streit gerieten. Desto

stillter war's im Herrenstüble. Dort wurde ihr das Gedeck am anderen Ende des Tisches gelegt, an dessen oberer Ecke der Stationsvorsteher seinen Platz einzunehmen pflegte. Ein alter schweigsamer Junggeselle, der seit fünfzehn Jahren die Strecke beaufsichtigte. Neben ihm saß stets ein stiller junger Mann, der, gleichfalls im Eisenbahndienste, die Strecke für die nächsten fünf Jahre zu besichtigen verpflichtet war. Einmal wollte sie den Jüngeren fragen, wie er solche Zukunftsaussicht ertragen könne. Aber schließlich war sie doch zu gleichgültig, um die Frage zu tun. Übrigens interessierte er sich für Botanik. Die beiden Männer rauchten schweigend nach

den Mahlzeiten ihre Zigarren, dann gingen sie mit verdrossener Pünktlichkeit an ihre, Cornelian völlig rätselhaften Obliegenheiten.

Sie lag die Nächte meist wachend, hörte die Schnellzüge, die zwei Welten miteinander verbanden, durch das dunkle weite Tal brausen und litt noch einmal in jeder qualvollen Einzelheit alles schon unzählige Nächte Durchlittene. Am Tage überfiel sie oft eine unbezwingliche Schlafsucht. Wenn sie bei ihrer begonnenen Arbeit saß, sank ihr mitten im Satz der Kopf auf das Manuskript und sie wußte später kaum, wie lange sie in so unbequemer Lage geschlummert hatte. Auch wenn sie langsamen Schrittes in dem blühenden Lande, dessen Lieblichkeit sie sah, ohne sie zu empfinden, ziellos umherwandelte, mußte

– 14 –

sie sich oft niedersetzen. Eine Gleichgültigkeit kam über sie, die einem Entschwinden jeder geistigen Fähigkeit glich. Es war ihr schwer, danach den Weg zum Wirtshaus zurückzufinden, sie wußte auch am nächsten Tage nicht mehr, welche Straße sie eigentlich gegangen war. Nur dem Umstande, daß die Station so weithin sichtbar im breiten Talgrunde lag, hatte sie es zu danken, daß sie sich nicht öfter peinvoll verirrte. Sie machte deshalb auch keinen der Ausflüge, die ihr die Wirtin zuweilen empfahl, denn sie konnte sich nicht zum geringsten Interesse für die berühmten Punkte der Gegend ermuntern.

Sie wollte ja nur auf irgend eine Weise so viel Kräfte sammeln, um ihre Arbeit, ihr neues Werk zu fördern und in den nächsten Monaten zu beenden. Hatte sie um das Leben des kleinen Geschöpfes, das unter ihrem Herzen wuchs, so hart kämpfen müssen, hatte sie alles dafür hingegeben, was ihr bisher wertvoll geschienen, alle Reinheit und Ehre und Frauenwürde, und zuletzt auch alles Liebesglück, so durfte es nicht verhungern, wenn es auf die Welt kam. Sollte sie selbst bei seiner Geburt sterben, was sie erwartete, und so weit sie noch etwas zu wünschen vermochte, auch wünschte, so mußte sie doch für ihr Kind sorgen. Ihr neues Werk sollte ihr die Mittel geben, um dem unaussprechlich verlassenem Wesen Freunde zu erwerben, die sich, wenn auch nicht aus Liebe, so doch

um des Verdienstes willen seiner annahmen, es pflegten und groß zogen.

So stark war dieser Instinkt, der den Vogel sein Nest bauen und die Füchsin für ihre Jungen ihre Höhle graben läßt, in Cornelia lebendig, daß ihre Arbeit, wenn auch langsam, doch stetig fortschritt. Freilich hatte sie sie in einer früheren Zeit komponiert, hatte sie seit Jahren energisch und oft durchdacht. Sie brauchte nun nur in das aufgespeicherte Material zu greifen, um es zu formen. Doch kam sie oft bis zu einem müden Verwundern, daß Worte und Sätze, die sie in einem Traumzustande niederschrieb, dennoch Zusammenhang und Farbe und Leben bekamen. Und sie irrte sich nicht – das Werk besaß ein blutwarmes Leben, für welches sie sich kaum noch verantwortlich fühlte. Es wuchs und wurde fein und stark, gleichsam aus sich selbst voraus genährt von einer Zeugung, welche weit zurück lag. Aber war nicht alles in diesem Dasein voll ungeheurer, verworrener Rätsel, warum sollte denn die geistige Produktion davon ausgenommen sein? Sie verstand nichts mehr davon. Es war eine vermessene Torheit gewesen, daß sie sich einmal für eine von den Auserwählten gehalten hatte, die den Menschen etwas von diesen Rätseln zu deuten vermochten. Nein, wenn sie ehrlich sein wollte, sie selbst hatte sich nie dafür gehalten. Man hatte sie, wie es ihr schien, mit allzu

wenig Berechtigung zu dieser Ausnahmestellung unter den Frauen erhoben. Unter den Blinden ist der Einäugige König, hatte sie oft denken müssen, als die ersten Zeichen zu ihr gedrungen waren, daß ihr Buch „Beiträge zur Psychologie der Frau“, welches vor einigen Monaten erschienen war, ein ungewöhnliches Aufsehen, nicht nur unter den Frauen, sondern fast mehr noch unter den Männern erregte. Und dies geschah, trotzdem sie sicher war, nur ihr Selbstverständliches geschrieben zu haben und trotzdem sie versucht hatte, ihrer ganzen Natur entsprechend, in der Art der Darstellung jede sensationelle Rote zu vermeiden. Dachten die Menschen wirklich so wenig über sich selbst und ihre Beziehungen zueinander nach, daß schon

die einfachen, zutage liegenden Beobachtungen, die Cornelia hier zusammengestellt hatte, hinreichen, sie in Erstaunen und Erschütterung zu versetzen?

Es mußte wohl so sein.

Hatte sie doch selbst erlebt, daß ein kluger Mann und einer, mit dem sie aufs Innigste vertraut zu sein glaubte, dem sie ihr Wesen stets rückhaltlos erschlossen hatte, als der Augenblick kam, wo ein höheres Verstehn zur Notwendigkeit wurde, hilflos und töricht versagte. Hatte er sie nicht damit am zerstörendsten beleidigt, daß er alle Grundbedingungen ihrer Persönlichkeit, ihrer Naturanlage mißachten zu können meinte?

– 17 –

War es ein absichtliches Nichtverstehenwollen, aus hartem Egoismus –? War es ein Unvermögen an Seelendelicatesse? Und worin lag die größere Hoffnungslosigkeit für sie?

Aber sie wollte den Mann jetzt gar nicht mehr erkennen oder beurteilen.

Sie konnte es einfach nicht mehr in dem rasenden Haß, der wie eine scheußliche Krankheit ihr Inneres zerwühlte, ihre Nächte peinigte mit dem unerträglichen Verlangen, ihn mit ihren Händen zu martern, seine Not in Blut und Todesgrauen mit ihren eigenen Augen zu sehen, in der eklen Gier nach Rache, wie nach einem letzten Besitzen...

Heut zum erstenmal war es ihr gewesen, als schaue sie das Flimmern eines goldenen Fadens, an dem sie sich festhalten, sich hinauszutasten vermöchte aus dem unaufhörlichen Kreisen um denselben Jammer, aus demselben dumpfen Umherirren in den dunklen Gängen tausendfacher Qualen, mit dem sie ihre letzten Seelenkräfte erschöpfte. Es gab doch irgendwo noch hellere, reinere Lüfte... Wenn sie nur dort hingelangen könnte. Wenn sie nur einmal fertig werden und vergessen könnte... Vergessen, soweit das Hirn sich zum Vergessen zwingen läßt... Sie hatte eine so große Sehnsucht nach dem Vergessen.

Die erste Bedingung dazu war wohl, daß sie nicht wieder in die alten Lebensverhältnisse zurück-

– 18 –

kehrte. Das einfachste war schon, sie blieb, wo sie sich befand.

Doch gab es ein Bedenken – eine sehr reale dumme Schwierigkeit. So einfach das Wirtshaus, so bescheiden der Preis für Zimmer und Mahlzeit auch sein mochte, es ging doch wahrscheinlich über ihre Mittel, für viele Monate hier zu wohnen. Sie mußte alles klar und kühl überlegen. Ihre Selbständigkeit und damit der letzte Halt für ihre Selbstachtung ließ sich nur festhalten, wenn sie sich aufs Äußerste einschränkte. Sie mußte scharf rechnen. Aber schon bei dem auftauchenden Willen, ihre Lage ganz klar und nüchtern zu bedenken, verwirrten sich ihre Sinne bis zur halben Ohnmacht. Wollte sie einen Plan machen, einen Entschluß fassen, so sank sie hilfloser Schwäche zusammen. Dann begann sie zu weinen, bis sie nichts mehr von sich selbst und allem, was sie quälte, wußte, und ihre Seele, losgelöst von Schmerz und Leid, sich nur noch in der Wollust der Tränen badete.

Zweites Kapitel

Cornelie wanderte einen staubigen Pfad an einer hohen Mauer entlang. Das Grün von Bäumen ragte über das weiße Steinwerk, Glyzinien rankten das feine Gefieder ihrer graugrünen Blätter und die blauen Blütentrauben über den oberen Rand. Aus einem Pförtchen traten zwei Priester und schritten, leise Gespräche führend, vor Cornelie her. Eine Frau in schwarzem Kleide mit mildem ergebenen Gesicht kam ihnen entgegen und neigte sich demütig über ihre Hände. Cornelie dachte, es müsse doch eine Erleichterung sein, Not und Reue so an eine bestimmte Stelle tragen zu können, um sie gleichsam auf diese Weise abzutun, statt allein einen Weg hindurchwühlen zu müssen.

Es war gegen Abend, als sie den Marktplatz erreichte. Die Schatten lagen schon kühl in den Lauben. Kleine Lädchen gab es hier unter den Steinbögen, mit bunten Tüchern, mit Bindfäden und Äpfeln, andere mit Kirchengewerten und vielen großen und kleinen Muttergottesstatuen von Porzellan, alle mit dem blauen Mantel und der vergoldeten Krone. Ein Hohn glitt Cornelien um den Mund. „Ja du – du – wie hast du dir deine Krone erschlichen?“ dachte sie voll Ingrim. Und dann stand sie und sah lange auf die von Staub bedeckte

– 20 –

Auslage einer Buchhandlung: „Thomas a Kempis, Nachfolge Christi“, las sie, und „Das wundertätige Wasser von Lourdes“, „Die Flora von Südtirol“, „Fahrten durch das Pustertal“. Wunderlich genug schauten zwischen den andern zwei Bändchen mit grellen Bildern heraus. „Militärhumoresken“. Sie trugen einen Schriftstellernamen, den Cornelie hatte nennen hören, als sie ein Kind war.

Fremde Welt – fremde vermodernde Welt...

Neben dem Brunnen hielt ein Wägelchen, in dem ein Priester und eine alte Frau saßen. An dem breiten grauen Steinbecken lehnten ein paar Kaiserjäger und schwatzen. Ein Offizier

ging, die schlanken Beine in sehr engen Hosen, das Spazierstöckchen lässig in der Hand schwingend, über den stillen Platz und verschwand im Postgebäude. Es schien Cornelien, als ob in dem unter weißem Staub versinkenden Städtchen nur Priester und Soldaten hausten. Die Frauen und Mädchen trugen alle schwarze Kleidung, man begegnete auf ihren Gesichtern immer wieder demselben Ausdruck verschüchterter Demut.

Kaum zwei Stunden von hier lag ein großer Fremdensammelplatz. Dort zog sich das bunte Leben zusammen, und wie es denn oft im weiteren Umkreis solcher Brennpunkte doppelt öde zu sein pflegt, so fristete das alte Nest im schönen Tal sein Dasein nur durch die Residenz des Bischofs, durch ein

– 21 –

Priesterseminar und eine stattliche Garnison, deren Offiziere und Mannschaften sich untereinander so gut vergnügten, als sie es eben vermochten, und, wenn es anging, zu den belebteren Orten hinüberfuhren.

Nach dem heitern Winterkurort hatte Cornelie ihre Hochzeitsreise richten wollen. Aber nun hingen die Kleider, die sie dazu vorbereitet hatte, daheim bei ihrer Mutter im Schrank und würden niemals getragen werden.

Plötzlich fiel es ihr ein, daß sie auch, wie vorhin der Offizier, über den Platz gehen und in dem Postgebäude nach Briefen fragen müsse. Sie hatte sich mehrere Tage lang nicht dazu aufraffen können. Aber nun wußte sie, daß sie doch wohl deshalb den Weg zur Stadt eingeschlagen hatte.

Sie nannte am Schalter mit einer heiseren, bedrückten Stimme ihren Namen, von dem sie vor drei Wochen geglaubt hatte, sie würde ihn nicht wieder nennen, sondern ihn für immer gegen einen anderen vertauschen. Der Beamte händigte ihr ein Paket Briefe und Drucksachen aus. Obenauf lag ein Schreiben in einem viereckigen grauen Hanfkuvert, von einer wunderlich-eigensinnigen Handschrift adressiert.

Sie trat einige Schritte beiseite und hielt sich an dem Rand des Schreibpultes fest. Ihr Herzschlag flatterte in ihrer Brust wie der Flügel eines gefangenen Vogels.

Sie sah die kleine skurrile Handschrift mit dem großen Schwung der Anfangsbuchstaben, gegen die sie eine leise Abneigung nie hatte überwinden können, auch damals nicht, als sie die Briefumschläge, welche sie trugen, an die Lippen gedrückt und innig geküßt hatte.

Was hatten sie sich nach jenen letzten Abschiedsworten noch zu sagen?

Cornelie blickte zum Schalter zurück, wo der Offizier mit dem Beamten unterhandelte.

Die Annahme des Briefes verweigern – und dann nichts mehr... Sie tat einen Schritt vorwärts – ein Schwindel befiel sie... Der Angststrom einer jähen Hoffnung durchrauschte ihr Blut. Sie ging schnell auf den stillen Marktplatz hinaus und dort, im Gehen, mit zusammengebissenen Zähnen, öffnete sie den Umschlag und las.

Es waren nur wenige Worte.

Er versicherte sie seiner Freundschaft und bot ihr seine Hilfe an für den Fall, daß sie dieselbe bedürfen sollte...

Ein Almosen...

Sie knirschte mit den Zähnen, zerknitterte das Blatt in der Hand – eine Welle blinden Haffes schlug über sie hin und sie spie aus vor erstickendem, würgendem Ekel.

Dann zerriß sie den Brief in kleine Stücke und streute sie in die Luft und ging schnell weiter,

atemlos, doch immer schneller und schneller. Vor ihren Augen drehten sich schwarze, rote und gelbe Ringe, zerflossen, wurden größer, kleiner, sausten durcheinander und lösten sich wieder, rote Fliegen, schwarze Punkte flogen durch die Kreise, Haschten sich, vereinigten sich, trennten sich wieder.

Ihre Glieder zitterten in nervösem Frost, trotz der schnellen Bewegung in der lauen Luft und trotzdem von ihrer Stirne Schweißtropfen sich lösten und an den Schläfen niederrannen.

In ihrem Zimmer angelangt, riß sie den Hut vom Kopf, fiel auf den Diwan und lag dort lange totentstill. Im Kopf hatte sie ein Gefühl, als schlage sie jemand in regelmäßigen Pausen mit einem stumpfen, schweren Instrument auf den Schädel.

Endlich fühlte sie Hunger, den unbezwinglichen Heißhunger der schwangeren Frau. Ein bitterliches Lächeln der Selbstverachtung kroch über ihre erstarrten Züge. Schwer und widerwillig stand sie auf. Die Beine hingen ihr gleich Bleisäcken am Körper. Wie eine ganz alte Frau schlich sie zum Spiegel, ihre Kleidung zu ordnen. Sie fror noch immer so entsetzlich. Wild starrte das Haar um das ergraute, wie zu Asche gewordene Antlitz, ihre Augen sahen ihr aus dem Glase mit erloschenem Blick entgegen. Sie kämmte sich, setzte einen Hut auf und zog den Schleier hinunter. So ging sie

– 24 –

in die Gaststube und ließ sich eine Omelette bereiten. Sie aß ein paar Bissen, versuchte etwas Brot und einige Schlucke Wein zu genießen und erhob sich dann wieder.

Langsam, ohne irgend etwas um sich her zu sehen, kehrte sie in ihr stilles Zimmer, wo niemand sie stören durfte, zurück. Sie war nun ganz ruhig geworden und sehr müde. Sie war fast gewiß, daß sie in der Nacht schlafen würde.

Der Brief hatte ja kommen müssen.

Sie wußte jetzt, daß sie ihn erwartet hatte, alle Tage und alle Nächte. Auch dieses war nun erlitten und konnte so nicht noch einmal gelitten werden.

Sie sah es erst an diesem Abend ganz deutlich, wie etwas in ihr noch immer geglaubt hatte, unter allen Irrungen und Krämpfen der Liebe müsse ein Unzerstörbares sie ewig verbinden...

Und wie sie immerwährend darauf gewartet hatte, daß es sich gerade jetzt in seiner Kraft offenbaren müsse. Ja – wirklich – sie hatte noch immer geglaubt, daß er sie nach dem letzten Kampf und Abschied dennoch rufen werde, ihm schwesterlich beizustehen in der Wirrnis, durch die sie beide sich tasten mußten... Und sie hatte tief geschaudert vor allem, was

ihr in solchem leidvollen Verkehr an heimlichen Qualen bevorstand und hatte doch gewußt, sie werde seinem Rufe folgen müssen,

– 25 –

getrieben von dem Haß und der Liebe, die eins geworden waren in ihr.

Am offenen Fenster stand sie im Dunkel, streckte die Arme und sog die duftenden Lüfte der Frühlingsnacht in die von Schmerzen verbrannte, wunde Brust. Und sie wurde stiller und stiller. Sie hob die Hände, strich über Haar und Schläfen.

Vorbei - - vorbei - - vorüber...

Nun durfte sie den Namen des Mannes aus ihrer und ihres Kindes Zukunft löschen.

Nun lag das Zukünftige vor ihr als ein weißes leeres Blatt, mit frischen, noch nie versuchten Schriftzügen, noch unbekanntem Figuren zu bedecken.

Ein neu Beginnen.

Cornelie atmete tief und befreit. Jetzt wollte sie das Dasein wieder leben. Wollte es mit ganzem Willen leben!

Sie zündete Lampe an, um die übrigen Postsachen durchzusehen. Ein Briefchen ihrer Mutter handelte von kleinen häuslichen Dingen und fragte, wann Cornelie heimkehren werde. Ihre Mutter ahnte noch nicht, was vor ihr lag. Die Arme. Mein gutes, altes, liebes Kind, dachte Cornelie sorgend, wie kann ich dich am besten schonen – wie kann ich dich an allen Schrecken, die deiner warten, linde vorüberführen?

Während sie ihre Kleider abzulegen begann, versuchte sie sich das neue Leben vorzustellen.

– 26 –

War ihr Kleines erst geboren, so konnte sie in einem der Seitentäler dieses Berglandes ein bescheidenes Besitztum mietweise oder vielleicht auch zu eigen erwerben. Hier, wo keiner von ihnen wußte, wo sie sicher sein konnten vor Demütigung und Schande, waren ihnen

friedevolle Tage doch wahrscheinlich. Der Winter war hier zeitig vorüber, wurde schnell abgelöst von einem üppig blühenden Frühling.

Die alte Frau konnte im Garten sitzen, sich an Sonne und Blumen laben. Das Kind würde in schöner Freiheit erwachsen und die Menschen, vor denen Cornelian graute, blieben ihnen fern. Ihr schwebte etwas von einem Namenswechsel vor. Nur auslöschen alles Vergangene.

Die täglichen Bedürfnisse aufs äußerste einschränken, um unabhängig und einsam bleiben zu dürfen.

Eine tägliche Arbeit, mit der sie Brot und Kleider verdienen konnte, würde sich finden lassen – davor war ihr nicht bange. Sie sah sich in ländlichem Schaffen, das ihr aus einer frühen harten Jugendzeit her nicht fremd war, sah sich im Garten und im Weingelände wirken, sah das kleine Mädchen im kurzen Röckchen und barfuß neben ihr traben, hörte sein Lachen... Cornelia Reimann, die eine kurze Weile von der Mode auf ihren bunten, üppigen Thron gehoben worden, war nur noch eine halb vergessene Erinnerung.

– 27 –

Wie schön, befreit zu sein – wiederholte sie einige Male, wie man eine Zauberformel murmelt oder einen Segensspruch.

Als sie sich niedergelegt hatte, nahm sie den Brief ihrer Mutter noch einmal zur Hand. Da traf sie auf eine Bemerkung, die quer über den Rand geschrieben, vorhin von ihr übersehen worden war und welche lautete:

„Weißt Du auch, daß Frau von Völkerling Dich in den nächsten Tagen aufsuchen wird. Sie hat sich in Deiner Nachbarschaft für einige Monate eingemietet, sie sucht doch immer etwas Besonderes! Ich fürchte, es wird Dir nicht lieb sein, daß ich ihr Deine Adresse gab, aber es war nicht möglich, sie ihr zu verschweigen, da ihr ja gute Freundinnen seid. Es ist auch wohl nicht recht, daß Du Dich so sehr in die Einsamkeit vergräbst.“

Cornelia legte mit kalten Fingern das Blatt auf den Nachttisch zurück und löschte die Lampe.

Nach einer Weile war ihr Gesicht naß von Tränen. Angst und Hilflosigkeit überwältigten sie nun wieder vollständig. Ein neues Versteck suchen? Sie weinte, bis Tuch und Kissen durchtränkt waren und sie mit einem salzigen Geschmack auf den Lippen plötzlich in die Bewußtlosigkeit eines schweren Schlafes sank.

Drittes Kapitel

Das kleine Haus lag in einer freundlichen Wiesengegend Württembergs [sic]. Oben auf dem höchsten Punkt des lang hingestreckten Hügels hob ein graues Grafenschloß seine Dächer über das Grün der Parkbäume, die Dorfstraße mit den Bauernhöfen zog sich auf dem Rücken der Erdhebung entlang. Unten, wo der helle junge Fluß durch Weidengebüsch und über weiße Kiesel plätscherte, gab es freilich noch eine zweite Straße. Hier wohnten nur arme Weiblein in bescheidenen Hütten, mit winzigen, blumenreichen Vorgärten.

Das kleine Haus aber lag ganz allein und abseits von den beiden Dorfstraßen, am linken Abhang des Hügels, in seine Flanke gleichsam verschüchtert hineingedrückt. Der Weg, der vom Dorf zu ihm hinunter führte, war steil und steinicht, voller Löcher und Pfützen. Rechts und links neben den Schlehdornhecken wuchs ein Gestrüpp von Brennesseln. Alles zeigte, daß niemand ein Interesse daran nahm, den Pfad in gangbarem Zustande zu erhalten. Er führte ja auch nur zu einem Gehöft notorisch verkommener armer Leute, und weiter zu dem kleinen Häuschen, von dem die Frauen im Dorf mit einem gewissen halblauten Ton der Scheu redeten, und die Männer mit einem zweideutigen Grinsen.

– 29 –

Freundlich genug schaute es aus unter dem großen blühenden Birnbaum, durch den die Bienen summten. Helle Gardinen hingen vor allen Fenstern, und seine stattliche Eigentümerin stand meistens würdevoll vor ihrer Türe, irgend etwas Gutes zwischen ihren großen weißen Zähnen behaglich kauend, während die kleine Schar ihrer Gäste um sie her auf der Schwelle oder auf der Bank an der Hauswand zu hocken pflegte, gähnend, träumend oder schwatzend, wie es sich eben fügen mochte.

Die Gäste waren das Bedenkliche in diesem kleinen Hause, von dessen Türe man unendlich weit ins Land schauen konnte, über das heitere Flößchen hinweg, bis zu den duftigen

Umrissen der Schweizeralpen fern am wolkigen Horizont, und das doch trotz dieser weiten und freien Aussicht so schüchtern sich hinter der Hügelflanke versteckte.

Scheue und stille Gäste waren es, die das kleine Häuschen beherbergte. Meistens trafen sie in der Dämmerung bei der stattlichen Frau Uffenbacher ein. Sie trieben dann eine Weile in dem Hüttchen ihr geheimnisvolles Wesen, – blasse Mädchen mit unförmigen Gestalten, die zu zweien und dreien in den einsamen Feldwegen spazieren gingen, bis sie eines Tages wieder verschwunden waren. Gewöhnlich tauchte nach solchem Verschwinden in der unteren Straße bei den armen Witwen in einem der bunten Vorgärtchen ein neuer Kinderwagen auf

– 30 –

und der scheue Gast ließ dem Dorf einen munter krähenden Erdenbürger als Pfand seines Besuches zurück.

Frau Uffenbacher aber zählte zufrieden einige Goldstücke, schloß sie in ihre Kommode und harrte einem anderen Gast entgegen. Sie hatte kürzlich, um mit der Neuzeit fortzuschreiten und ihrer Anstalt einen höheren Aufschwung zu verleihen, Inserate in verschiedenen großen Blättern erscheinen lassen. Es waren auch Prospekte gedruckt worden. Gebildeten Damen höherer Stände, welche sich für eine Zeitlang von der Welt zurückzuziehen wünschten, waren darin alle Vorteile, die ein mehrmonatlicher Aufenthalt in dem gastlichen Hause von Frau Uffenbacher bot, mit unwiderstehlicher Liebenswürdigkeit auseinandergesetzt worden.

Das verfallene und von der ärmsten Dorfmagd verachtete Hüttchen an der Hügelflanke nahm in diesen Darlegungen den Charakter eines heiteren *buen retiro* an, in dessen Lauben und Ruheplätzen ein weltabgeschiedener Friede herrschte, während alle Bequemlichkeiten an Fluß- und Wannenbädern, an vorzüglicher Kost, an sachgemäßer ärztlicher Pflege mit einer Art von fachmännischer Selbstverständlichkeit zugesichert wurden, ebenso wie den Damen die allerstrengste Diskretion und eine gewissermaßen über die allerstrengste Diskretion noch hinausgehende Geheimhaltung ihrer Lebensumstände treuherzig und

zugleich mit geschäftlichem Ernste zugesichert wurde.

Frau Uffenbacher suchte einen dieser meisterhaften Prospekte aus der Schublade ihres Wohnzimmertisches hervor, wo sich außerdem zwischen Brotrinden und Wurstschalen, Haarnadeln und sehr fettigen Spielkarten ein Fläschchen Tinte, ein Löschblatt und ein Federhalter befanden. Sie setzte ihre gewichtige Brille auf, und rief die zur Zeit bei ihr weilenden jungen Mädchen, das Annerle von Pfaffenhofen, die Schweizer-Mari und die bayerische Toni herbei, sowie ihre Magd, die Hanne, die ein dickes rotes Ziehkind auf ihren dicken roten Armen schaukelte. Ohne alle diese Hilfe wäre es Frau Ursula Uffenbacher nicht möglich gewesen, einen so bedeutungsvollen Brief zu schreiben, wie es jetzt geschehen mußte. Sie legte sich feierlich einen Papierbogen auf dem Löschblatt zurecht, rückte ihn rechts und rückte ihn links, leckte die Feder, pußte die Brille, schaute darübe hinweg auf das Annerle von Pfaffenhofen, ein molliges blondes Fräulein, das schmunzelnd in dem Prospekte las, und fragte etwas unsicher: „Sag', Annerle, meinscht, die Anfrag' ischt von einem Herrn? Ja, soll ich da adressieren: Sehr geehrter Herr oder sehr geehrtes Fräulein? Eine bessere Herrschaft ischt's jedenfalls – da müßt ihr euch schon zusammennehme, das sag' ich euch, ihr Baggasch!“

„Zeigen Sie den Brief her, Frau Uffenbacher!“

Cornelies Anfrage, die sie auf das in der Zeitung gefundene Inserat hin an Frau Uffenbacher gerichtet hatte, ging von Hand zu Hand und erregte eine lebhaftige Meinungsverschiedenheit.

„So sachgemäß fragt nur ein Herr – und zwar ein Geschäftsmann,“ erklärte Annerle, „ich kenn' mich da aus! Und die Handschrift – ja – und doch, wenn ich's recht bedenk'...“

„Sie werden doch nicht glauben, daß so eine Frau schreibt,“ rief die Schweizer-Mari, „das ischt doch alleweil sicher, daß das ein Mann geschrieben hat! Das Maidli hat gewiß einen lieben Herrn, der sich um sie kümmern tut...“

„Am End' ihr Vater!“ überlegte Annerle. „Wisset's – so das nach allem fragen – nach dem Bad und so – das tut schon so leicht kein Liebhaber – macht mir nix weiß....“

„Am End' die Mutter!“

„Ach geh' – kennst die Mütter! – Was tun denn die, als weine und schimpfe! Die kümmern sich doch den Teifi drum, was ihre Kinder gut tät in dere Zeit... Ja, die verheirateten Töchter – die werde gepflegt und gehegt – aber mir arme Luder... Ha!“

Das Annerle schwang sich auf die Tischkante, baumelte mit ihren Füßen, die in grauen Filzpantoffeln steckten, und las den Brief noch einmal

– 33 –

aufmerksam von Anfang bis zu Ende durch. Ihre hellen und klugen, etwas hervorstehenden Augen bekamen dabei einen gesammelten Ausdruck von Nachdenklichkeit. „Ich mein' doch, es ischt eine Frau,“ sagte sie dann bestimmt. „Vielleicht eine Verheiratete. Eine Dame. Mädels paßt auf! Das wird interessant!“

„Die macht doch kehrt, wann's die Räuberhöhlen hier sieht!“ bemerkte die bayerische Toni. Hanne puffte sie sofort in die Seite und murzte: „Ihr tut auch gerad', als wär't ihr anders gewöhnt!“

„Sind wir auch!“ entgegnete Annerle scharf, während die Toni den Kopf wandte und schwieg.

„Für eure sechzig Mark, dafür ischt's lange gut,“ schimpfte Frau Uffenbacher. „Soll ich euch Schneegäns' eine extra Wurscht brate? Ich möcht' mehr nehmen von der hier!“

„Ja, Frau Uffenbacher, da müßten Sie aber auch mehr geben...“

„Mehr gebe – mein' ich geb' mehr als genug! Ein Brot und ein Backsteinkäs – mehr gibt's Sommer und Winter nit bei der Frau Wurzler in Ulm, und die hatte die feinschten Fräuleins. Was wird dann die Reue viel sein? Wird auch nur...“

Sie brauchte einen sehr derben und volkstümlichen Ausdruck, die gute Frau Uffenbacher. Die Mädchen quiekten ein bißchen aus Schadenfreude und vor Vergnügen an der Unanständigkeit.

Und dann wurde unter der energischen Beihilfe des klugen Annerle, die von Beruf Buchhalterin in einem Warenhause war, die Antwort an die rätselhafte und aufregende Persönlichkeit verfaßt.

„Vergesse Sie nit ‚Dischkretion Ehrensache‘. Das verlange die Leut‘!“ rief Annerle zum Schluß, „Ehrenfach‘ mit einem ‚H‘“. Sie baumelte vergnügt mit den grauen Filzpantoffeln. Hier unter all den Frauenspersonen – warum sollte man sich’s nicht bequem machen?

„Ich werd‘ als wissen, wie ‚Ehrenfach‘ geschrieben wird,“ sagte Frau Uffenbacher würdig, zeichnete ihren Namen und schob die Antwort, nebst einem der verheißungsvollen Prospekte in den Umschlag. Drauf lehnte sie sich im Stuhl zurück, strich befriedigt mit beiden Händen über ihre gestärkte weiße Schürze, beiden Händen über ihre gestärkte weiße Schürze, und blickte triumphierend im Kreise umher. „Nu wolle wir veschpern.“ Sie nahm Cornelius Brief aus Tonis Hand und legte ihn in die Tischlade, wo ihre diskrete Korrespondenz bei Brotresten und Wurstschalen, Bindfaden, Haarnadeln und den sehr fettigen Spielkarten ihren Platz fand.

Einige Tage später traf Cornelia Reimann in Schopfingen ein. Der verheißungsvolle Prospekt hatte seine Wirkung getan. Sie ging in ihrem langen sandfarbenem Mantel den Weg vom Bahnhof, vorüber an den kleinen Häuschen der Witwen, in

deren Vorgärten je ein bis zwei Kinderwagen standen. Wo die Hütten zu Ende waren, fragte sie eine knochige rothaarige Frau mit einem freundlichen Gesicht nach der Besetzung von Frau Uffenbacher. Ihre Stimme war leise und tonlos. Die Frau blickte sie erstaunt an und sah dann schüchtern zur Seite, während sie Auskunft gab. Eine zweite Frau gesellte sich zu ihr. „Ja – will denn die zur Uffenbacherin – das isch doch eine Dam‘?“ fragte die andere und die Rothaarige schüttelte bestürzt den Kopf.

„Am End‘ für ein Verwandtes?“ „Nein, schau – sie ist doch in der Hoffnung.“

„Ja, ja – schon - - Das sind Geschichte! Da wird die Uffenbacherin sich arg wichtig tun! Gel‘ sie kommt schon und erzählt! Sie kann doch nichts bei sich behalte! Wirst schon alles höre, Fischerin!“

„Da schau ich heut‘ abend noch bei dir ein!“ flüsterte die Freundin und die Rothaarige lachte über den Eifer der anderen.

„Komm, Lisle, geh‘ her, hole ein Brot zur Veschper. Und bring‘ ein Bier mit!“

Das zierliche Kind hüpfte mit dem Krug davon und hatte die langsam schreitende Cornelia bald überholt. Cornelia sah die reizend gebildeten nackten Füßchen der Kleinen mit den feinen Gelenken vor sich her über den Staub der Dorfstraße tanzen und freute sich der Schönheit seines leichten Ganges.

– 36 –

„War das deine Mutter?“ fragte sie freundlich das Kind. Es schüttelte den Kopf. „Meine Ziehmutter,“ sagte es verlegen, am Schürzenzipfel drehend.

„So – deine Ziehmutter,“ wiederholte Cornelia. Sie sprach nicht weiter, die Kleine lief davon. Corneliens Schritte wurden müder und müder.

Nur Ruhe finden...

Nur einen Winkel, der außerhalb, ganz außerhalb ihrer eigenen Welt lag – zu dem gar keine Fäden mehr hinüberführten. Wie dieser Winkel beschaffen sein mochte, war gleichgültig.

Ein warmer Nachmittagssonnenschein wob um die windschiefe Hütte der Uffenbacherin einen feinen Märchenduft, und die tausende von Bienen, die durch die Zweige des blühenden Birnbaumes aus- und einschwärmten, summten friedlich sommerliche Melodien dazu. Eine „Anstalt“ in irgend einem Sinne von modern hygienischem Komfort war dies nun freilich nicht, aber Cornelia war es lieber so. Die Uffenbacherin in ihrer breiten mütterlichen Würde eine „weisen Frau“ des Dorfes mißfiel ihr nicht, das Bett des kleinen Zimmers war gut und sauber. So wurde sie schnell mit ihr handelseinig und beschloß, den Sommer über zu bleiben und ihre

Stunde hier zu erwarten. Die Mahlzeiten wollte sie auf ihrem Zimmer nehmen. Ein oder das andere Fräulein, das vielleicht im Laufe der

– 37 –

Zeit noch einkehren würde, oder jetzt schon hier war – o nur bessere Damen, dafür garantierte Frau Uffenbacher – ja, von denen würde die gnädige Frau nicht das mindeste zu sehen bekommen. Denn...

Gewiß – das machte Cornelia zur Hauptbedingung, sie durfte in keinerlei Beziehung zu diesen anderen Damen gebracht werden, sie mußte ganz einsam für sich leben können.

„Aber das ischt ja selbstverständlich,“ beteuerte die Uffenbacherin treuherzig. „Sehen Sie, gnädige Frau, die Damen sind ja alle auf Dischkretion angewiese, wie sollte denn eine solche Anstalt bestehe, wenn sie nicht auf Dischkretion gebaut wäre – und überhaupt mein Beruf – eine Hebmänn‘ – da könnte ich ja Geschichte erzähle – da erfährt man ja die Geheimnisse von ganze Familie! Schau’n Sie, da ischt jetzt so ein junges Fräulein bei mir“ – sie hob die Hand an den Mund, ihr breites Gesicht erglänzte vor Wichtigkeit, sie senkte die Stimme: „Der Vater besucht sie jeden Sonntag – niemand darf ihn sehen! Der Mann verliert seine Stellung, wenn was verlautet! – Das Ding war siebzehn Jahr – gnädige Frau – da geschehen Verbrechen, wenn man davon reden dürfte...“

„Also, dann lassen Sie meinen Koffer holen,“ sagte Cornelia ungeduldig.

„Darf ich Ihnen auch die Laube zeige? Der

– 38 –

Schloßpark sieht den Damen gleichfalls zur Verfügung, die Herrschafte sind nie anwesend.“

Frau Uffenbacher schritt Cornelia voran, das Treppchen hinunter über den kleinen Flur, rechts aus der Tür guckten blonde und braune neugierige Köpfe. Cornelia ging abgewendeten Hauptes vorüber. Sie fragte sich, ob sie dies werde ertragen können? Aber war nicht schließlich alles gleich unerträglich?

Einige Augenblicke später sah sie vor sich ein Bild, das sie seltsam bewegte. Die Laube auf dem Hügel, eine Bretterhütte mit schrägem Dach, von jener einfachen Form, wie altdeutsche Darstellungen aus der heiligen Schrift sie zeigen, war erfüllt von goldenem Abendlicht. Auf der Wiese, die sie umgab, standen blaue und weiße Blumen mit schlanken Stengeln, die von den schräg fallenden Sonnenstrahlen durchleuchtet, in einer unirdischen, gläsernen Schönheit erglänzten. In der offenen Holzlaube, mitten in dem goldenen Duft saß ein junges Weib von einer holden, süßen, leidenden Lieblichkeit der Erscheinung. Ihre schmalen und bleichen Hände lagen ihr müde im Schoß, ihre braunen durchsichtigen Augen blickten durch Tränen über die frühlingsblühende Weite in ein Tal von Schmerzen, das nur ihrem Blicke sichtbar wurde. Und über ihr, am blauen Himmel, unter den schneeglänzenden, goldumsäumten Sommerwölkchen flog gemächlichen Flügelschlages ein großer schwarz-weißer Storch.

– 39 –

„Der hält sich immer hier in der Näh‘,“ sagte Frau Uffenbacher mit einem fröhlichen Stolz. „Die Freilen füttern ihn. Er gehört ja auch zu uns.“

„Wer ist das Mädchen?“ fragte Cornelia leise.

„Das ischt die Rose von Ulm. Hat letzte Woche entbunden. Morgen geht sie heim. Das Kind ischt vor einer Stunde geholt.“

Cornelia stürzten die Tränen aus den Augen.

„Ja freilich,“ sprach Frau Uffenbacherin in einem strengen Ton. „‘s ischt so – ich sag’s alleweil: Ein Wochenbett ischt kein Brautbett! Das bedenkt so ein Mädle nit vorher. Ei – Rösle, muscht nit heule! Kanscht doch jede Woche herüber und das Kleine sehen! Gut hat’s das Ding bei der Frau Lebzelter – sauber – da ischt nichts zu sage! Der Herr Papa wird ja doch einmal nachschauen! Na ja... Denket Sie an die Freilein Toni – das ischt ein Elend... Ihne wollte doch die Eltern von Eurem Herrn was gebe fürs Kindle...“

„Ja, Frau Uffenbacher,“ sagte die Rose von Ulm in einem gereizten Ton, „ich weiß schon – aber ich will ihr Geld nicht – ich will einen Vater für mein Kind!“

Ihr seines Mädchengesicht zog sich zusammen zu der krampfhaften Energie eines Entschlusses, der mit der Wucht einer fixen Idee ihre Zukunft regieren würde: Ich will einen Vater für mein Kind!

– 40 –

Die Rose von Ulm... Wie sie dort saß im goldenen Licht, im holden Blühen ihrer unschuldsvollen Schönheit hätte man der jungen Madonna gern den Göttersohn geglaubt – den Jupiter, der aus Himmelshöhen sich zu ihr niedergesenkt hatte. Doch Frau Uffenbacher flüsterte Cornelia ins Ohr: „s ischt ein' Leutenant – die Eltern wollen's nit leide – er soll eine reiche Baas freien, eine Tuchfabrikantenstochter aus Reutlingen.“

Viertes Kapitel

Auch eine Welt – auch eine Welt – dachte Cornelia, als sie wachend auf ihrem Bette lag. Und sie hatte geglaubt, etwas vom Leben zu wissen - - hatte sich vermessen, Urteile zu fällen, Rätsel zu lösen, Vergleiche zu ziehen. In die Einsamkeit hatte sie zu flüchten gemeint und war, wie in alten Märchen, gleichsam in Schlaf und Traum in ein anderes Leben hinabgesunken, das unter dem hellen Tagesschein, in dem sie bisher gewohnt hatte, sich regte und bewegte, erfüllt war von Gestalten und Schicksalen, von denen sie vorher nicht das mindeste ahnte. Sie war sich ein Einzelfall bisher gewesen – ein Unerhörtes, Niedagewesenes, nie wieder Seiendes, durch keinen noch so dünnen Faden mehr mit allen Lebenden verknüpft – gleichsam ausgestoßen aus der Gemeinschaft alles Menschlichen, von dem sie wußte, und das ihr bis heut allein als Menschliches gegolten hatte. Wie weit dahinten lagen nun alle bekannten Begriffe - - Wie unsicher schienen die Umrisse ihrer Existenz geworden, wie matt und zerflossen, elend gleichgültig die Farben ihres bisherigen Seins – selbst ihrer Liebe, die kaum noch zu ihr zu gehören schien, die ihr über den Rand des dunklen Brunnens, in dem sie versunken war, mit toten, leeren Gespensteraugen nachblickte.

– 42 –

Aber um sie her aus dem Dämmer drang es auf sie ein von neuen Dingen, neuen Erscheinungen, die schattenhaft sich durcheinander bewegten und regten und leise raunten von unerhörten Geheimnissen und schweren Gefühlen und von tiefem Wissen, das in dieser Unterwelt verborgen, seiner Auferstehung, seiner Erhebung zum Lichte der Erkenntnis harrete...

Und doch schien die Sonne auch hier und die gleichen Blumen blühten wie im Tageslicht – und am Himmel schwebte der gleiche, vertraute Sagenvogel, von dem einst in der eigenen warmen Kinderstube die Mutter Liedchen gesungen und Märchen erzählt hatte. Mit

ungeschickten Kinderfingern hatte sie ihm Brosämlein und Kuchenbrocken auf die Fensterbank gestreut, damit er ihr ein Brüderlein oder Schwesterlein bringe. Die schöne Mama hatte daneben gestanden und geheimnisvoll gelächelt... Und die ersten Schauer des Unbegreiflichen, des großen Wunders des eigenen Daseins hatten an ihr kleines Mädchenherz gerührt, bei jenem befangenen, glücklich-bangen Lächeln der Mutter...

Die Luft in dem niederen Raume, dessen Decke Cornelia von ihrem Lager aus fast mit der ausgestreckten Hand berühren konnte, war schwül und dumpfig. Sie hatte am Abend das Fenster öffnen wollen und dabei gesehen, daß die weißen Gardinen,

– 43 –

die es so sauber umhüllten, in der Mitte zugenäht waren, gleichsam um jedem Versuch einer Lüftung von vornherein vorzubeugen. Als Cornelia ihre Schere nahm und diese seltsame Naht auftrennte, welche ihr die etwas übertriebene Ordnungsliebe der Frau Uffenbacher angenehm zu bestätigen schien, entdeckte sie den tieferen Grund dieser Maßregel. Das Holz der Fensterumrahmung war so vermorscht, die Haften und Riegel so vom Rost zerfressen, daß die Flügel, sobald sie sie aufzustoßen versuchte, auf der Stelle in die Nesseln, die unter dem Fenster blühten, hinabzustürzen drohten und nur mit einer energischen Anstrengung ihrer Arme noch an diesem Unglücksfall verhindert werden konnten. Augenscheinlich wurde die Tür zur Durchlüftung des Raumes für ausreichend erachtet, und dies war wohl der Grund, daß sich aus der Küche emporsteigend, ein fettiger Schmalzgeruch der Zimmerluft eindringlich mitgeteilt hatte. Trotzdem der Dunst von Speisen Cornelia unerträgliche Übelkeit verursachte, mochte sie doch die Tür nicht offen stehen lassen – sie empfand allzu unbehaglich die Neugier, die draußen lauerte.

Immerhin, eine Nacht konnte man bei geschlossenen Türen und Fenstern verbringen. Morgen, in der Frühe, würde sie zu einem Tischler senden und die Sache auf eigene Kosten richten lassen.

Aber nun wurden nach und nach alle die Ge-

rüche lebendig, die in dem eingeschlossenen kleinen Zimmer schon so lange Zeit gefangen gehalten worden waren.

Aus dem vorsündflutlichen Kanapee krochen uralte Düfte von Menschenschweiß, von dörflichem Knaster und Pfeifenrauch, aus dem wurmstichigen Holzwerk des Waschtisches und der Bettlade, ja aus Kissen und Decken wand sich ein fader, süßlich-ekler Brodem gemischt aus Moschus, Kamillen, Ammoniak und Karbol. Cornelies geschärfte Sinne vermeinte den Dunst von Blut und Wunden zu spüren – von Blut, das über das Lager geflossen, auf dem sie ruhte – von Wunden, die hier erlitten waren in einsamer Not... Angst und Ekel beklemmten sie bis zur Atemlosigkeit. Sie warf die Decken von sich und wollte aufspringen – da hielt sie zitternd inne und lauschte... der Schweiß brach ihr aus, lief ihr in kalten Tröpfchen das Rückgrat hinab. Ein Wimmern drang zu ihr, ein leises, ersticktes Winseln und Weinen, so, als werde es erstickt in den Kissen eines Bettes. Und doch wurde es stärker und stärker, schwoh auf zu jähem Schluchzen, sank zusammen zu ergebenem Weinen, wurde wieder lauter, wurde zum verzweifelten Jammern eines verlassenenen, der dunklen Nacht und den dunklen Schicksalsmächten sein Elend klagenden Geschöpfes.

Cornelie starrte mit weitaufgerissenen Augen in

die Finsternis. So grauenvolles Weinen hatte sie noch nie vernommen... Doch, doch – sie kannte jeden Laut – es war ihr allmählich, als höre sie sich selbst, losgelöst vom eigenen Körper, dort drinnen schluchzen... War es nur *eine* Stimme? Eine zweite gesellte sich aus größerer Entfernung hinzu – es war nicht mehr ein einzelnes Mädchenweinen – die Klagelaute drangen vom Boden herauf und aus den Mauern hervor – es schien Cornelien, als wimmere das ganze kleine dürftige Haus, als vereinten sich alle Tränen, die in seinem Innern schon geflossen sein mochten, zu einem Regen, der mit geisterhaftem Gewinsel aus den Poren des Mauerwerkes, aus den Ritzen der Dielen, aus den Kissen der Lagerstätten empordrang und hilflos,

hoffnungslos, doch unerschöpflich der Nacht und dem Dunkel die Schmerzen klagte, die dem harten Tageslicht verborgen werden mußten.

So viele heiße, liebevolle Herzen hatten hier der Liebe fluchen gelernt, hatten hier in wilden Angstkrämpfen das Muttergefühl in der Brust ersticken und morden müssen.

Was Wunder, wenn der fühllose Mörtel der Wände bebte, wenn das Holz der Dielen, das alle die zahllosen Tränen aufgesogen hatte, ächzte unter dem Brand der salzigen Tropfen...

Die Stunden vergingen und Cornelia saß aufrecht in ihrem Bette, lauschen auf die geister-

– 46 –

haften Stimmen ihrer eigenen Schmerzen, und sie wurden ihr zu einem Klagestöhnen, das nicht mehr ihr eigenes blieb, das aus fernen, fernen Zeiten durch die Jahrhunderte scholl, gleich einem ewigen unstillbaren Gesang der Zertretenen, Verlassenen, Besiegten.

Fünftes Kapitel

Der trübe, laue Frühlingstag lockte unter den knorrigen, von rosenroten Blüten bedeckten Apfelbäumen auf den Landstraßen weiter und weiter zu wandern und dem Tirilieren der Lerchen über den hellgrünen Feldern zuzuhören.

Als Cornelia heim kam, war die Sonne schon eine Weile untergegangen. Sie sah in der Dämmerung Frau Uffenbacher breit und wuchtig in ihrer kleinen Haustür stehen. Die Hanne war bei ihr und drei der Fräuleins; die Rose von Ulm war am Morgen abgereist. Cornelia hörte lautes, heftiges Schwatzen und zögerte, um einen Augenblick abzapassen, in dem sie unbemerkt die Treppe hinaufschlüpfen konnte. Seit man ihren Zustand offen anerkannte, war ihr zumute, als gehe sie nackend zwischen den Menschen hindurch. Sie fühlte deren Blicke wie die Stiche böser Insekten auf ihrer empfindlichen Haut, und bis tief in ihre Brust hinein.

Während sie in der Dämmerung am Himbeergebüsch des Gartens stehen blieb, hörte sie Annerles helle Stimme:

„Jesses, da kommt sie ja schon, Frau Uffenbacher! Hab' ich's nit gesagt, sie wird halt spazieren gegangen sein!“

Cornelia überwand sich und trat in ihrem langen, sandfarbenen Regenmantel langsam näher.

– 48 –

„Ist es schon Essenszeit? Es tut mir leid, wenn ich habe warten lassen,“ sagte sie obenhin. Mit einem leichten Neigen des Kopfes wollte sie an der Gruppe vorüber.

„Das geschieht mir aber nit wieder,“ schrie Frau Uffenbacher sie an, der Zorn der vollblütigen Frau brach zuweilen ganz unvermittelt aus ihr hervor.

„Was geschieht nicht wieder?“ fragte Cornelia befremdet.

„Daß Sie hier fort gehe, ohne mir auch nur ein Wörtle zu sagen, und stundelang fort bleibe und mir wisse nit, wo Sie sich aufhalte! Das gibt's nit – die Angscht will ich nit noch einmal habbe!“

„Aber – Frau Uffenbacher,“ sagte Cornelia irritiert, „warum hatten Sie denn Angst? Ich bin doch ein erwachsener Mensch! Was soll mir denn hier zustoßen? Sind die Landstraßen in der Gegend so unsicher?“

„Ja, was meine Sie denn,“ schrie die Uffenbacherin laut und drohend, „in dem Zustand, wo Sie sich befinde, da rennt man doch nit stundelang auf die Landstraß'! Wenn Ihne da was züstößt und Sie komme im Straßengrabe nieder?... Nachher hab' ich mit der Polizei zu schaffe! Das könnt' mir passe! Oder Sie krieget's in den Kopf und tun sich ein Leid an! Gar noch! 's wär' nit das erschte Mal!“

– 49 –

Cornelia stand mit gesenktem Kopf und ließ die Scheltworte der wütenden Frau auf sich niederprasseln. Sie trafen wie brennende Splitter aus einer Explosion, von denen jeder eine Brandwunde schlägt.

„Morgen früh reise ich wieder,“ dachte sie mutlos, leidend. „Es muß doch einen Ort geben, wo ich mich unbehelligt verkriechen kann.“

„Wir meinten, gnädige Frau hätten sich vielleicht verirrt;“ mit dieser Unterbrechung stürzte sich Annerle kühn in den Wortschwall der Uffenbacherin. Damit die Zornwellen nicht wieder austoben möchten, sprach sie eilig weiter mit der liebenswürdigen Verbindlichkeit, die sie besseren Kunden gegenüber anwendete, und die sie ihren Chefs so schätzenswert machte. „Gnädige Frau wissen die Wege hier nit und es wurde schon dämmerig. Da hat sich Frau Uffenbacher um gnädige Frau gesorgt – wir alle haben's ein bisschen mit der Angst kriegt.“

„Das war unnötig,“ antwortete Cornelia abweisend. „Ich bin es gewöhnt, allein spazieren zu gehen und kann diese Gewohnheit nicht ändern.“

„Da muß ich doch halt sehr bitten...“ fuhr die Uffenbacherin aufs neue los. Cornelia ging schnell an ihr vorüber, die zwei ausgetretenen Steinstufen hinauf in den Flur. Von dort aus

wendete sie sich noch einmal zurück und sagte mit ihrer leisen, klaren und höflichen Stimme:
„Sie senden

– 50 –

mir das Abendessen wohl auf mein Zimmer.“ Dan stieg sie, ohne sich umzusehen, langsam und ein wenig schwer die schmale Holzterpe hinauf.

„Was ist denn die – was will denn die!“ keifte die Uffenbacherin mit hochrotem Gesicht und schaute sich wütend unter ihren Damen um. Die Schweizer-Mari und die bayerische Toni lachten schadenfroh. Sie gönnten der großen dicken Tyrannin die Niederlage.

Annerle häkelte aufgeregt weiter am Saum der wollnen Windel, die sie mit einer rosenroten Kante auszierte. Sie sagte dabei scharf pointiert, wie das Annerle ihre Weisheitssprüche von sich zu geben pflegte: „Die will gar nix! Die ischt nur eine vornehme Dame! – Ja, Frau Uffenbacher, die läßt sich nicht behandeln, wie wir armen Hascherle –!“

„No – wie behandle ich euch denn?“ schrie die Uffenbacherin. Die Arme in die Seiten gestemmt, pflanzte sie sich drohend vors Annerle, so daß sie fast erschrecklich anzusehen war, die gewaltige Frau, in dem aus ihr kochenden und polternden Jähzorn. „Für das lumpig Laufegeld, was ihr zahlt, ihr Sauband‘, da werdet ihr als viel zu gut behandelt. Gemeines Pack, ihr alle miteinander. Die Lange da oben ischt auch nit um ein Haar besser wie ihr. Trägt die etwa einen Trauring...? Ha, da brauch‘ ich mich, weisch Gott, nit zu scheniere.“

– 51 –

Ihre weiteren Ausführungen über die Stellung der neuen Langen gingen unter in einem wilden Empörungsgeschrei, in dem das Annerle den Ton angab und die andern besseren Damen ihr wacker zur Seite standen. Es wurde ein wüster, kreischender, tobender Weiberzank, der den lauen Frühlingsabend mißtönend durchhallte, und in dem keines mehr wußte, um was es sich noch handelte. Ein paar Nachbarinnen von den Witwen aus der unteren Straße gestellten sich dazu, keiften aus vollem Herzen und voller Lungenkraft mit hinein, bald der Uffenbacherin, bald

den Fräuleins recht gebend, beide gegeneinander aufhetzend, und so ihr Vergnügen an der Dischkussion behaglich genießend.

Cornelie lag oben auf dem tabaksduftigen Kanapee. Die zugenähten Gardinen vor den Fenstern konnten den Schall der Schimpfworte, die hin und wider flogen, nur wenig dämpfen. Ihre geringe Kenntnis von den volkstümlichen Ausdrücken für die zarten Dinge der Liebe wurde an diesem Abend um eine tüchtige Anzahl saftiger Kernworte vermehrt.

Beunruhigt lauschte sie. Handelte sich der Streit eigentlich um ihre Person, oder um was denn sonst? Sollte sie eingreifen oder besser fern bleiben?

Mein Gott, dachte sie erschrocken, sie werden sich noch prügeln! Warum bin ich überhaupt hierher gekommen? Was ist dies für ein Haus?

– 52 –

Sie beschloß, am frühen Morgen ihren Koffer zu packen, die für den Monat vorausbezahlte Pension fahren zu lassen und weiter zu ziehen. Denn konnte sie wohl bei dem Geschrei und Geheul, das hier an der Tagesordnung zu sein schien, ihre Arbeit über das Seelenleben des modernen Kulturweibes mit einiger Wahrscheinlichkeit auf Erfolg zu einem guten Ende bringen?

Und doch schien es ihr beinahe unmöglich, weiter zu suchen und sich all diesen fragenden, verwunderten, mißtrauischen Blicken aufs neue auszusetzen. Eine Angst ergriff sie, in der sie aufsprang und mit flatterndem Herzschlag mühsam und bange atmete. Sie trat an das winzige Fenster, hob die Gardine und blickte hinab. Da sah die vornehme Philosophin Cornelie Reimann etwas, das sie noch niemals gesehen hatte: Frau Uffenbacher wendete sich mit einem jähen Schwung ihrer stattlichen Hüften, hob ihre Röcke hoch auf und streckte ihren Pensionärinnen, den gesamten besseren Damen als Zeichen ihrer äußersten Verachtung ihr weißleuchtendes, breites und mächtiges Hinterteil entgegen. Dann verschwand sie unter dem gellenden Entrüstungsschrei der von solchem Schimpf Betroffenen in dem Flur ihrer „Anstalt“, und dröhnend schlug die Küchentür hinter ihr zu.

Der schwarz und weiße Sagenvogel, der, einen zappelnden Frosch im roten Schnabel,
von blauer

– 53 –

Höhe herab zugeschaut hatte, schlug gelassen seine schweren Flügel auf und nieder und
enteilte zu seinem friedlichen Nest auf der Pfarrscheune.

Cornelie verschloß ihre Tür zweimal und verzichtete an diesem Abend auf die Nahrung,
die ihr Frau Uffenbacher drei Viertelstunden später durch die Hanne heraufschickte.

In den Nebenzimmern hörte sie noch lange aufgeregtes Schluchzen und Hin- und
Herreden der Mädchen.

Sechstes Kapitel

Das blonde Annerle grüßte mit Ehrerbietung, als sie der neuen Langen am nächsten Morgen auf dem Flur in den Weg trat. Bescheiden fragte sie, wie die gnädige Frau geschlafen habe.

Auf das kühle kurze Dankwort Corneliens flüsterte sie errötend: „Man schläft nit extra gut hier im Tränenhaus – so heißen wir als die verfluchte Hütte... Was müssen gnädige Frau nur gestern gebracht haben... Ach – gnädige Frau passen so gar nicht hierher...“

Cornelie zuckte ungeduldig die Achseln. „Ich werde wieder abreisen,“ sagte sie, und wollte in ihr Zimmer zurücktreten, fügte jedoch im nächsten Augenblick lebhafter hinzu: „Ich verstehe nicht, warum Sie sich die Unverschämtheit dieser schauerlichen Person gefallen lassen. Ich habe mich in ihr geirrt. Sie schien mir anfangs eine verständige und wohlwollende Frau.“

„Ja,“ rief Annerle, „so scheint sie, und damit lockte sie uns alle hierher – damit umgarnt sie auch den Geheimrat! Der hält arg große Stücke auf sie und will mir nit glauben, wenn ich ihm sage: ‚Herr Geheimrat, Sie sollten die Frau Uffenbacher kennen, wie wir sie kennen! Da würden Sie Augen machen!‘“

– 55 –

„Der Geheimrat?“ fragte Cornelie befremdet. Was würde sie noch ferner für Erfahrungen machen in diesem kleinen Häuschen, das in ländlichem Frieden unter dem blühenden Birnbaum ruhte, umschwärmt von den summenden Bienen.

„Der Herr Geheimrat hat auch dem Vater der Toni die Frau Uffenbacher empfohlen, und darum *will* er nun nicht die Wahrheit hören – so sind die Mannsbilder,“ berichtete Annerle, verständig unter ihren blonden Flatterlöckchen mit den etwas vorstehenden Augen Cornelie anblickend. Sie lächelte ein wenig über die Mannsbilder und Cornelie lächelte auch, aus Höflichkeit.

Plötzlich ging ein Erschrecken über ihre Züge. „Wohnt dieser – dieser Geheimrat hier im Haus?“ fragte sie beklommen. „Frau Uffenbacher hatte mir versichert, es kämen niemals Herren ins Haus, außer dem Vater von Fräulein Toni, der sie Sonntags besucht...?“

Jetzt war Annerles ganzes rundes Gesicht eine fröhliche Heiterkeit. „O – Jesses! Der Herr Geheimrat – hier wohnen! Das muß ich ihm erzählen! Der wird lachen. Nein – der schaut nur zuweilen von Stuttgart herüber, ob hier alles in Ordnung hergeht! O – da kann die Uffenbacherin aber schmeicheln und schön tun! Und eine Würdigkeit! Da sollt' man meinen, es könnt' gar nit sein, daß sie sich so schweinisch beträgt, wie

– 56 –

gestern abend. Wir haben uns alle für Sie geschämt.“

Cornelie wendete den Kopf ab und errötete. Annerle sah ein, daß es besser war, das Thema zu wechseln. Die kleine mollige Person in der losen karierten Morgenjacke, darunter sich kugelrund das Bäuchlein hob, richtete sich ein wenig auf den Zehen zu Cornelies Ohr und flüsterte geheimnisvoll: „Der Herr Geheimrat hat der Uffenbacherin das Geld gegeben, um die Anstalt zu übernehmen, nachdem ihre letzte Besitzerin verstorben ist, und das Häusle zum Verkauf stand.“

„Woher wissen Sie denn das alles?“ fragte Cornelie verwundert und wider Willen interessiert.

Annerle schlug die Augen nieder.

„Ich war schon einmal hier,“ sagte sie mit einer etwas künstlich gespielten Verlegenheit. „S'ischt schon mein Zweites...“

„Ah so...“

„Ja – das Liesel ist bei meinen Eltern... Aber gnädige Frau müssen deshalb nicht schlecht von mir denken –“

Annerle hatte diese Redensart häufig in Romanen gelesen, die von verführten Mädchen handelten, und fand sie jetzt entschieden angebracht. „Ich und mei Hansel, wir leben wie brave Eheleut' zusammen – nur heiraten können wir uns

halt nit – seine Eltern sind jüdisch und mein Onkel ist doch der Dekan.“

Sie machte eine Pause und war zufrieden mit der Wirkung des zuletzt ausgespielten Trumpfes auf die Fremde.

„Bitt' schön, gnädige Frau – ich vertrau' auf Ihre Dischkretion... es wäre arg für mich, wenn's daheim auskäm, daß ich schon wieder in der Hoffnung bin... Ja – geltens – so ein verliebter Mann...! Und mei Hansel hat immer gesagt: ‚Annerle, nur nichts gegen 's Gesetz... Da steht Zuchthaus drauf...‘ Wisse Sie – sein Alter ist als noch so ganz im alten Testament.“

„Wie merkwürdig ist das alles,“ flüsterte Cornelia. „Aber kann Ihnen der – der – ihr Freund nicht eine andere Unterkunft verschaffen?“

„Ha – mei Hansel – und mir was verschaffen. Jesses, der sagt: Laß mich zufrieden – 's ist schon arg genug, daß d' so garstig ausschaust. Ich wüßt' schon noch andere Orte – aber, das ischt's ja – wir könne hier nit fort – wir habe uns dem Satan in die Händ' geliefert –! Wenn die Männer wüßten, was so ein arm's Mädele auszustehen hat... Gnädige Frau, das ist ein bitterböses Weib – die Uffenbacherin – die hat ihre Freud' daran, ihr Gift und ihre Bosheit an uns auszulassen... Sie weiß von uns allen die Adressen – die läßt sie sich als gleich zu Anfang

geben... Für einen Sterbensfall sagt sie – ja – ja... damit sie uns in der Hand hat, und wir nit 's Maul auf tun dürfen, wenn sie uns einen Fraß vorsetzt, wie für die Säue. Gnädige Frau haben doch nicht etwa Ihre richtige Adresse angegeben, von Ihrem Zu Haus?“

„Ja – das habe ich,“ sagte Cornelia geängstigt.

„Das hätten gnädige Frau nicht tun dürfen,“ bemerkte Annerle und hob ihr in die Luft strebendes Näschen mit weiser Überlegenheit noch höher. „Hätt' ich gnädige Frau nur raten dürfen! Von meinen Leuten weiß sie ja – denn ich bin's doch gewesen, die 's beim Herrn Geheimrat vermittelt hat, daß er ihr das Geld gab! Dafür dacht' ich, ich könnt' auf eine

menschenwürdige Behandlung rechnen. – Prost Mahlzeit! Nun hat man zu kuschen! Und gar das arme Tonerle – der ihr Vater verliert seine Stellung, wenn's auskommt, wer die Verwandten sind, wo seine Tochter den Sommer zubringt. Wenn das Mädele wagt, sich zu beklagen, da heißt's: Du hascht's nit anders habe wolle – jetzt schweig' und leid'!“

Cornelie neigte den Kopf und bewegte nervös die Finger, die kalt und feucht geworden waren.

„Ach, gnädige Frau...“ begann' das kleine rundliche Mädchen elegisch- sie besaß einen regen Schönheitssinn, darum hatte es ihr diese Lange, Schlanke, Vornehme gleich angetan.

„Wenn ich

– 59 –

Ihnen in irgend etwas behilflich sein könnt', gnädige Frau?“ Eine bewundernde Andacht war in der Stimme, „ich kenne die Verhältnisse hier gründlich.“

„Ich danke Ihnen,“ sagte Cornelie. Das müde und traurige Lächeln, das Annerle bis zu Tränen rührte, kam wieder über das schmale Gesicht mit der kühnen Nase. „Wir müssen uns wohl am besten auch sagen: „Du hast's haben wollen – jetzt schweig' und leid'.“

Annerle nickte. Irgend etwas wie Scheu band ihr plötzlich das behende Zünglein. Sie seufzte.

„Wenn ich nur wüßte,“ begann Cornelie wieder, „wodurch ich gestern diese Frau so gereizt haben kann?...“

„Gnädigste“ – Annerle lächelte fein, „Ihr ganzes Wesen reizt sie! Das Weib fühlt, daß sie Ihnen das nit bieten kann, was sie uns bietet – das wurmt sie – da schimpft sie halt hinter Ihrem Rücken, um sich Luft zu machen. Gestern konnt' ich's nit mehr leiden – den ganzen Tag war's schon so in der Küche hergegangen – da hab' ich ihr halt einmal die Wahrheit gesteckt!“

„O – um meinetwillen....?“

„Es war schon alles eins! Ich wär' sonst dran erstickt.“

„So – nun dann.... Ich bin gewöhnt, sehr unabhängig zu leben,“ Cornelie sagte es ent-

schuldigend und etwas förmlich. „Falls Frau Uffenbacher es wünscht, kann ich ihr ja aber sagen, wenn ich ausgehe!“ Ein kleiner Zug von Ironie zeigte sich um ihren Mund.

„Wir sollen uns am Tag überhaupt nicht unter die Leut‘ sehen lassen, als wenn wir die Pescht hätten....“ grollte Annerle.

Cornelie hob die Hand und strich sich über die Stirn. „Verzeihen Sie,“ sagte sie leise und höflich, „ich bin etwas müde vom Stehen – ich möchte mich niederlegen.“

Annerle sprang dienstfertig, ihr die Tür zu öffnen, sie war recht behende trotz ihrer Leibesfülle. „Vielleicht möchten gnädige Frau lieber in der Laube sitzen. Die Uffenbacher ischt im Dorf und von uns würde Sie keines stören....“

„Vielleicht später,“ sagte Cornelie ausweichend. Annerle fühlte, es war genug mit den Annäherungsversuchen. So grüßte sie denn hochachtungsvoll und bescheiden und begab sich zu Toni, um dieser ihre Erfahrungen mit der neuen Vornehmen freundschaftliche zu berichten.

Die bayerische Toni hatte es sich bequem gemacht und räumte, in eine rosageblünte Nachtjacke und einen braunen Moireerock gekleidet, ihre Kommodenschubladen auf. Sie war daheim, in dem kinderreichen Haushalt eines Volksschullehrers an hunderterlei wechselnde Arbeiten gewöhnt. Hier

schlichen die langen Tage in trüber Einförmigkeit den kurzen Sommernächten entgegen. Darum traf man Toni meist bei der Aufräumung ihrer Kommode, oder mit dem Stopfen ihrer Strümpfe, Hemden und sonstigen Bekleidungsgegenstände beschäftigt. Alles war von äußerster Einfachheit und durch langen Gebrauch abgenutzt, aber mit Sorgsamkeit erhalten.

Toni zählte nicht mehr als siebzehn Lenze. Von einem Liebesfrühling aber, dessen Freuden sie hier bei Frau Uffenbacher abzubüßen gezwungen wurde, hätte sie kaum sprechen können. Ihre Erfahrungen in der Liebe waren kurz, dunkel und verworren. Sie beschränkten sich auf wenige Stunden, die ihr in der Erinnerung nur Angst und Schrecken zu enthalten scheinen.

Toni war ein knochiges Mädchen von unreinem Teint und breitem, gewöhnlichen Gesicht, dem nur die treuherzigen Augen ein freundliches Licht verliehen. Aber sie hatte sich darüber klar werden müssen, daß es nicht einmal dieser spärliche Reiz gewesen war, der ihren Verführer lockte. Ach nein – es waren nur die paar tausend Mark, die sie vor kurzem von einer Tante geerbt hatte, und die die geschäftigte Phantasie guter Freunde sofort zu einigen Hunderttausenden umschuf, mit denen ein verschuldeter Abenteurer sich hatte vor dem Ruin retten wollen.

Zwei von Tonis Freundinnen waren zur gleichen Zeit dem Schurken zur Beute gefallen. Er wollte

– 62 –

die Wahl haben. Von den Eltern konnte ihm unter so zwingenden Umständen doch keiner die Tochter weigern, hatte er wohl gemeint. Aber dieses Rechenexempel wurde ruchbar und Toni wurde von allem in Kenntnis gesetzt. Nun zeigte sie sich demütig einverstanden mit ihrem Vater, als er dem Verführer die Tochter weigerte. Sie sollte ihn niemals wiedersehen und sie verlangte auch nicht danach. Aber sie mußte neun Monate lang sein Kind unter dem Herzen tragen. Das blasse, gedunsene Gesicht der Siebzehnjährigen hatte in dieser Zeit einen Ausdruck von geistiger Stumpfheit angenommen, von ungeheurer Gleichgültigkeit, die fast wie Dummheit wirkte und die doch nur ein Schild war, die verzweifelte Selbsthilfe eines noch sehr jungen und gesunden Organismus gegen das tötende Entsetzen.

Und auch gegen das Heimweh. Das fürchterliche Heimweh, das Toni ergriff, wenn sie ihre Kommodenschubladen aufräumte – das Heimweh nach der Mama, nach der Großmutter und den kleinen Geschwistern, von denen sie noch niemals entfernt gewesen war. Dabei quälte sie fortwährend ein unerträglicher Hunger. Wo sie ging und stand sah man Toni an einem Landjäger kauen – an einer dieser steinharten, geräucherten, flachgepreßten bayerischen Würste, welche die einzigen Liebesgaben bildeten, die Tonis Familie ihr ab und zu in die Verbannung zukommen ließ.

Siebentes Kapitel

Auf halber Höhe des langgedehnten Hügelgeländes, das auf seinem Gipfel die Dorfstraße trug, führte zwischen Haferfeldern ein schmaler, blumentumwachsener Weg zu einem Hain alter zottiger Apfelbäume. Weiße und rosige Blättchen wehten bei jedem Luftzug über Cornelia hin, die auf ihrem Tuch im Grase saß und zu arbeiten versuchte. Dabei mußte sie aber fortwährend über all die Zustände nachdenken, die Annerle ihr vorhin enthüllt hatte. Wenn es so stand, besaß sie ja gar nicht mehr die Freiheit, fortzugehen! Und auch wenn sie blieb, setzte sie ihre Mutter bei jeder Meinungsverschiedenheit mit diesem unheimlichen Weibe der Gefahr eines anonymen Anklagebriefes aus. Wie ein unbedachtes Kind hatte sie sich benommen. Sollte nun ihre Mutter Unsicherheit und Erwartung dieser Monate mit ihr leiden, nur weil sie sich zu schwach fühlte, zu ertragen, was alle die kleinen Mädchen doch ertrugen? Wie sie sich für ihre Willenlosigkeit verachtete!

Ein Bauer, der nach seinen Feldern gesehen hatte, war an Cornelia vorübergegangen, war zurückgekommen, um sie genau zu betrachten, und hatte sie dann in einer gewissen Entfernung umkreist, sie beobachtend, wie man ein fremdes Tier in seinen

– 64 –

verwunderlichen Beschäftigungen beobachtet. Das hatte Cornelia maßlos gereizt – sie war geneigt, ihre ganze Verstimmung lediglich jener Störung zuzuschreiben. Der von hohen Mauern umhegte gräfliche Park erschien ihr plötzlich als ein Zufluchtsort, wo der Druck von ihr genommen werden könne. Dort gab es sicher Bänke und Tische. Man konnte seine Blätter behaglich ausbreiten. Das Schreiben auf den Knien, eine Stellung, bei der einem alle Glieder schmerzten, war doch der geistigen Sammlung und Freudigkeit nicht eben zuträglich. Hatte Frau Uffenbacher ihr nicht gesagt, daß die Herrschaft verweist sei? Der Gärtner mochte durch ein Trinkgeld zu gewinnen sein.

Cornelie lächelte ein wenig in sich hinein. Sie mußte sich vorstellen, daß die Herrschaft anwesend war, sie ihre Karte hinaufschickte – und ob dies unter andern Verhältnissen nicht genügt haben würde, damit man ihr den Park, solange sie es wünschte, zur Verfügung stellte? Es war ihr in diesem Augenblick wieder alles gegenwärtig, was dieses letzte Jahr ihr gebracht hatte. Sie sah ihre altmodischen Stuben angefüllt mit den üppigen, schwer duftenden Gewächshausblumen, sie sah die Stöße von Zeitungen, die ihr Tag um Tag gesandt wurden von Menschen, die sie nicht kannte, in deren jeder ihr Name – der Name Cornelie Reimann – als ein aufgehender Morgenstern, ein Fanal in

– 65 –

der Dunkelheit gepriesen wurde – sie sah bewundernde Augen, verehrende Blicke von Männern und Frauen auf sich gerichtet – sie hörte das Flüstern, welches um sie her entstand, sobald sie ein Theater, einen Gesellschaftssaal betrat – sie atmete wieder die allgemeine Huldigung, die zu ihr empor drang und sie, wo sie auch ging und stand, gleichsam in einen feinen Weihrauchduft hüllte. Sie spürte wieder mit einem seltsamen Vibrieren ihres Herzens die Flammen des Begehrens, die entzündet aus den Weihrauchdüften des Ruhmes heiß zu ihr emporgezüngelt waren, die ihr mit einem Male die verlorene Jugend zurückzuerobern schienen... Nein – der Ruhm war nicht kalt, des Lorbeers Blüten dufteten betäubend, waren umflochten von Girlanden blutroter Rosen... Und die Welt gehörte ihr – zu Genuß und Besitz...

Ihre Lippen wölbten sich voll und rosig in ihrem glühenden Antlitz und ihre Augen glänzten...

Ihr Verweilen in Frau Uffenbachers geheimnisvollem kleinen Häuschen erhielt jetzt plötzlich nur die Bedeutung einer vorübergehenden abenteuerlichen Laune, es bekam den Reiz eines Exils, in dem eine Herrscherin zeitweilig ihre Krone verbirgt – in dem sie, der noch unermeßliche Macht und Gewalt vorbehalten ist, sich aus eigenem Willen aller ihrer Ehren und Herrlichkeiten für eine kurze Weile begibt...

– 66 –

Annerle stand vor der Tür und wartete, sie stand dort, eine neue Flanellwindel behäkelnd, schon geraume Zeit, um Corneliens Rückkehr nicht zu versäumen. Als sie die lange Gestalt in dem sandfarbenen Mantel kommen sah, ging sie ihr bescheiden entgegen und schlug die Augen andachtsvoll zu ihr auf. Cornelia fragte hochmütig und obenhin nach dem Weg zum gräflichen Park.

Annerle bot sich sogleich als Führerin an. Sie äußerte Bedenken, ob der Gärtner eine Fremde wohl einlassen würde. – Sie selbst dagegen – oh, sie hatte ja der Gärtnerin erst letzte Woche Stoff zu einem Unterrock besorgt. Cornelia wagte, durch Annerles Ansprache jäh aus allen Phantasien gerissen, keinerlei Widerspruch gegen ihren Vorschlag zu erheben, trotzdem dadurch der Zweck der Sache völlig vereitelt wurde. Sie fühlte sich wieder in die schüchterne Wehrlosigkeit versinken, die sie so oft dem andringenden Leben gegenüber befiel. Sie hätte dem Mädchen nicht einmal andeuten können, daß sie zu arbeiten beabsichtige. Es würde ihr wie eine Entweihung vorgekommen sein, als zeige sie vorwitzig ihre verborgene Krone – das Manuskript, das sie in einem Leinenbeutelchen am Arme hängend trug. Mochte Annerle ruhig denken, das Beutelchen enthalte nur eine Windel und etwas rosa Wolle mit einer Häkelnadel.

Ergeben dachte Cornelia: Auch dieser Nachmittag

– 67 –

in Annerles Gesellschaft werde vorübergehen, wie schon so manches vorüber gegangen war. Zerstreut aß sie auf ihrem Zimmer ein Beefsteak, welches Frau Uffenbacher, mit unmäßig viel Zwiebeln zuzubereiten pflegte, und streckte sich dann, ermüdet von dem sonnigen, warmen Morgen, auf dem alten Kanapee aus.

Annerle hatte inzwischen beschlossen, die Schweizer-Mari und die arme Toni an der Ehre eines Spazierganges mit der geheimnisvollen Neuen teilnehmen zu lassen. Ihr gutes Herz konnte einmal keine Freude allein genießen und ihr Tatendrang ergriff mit Begeisterung jede Gelegenheit eine kleine Rolle zu spielen, sich selbst mit einer liebenswürdigen Wichtigkeit in den Mittelpunkt der Ereignisse zu bringen.

Es war nicht leicht, Tonis Menschenscheu und Maris bäuerische Schüchternheit zu überwinden und sie aufzumuntern, die Einladung der gnädigen Frau zum Spaziergang im gräflichen Park, die Annerle ihnen mit der größten Feierlichkeit, mit flüsternder und geheimnisvoller Stimme überbrachte, auch wirklich anzunehmen. Die Uffenbacherin dürfe beileibe nichts davon erfahren, denn die gnädige Frau wolle halt nit mit der alten wüschten Hex' sich zeigen... Frau Uffenbacher indessen, die es für die Pflicht einer mütterlichen Freundin der jungen Schar ansehen mochte, sich über das Ge-

– 68 –

wisper hinter den Türen vermittle der zu solchem Zwecke angebrachten Schlüssellöcher auf dem Laufenden zu halten, hatte das Wort von der „alten wüschten Hex“ gleichfalls vernommen.

Da es nun in allen Kammern alsbald an ein eiliges Kämmen, Waschen und Putzen ging – wobei denn in der Küche mehrfach warmes Wasser und Schuhwichse verlangt wurde, zogen sich die Wolken eines finsternen Unwetters dichter und dichter über Frau Uffenbachers Brauen zusammen. Äußerlich besaß die breite, gewaltige Frau wenig Ähnlichkeit mit dem blonden molligen Annerle, und doch war beiden ein rege schaffendes Phantasiespiel gleich eigen. Das hatte in der alten Hebamme gewirkt und sich auf dasselbe Objekt geworfene Es schien auch Frau Uffenbacher lieblich, mit der vornehmen Dame im gräflichen Park zu promenieren. Bei dem Gärtner, dem Verwalter, am Ende gar dem Herrn Pfarrer oder dem Dr. Schwärzle, dem sie leicht begegnen mochten, konnte man sich als Beschützerin einer geheimnisvollen Fremden von hohem Range aufspielen. Der einfache bürgerliche Name, den Cornelia angegeben hatte, war der alten Schwäbin längst nicht interessant genug, auch konnte sie kaum annehmen, daß man ihr gleich so arg vertraute, seinen wahren Namen anzugeben. Dahinter steckte noch manches und die gute Frau Uffenbacher erging sich sowohl Abends in ihren Träumen unter

– 69 –

dem karierten Federbett, wie auch bei ihren Besuchen im Dorf in den üppigsten Vorstellungen, was alles an herrlichen Dingen für ihre eigene Zukunft aus so hohen Beziehungen entspringen könne! Sie hätte dabei schwerlich auseinander zu halten vermocht, wieviel sie mit Überlegung log, wieviel sie von ihren Phantasien allmählich selbst glaubte.

Cornelie ahnte wenig, daß man schon am abendlichen Biertisch in der „Wirtschaft“ oben im Dorf darüber diskutierte, ob sie eine „Negierende“ oder nur „halt so eine Fürsichtin“ sei, und welche romantische oder gar politische Umtriebe sie in den abgelegenen Erdenwinkel verjagt hatten. Es wurden in diesen Tagen in Schopfingen uralte Sagen vom Manne mit der eisernen Maske und von in Wäldern gefundenen stummen Prinzenkindern aus dem Gedächtnisse hervorgeholt – auch von der Macht der Freimaurer raunte man sich seltsame Mären in die Ohren. Cornelies gleichgültiges Ablehnen von Frau Uffenbachers Anerbieten, sie in Dorf und Park umherzuführen, hatte diese schwerer gekränkt, als sie ahnen konnte. Aber die Uffenbacherin hatte es verschmerzt und eine gelegeneren Stunde abgewartet. Und nun wollte ihr die freche kleine Person, das Annerle, deren Freundschaft zu dem Geheimrat ihr ohnehin ein Dorn im Auge war, den Triumph mir nichts dir nichts vorweg nehmen!

– 70 –

Der Sturm der Wut begann bereits in ihrer gewaltigen Brust zu kochen und ihr das Blut in den Kopf zu treiben. Als die Mari, die Toni und das Annerle gegen drei Uhr, die auseinandergelassenen Gestalten zum erstenmal wieder in Korsetts gezwängt, mit Jacken, Hüten, Schleiern und Sonnenschirmen, die Treppe hinab kamen, brach das Unheil furchtbar aus und es gab ein Toben schwäbischer Flüche und Verwünschungen, daß das kleine Haus darob in seinen Grundfesten erzitterte. Cornelie, die weder ihrer Absage an die Uffenbacherin noch ihrer Zusage an das Annerle die geringste Wichtigkeit beimaß, machte zu derselben Zeit die Erfahrung, daß das Kölnische Wasser, welches sie über ihr Kanapee entleert hatte, die ihm entsteigenden Dünste keineswegs beseitigte, sondern nur um einen neuen vermehrte.

Sie wollte sich deshalb erheben und gleichfalls ankleiden, als das Gekreis auf dem Flur bis zu ihr empor drang. Verstimmt öffnete sie ihre Tür, um Frau Uffenbacher anzurufen, und

dadurch den wüsten Auftritt zu unterbrechen. Da hörte sie die zornige Stimme der Frau schreien:

„Wer hat die Erlaubnis für den gräflichen Park? Ich oder ihr? Das gäb' Geschichte, wann die Herrschaft solchem Sauvolk wie ihr eins seid, ihren Park aufzutun wollt'! Der Herr Vollrat hat mir eigens gesagt: Sie, Frau Uffenbacher, jeder-

– 71 –

zeit –! Aber das Gesindel, das Sie da beherbergen, ja – ‚Gesindel‘ hat er gesagt! Was fällt euch bei – daß ihr euch hier herausputzt – schämen solltet ihr euch vorm hellen Tageslicht! Ihr H....!“

„Frau Uffenbacher!“ rief über ihr eine Stimme mit hartem, hochmütigen Klang, „ich wünsche Sie zu sprechen! Sofort!“

Das war keine Bitte mehr, das war ein Befehl – so streng, und aus einer so fernen Höhe herab gegeben, daß er auf den wollüstigen Zorn der Frau wirkte wie ein Sturzbad kalten Wassers auf tobende Flammen. Sie verstummte jäh und sagte nach einigen Sekunden ganz sanft: „Ich komm' schon!“

„Ich warte,“ antwortete Cornelia mit derselben hochmütigen Kälte, die im Gegensatz zu der freundlichen Milde, in der sie sonst zu sprechen pflegte, wie eine unerhörte Beleidigung wirkte. Sie verschwand und schloß die Tür ihres Zimmers.

Einige Sekunden später tappte der schwere Tritt der Uffenbacherin die schmale Holztreppe hinauf.

„Das gnädige Fräulein sind gewiß erschrocken,“ begann die Frau, ihr dunkelrotes, aufgeblähtes Gesicht zu einem harmlosen Lächeln zwingend, „ja, die Gesellschaft, die ich hier hab', da muß man als mal dreinfahre, anders ischt da kei Ordnung zu halte!“

Cornelia erhob sich von dem Stuhl, auf dem sie gesessen hatte und die Hebamme bekam plötzlich

– 72 –

den Eindruck, sie habe nicht gewußt, daß die Gestalt vor ihr so viel größer und höher sei, als sie selbst. Auch sonst hatte sich das Gesicht des Fräuleins verändert. Aus der schmerzhaften Gleichgültigkeit war plötzlich eine Entschlossenheit geworden, die die weichen Züge straffte. Die großen Augen blickten mit einer so strengen Macht, daß die Uffenbacherin fast eine Schwäche und ein Zittern in den Knien befiel.

Cornelie sprach zu ihr, nicht laut und ziemlich langsam. Aber jedes Wort besaß einen Klang, spröde und scharf wie Diamantensplitter.

„Frau Uffenbacher,“ sagte sie und hielt das Weib fortwährend unter ihrem Blick, „ich will Ihnen jetzt etwas sagen und danach mögen Sie sich einrichten! Wenn ich hier im Hause bleiben soll, so darf niemals wieder ein solcher Auftritt stattfinden, wie gestern und wie eben dort draußen! Hören Sie –! Niemals wieder! Wie können Sie sich unterstehen, junge Mädchen, die sich zu Ihnen in Pension begeben haben, deren Geld Sie nehmen, über die Sie keine Macht und Gewalt irgend einer Art besitzen, mit Worten und Gebärden, wie ich sie hier gehört und gesehen habe, zu beschimpfen –?“

Die Uffenbacherin öffnete den Mund zu einer Verteidigung, aber Cornelie hob die Hand und Frau Uffenbacher senkte den Kopf und schluckte und schloß den breiten Mund.

– 73 –

„Das Leben dieser Mädchen draußen in der Welt geht Sie gar nichts an, verstehen Sie mich? Erlauben Sie sich noch ein einziges Mal in Worten oder Taten ein Urteil darüber, vergessen Sie noch einmal die Höflichkeit gegen die Mädchen, die sich Ihnen anvertraut haben, dann werde ich deren Partei ergreifen. Dann werde ich dafür sorgen, daß sie ein würdigeres Unterkommen finden – ich werde es für sie suchen, und Sie werden mir wohl glauben, daß ich es ohne Mühe finden kann. Der Vater der Toni und dieser Geheimrat, von dem Sie abhängen, werden durch mich benachrichtigt werden, was hier vorgeht. Und wir verlassen alle – hören Sie – alle! an demselben Tage das Haus. Sie sind dann ruiniert. Das werden Sie wohl begreifen! Ich werde dafür sorgen, daß jedermann erfährt, wie Sie Ihr Amt hier ausführen...“

Cornelie hielt inne und ließ der Uffenbacherin einige Sekunden Zeit zur Überlegung. Sie genügten, die Frau zur Besinnung zu bringen.

„Ich hab' mich hinreiße lasse,“ brummte sie stammelnd. „Die Geduld geht einem halt aus! Es soll schon nit wieder vorkomme.“

„Das erwarte ich von Ihnen. Sie wissen nun, was Ihnen bevorsteht, und Sie werden wohl nicht zweifeln, daß ich mein Wort halte.“

Frau Uffenbacher bewegte wie in einem krampfhaften Kauen und Würgen die Kinnbacken. Der-

– 74 –

gleichen war ihr noch nicht geschehen, in ihrer ganzen Praxis nicht. Immer hatte sie nur winselnde, hilflose, ihrer Macht preisgegebene Weiber unter ihren Händen gehabt. Nun fühlte sie mit dumpfem Staunen etwas Fremdes, die Kraft eines Geistes, vor der ihre brutale und dumme Macht sich feige verkroch, wie der Hund vor dem Blick des Herrn.

Sie nahm sich zusammen, stammelte Entschuldigungen und Versprechungen und fragte schließlich demütig, das Fräulein werde doch ihre Worte nicht wahr machen, sie sei ein armes Weib, und müsse auch hart um ihren Verdienst arbeiten, und neun Kinder habe sie gehabt, die seien ihr alle gestorben, bis auf die paar, die in die Welt gegangen seien und sich nicht mehr um sie kümmerten. Cornelie hörte wenig mehr auf ihr Geschwätz, sondern starrte stumm zusammengefaßt vor sich nieder und wunderte sich, wie sie zu dem Mut gekommen sei, den Kampf mit diesem fürchterlichen Weibe aufzunehmen. Es war ihr unheimlich, daß sie so schnell die erste Schlacht gewonnen hatte. Doch war es wohl nur die erste Schlacht gewesen und weitere mußten folgen.

„Wünschen das gnädige Fräulein, daß ich den Tee herauf bringe?“ fragte die Uffenbacherin. „Der Bäck' im Dorf hat frischen Zwiebelkuchen, der ischt als sehr gut – die Hanne könnt' springe und hole.“

Cornelie schüttelte schweigend den Kopf. Aber als Frau Uffenbacher, die sich entlassen sah, die Tür

schon erreicht hatte, rief sie ihr nach: „Ich werde von jetzt ab meine Mahlzeiten mit den übrigen jungen Mädchen nehmen.“

Allein geblieben, fiel sie von aller Kraft verlassen auf das Kanapee nieder und lag dort einige Minuten mit dem Gefühl, es sei ihr unmöglich, auch nur die Hand zu ihrer Verteidigung zu heben, wenn jetzt jemand käme und sie schlagen würde. Aber sie wollte nun bleiben und sie wollte den Kampf durchführen.

Cornelie trank in der Laube mit den jungen Mädchen Tee und nahm von den kleinen Kuchen, die Annerle anbot. Dann ging sie in Begleitung der breithüftigen Mari, der armen Toni und des molligen Annerle an Frau Uffenbacher vorüber zur Besichtigung des gräflichen Parkes. Und dies war das einzige Mal, während ihres Aufenthaltes in Schopfingen, daß ihr Fuß die heißumstrittene grüne Schattenwildnis betrat.

Achtes Kapitel

Es kam nun eine stille Zeit. Ein Friede, der dem Annerle schier unheimlich dünkte, herrschte zwischen der Uffenbacherin und ihren Fräuleins. Die Alte bezeigte ihnen demütige Unterwürfigkeit und nur die Hanne erfuhr, wenn Türen und Fenster geschlossen waren, in der Küche die wahre Meinung der Gekränkten.

Die Schweizer-Mari übte sich auf der Weise im Spiel mit dem dicken Ziehkind des Hauses, das die Fräuleins das Versuchschild nannten, in mütterlichen Handgriffen. Die Toni räumte ihre Kommodenschubladen auf, kaute an einem Landjäger, untersuchte die Gurken im dreieckigen Gärtchen, ob sie noch nicht bald einen Salat geben könnten und erhielt an den Sonntagen den Besuch ihres Vaters, eines protestantischen Lehrers an der Volksschule einer kleinen bayerischen Stadt, den keines der anderen Mädchen jemals erblicken durfte. Das Essen wurde der Toni dann aufs Zimmer gebracht und man hörte ab und zu ein leises Gemurmel. Die Toni schrieb unter der Aufsicht ihres Vaters Postkarten an ihre Freundinnen, die er mitnahm, und auf der Rückreise in Augsburg in den Postkasten warf. Dort in Augsburg lernte Toni offiziell die Wirtschaft. Nach der Abreise ihres Vaters, die jedesmal um fünf Uhr nachmittags erfolgte, hatte

– 77 –

Toni rote Augen und ein vom Weinen aufgeschwollenes Gesicht.

Am Sonntag kam auch gewöhnlich die Rose von Ulm, um ihr Kleines bei der Frau Lebzelter in der unteren Dorfstraße zu besuchen. Zuweilen wurde sie von dem Leutnant in Zivil begleitet, dann frühstückten sie beide warm oben im Wirtshaus und die Rose bezahlte. Aber auch an solchen Tagen ließ sie es sich nicht nehmen, bei der Frau Uffenbacher einzuschauen. Eine sonderbare Anhänglichkeit fesselte alle die früheren Gäste an das kleine Tränenhaus, daß sie immer wieder kamen und mit Seufzen und Stöhnen sich in den niederen Stuben

umschauten, wo sie ihres jungen Lebens bitterste Schmerzen gelitten hatten. Nur die Mutter des Agathle, das bei der rothaarigen Bärbe in der Pflege war, ließ sich niemals blicken, sondern fragte zuweilen brieflich an, ob die Kleine immer noch lebe, andere Kinder stürben doch, wenn man sie zu einer Ziehmutter gebe. Die Bärbe hatte nun erst recht einen Trotz darauf, das Agathle groß zu bringen, und lief die Nächte durch mit dem Kind auf den Armen im Stübchen auf und nieder, weil es zahnte und unruhig war. Am Tage saß sie an der Maschine und nähte für die Bäuerinnen Kinderwäsche – denn das Kostgeld für die Agath' hatte die Mutter aus lauter Ärger über den Eigensinn der Bärbe schon lange zu schicken vergessen.

– 78 –

Das Annerle war immer geschäftig, sie führte eine ausgebreitete Korrespondenz, packte und verschnürte zahllose Pakete und empfing andere aus allen Windrichtungen. Es war immer mit ihr ein eifriges und geheimnisvolles Treiben, als sei man acht Tage vor Weihnachten.

Cornelie hatte sich eine Tagesordnung aus Arbeit, Ruhe und Umherschlendern gemacht, die eine angenehme Gleichförmigkeit und dadurch so etwas wie Häuslichkeitsgefühl mit sich brachte. In ihrem Zimmer lagen große Stöße von Büchern; die Empfindung zu haben, jeden Augenblick sich der Gesellschaft auserlesener Geister erfreuen zu können, sollte sie vor der trivialen Melancholie schützen, die ringsumher in der Luft verborgen lauerte.

Sie hatte bei den Bestellungen in den Bibliotheken auch ein wenig an ihre Hausgenossinnen gedacht, doch fand sie nur bei Annerle Dank und Begeisterung für geliehene Bücher. Der Toni war von Mutter und Großmutter der Genuß eines Buches höchstens im Verein mit dem Strickstrumpf gestattet worden.

Annerle dagegen stopfte sich mit Liebesgeschichten voll wie mit Kuchen und Zuckerwerk. Der mythische Hans wie der unwahrscheinliche Geheimrat versorgten sie schon reichlich mit solcher Art von Druckerschwärze, die leidenschaftlich Liebende nach

– 79 –

schauerlichen Abenteuern endlich zum ersehnten Ziele führt. Rote, grüne und gelbe Bändchen türmten sich auf ihrer Kommode zu fast ebenso hohen Stößen, wie in Corneliens Zimmer kulturhistorische und philosophische Werke. Und das war noch nicht alles, was Annerle an Lektüre verschlang – unter den blau und rosenrot behäkelten Windeln in der Lade verbarg sich noch manches Heftchen, das allerlei wissenswerte Dinge enthielt, die verliebten Mädeln zu gewissen Stunden recht zugute kamen – von denen man aber besser nicht sprach...

Am wenigsten zu dem Fräulein Cornelia. Freilich war es auch wieder interessant zu erfahren, was denn so gebildete und ernste Damen von der Liebe lasen... Man mußte ja viel überschlagen, weil die Schriftsteller in den Büchern von Fräulein Cornelei so ein langes Wesen von Dingen machten, die gar nicht zur Sache gehörten. Aber manchmal war es doch auch richtig nett unanständig, und dann wieder so schön, daß einem die Tränen kamen.

Das Annerle fühlte sich in ihrer Würde mächtig gehoben, wenn sie mit dem Fräulein Cornelia literarische Gespräche führen durfte. Das Fräulein sagte zwar nicht viel, doch lächelte sie zuweilen. Das war jedesmal für Annerle ein Triumph. Sie kramte aus ihren mancherlei Lebenserfahrungen so viel aus, als ihre Erinnerung und ihre Phantasie nur irgend hergab. Und so erreichte sie es mehr

– 80 –

als einmal, daß Cornelia nach dem Abendessen eine Weile mit ihr auf dem schmalen Rain über den Haferfeldern, bis zu dem Wäldchen alter Apfelbäume hin- und herwanderte.

Cornelia begann gefesselt zu werden von den Erzählungen aus dieser Zwischenwelt, wo das scheinbar Unzusammengehörigste durch ein Gewirr mannigfachster Fäden verbunden wurde. Wie Annerles Sprache eine Mischung aus schwäbischem und bayerischem Dialekt bildete, so war sie auch unaufhörlich unterwegs zwischen Württemberg, Bayern und Baden. Durch ihr langjähriges Verhältnis zu dem Sohn ihres Chefs hatte sie eine sonderbare Art von Vertrauensstellung auch bei dessen Eltern und wurde zu allerlei diplomatischen Missionen unter dem Personal der Filialen des großen Warenhauses verwendet. Sie gehörte gewissermaßen zur Familie und gehörte auch wieder nicht dazu, es war einfach eine Taktfrage,

die sie, wie es schien, richtig zu stellen und geschmeidig zu beantworten wußte. Sie zeigte Geschenke von der Mutter ihres Gefährten und seine Brüder schrieben ihr neckische Postkarten. Wo sie nur einige Wochen gewelt hatte, besaß sie gleich eine Unzahl von Freundinnen und Verehrern, wußte sich überall nützlich zu machen und war alsbald durch ein kunstvolles Gewebe von hin- und hergehenden Gefälligkeiten mit den verschiedensten Gesellschafts-

– 81 –

schichten verknüpft. „Mei Hansel“ wurde beständig in Atem gehalten durch Besorgungen und Vermittelungen, von denen die wenigsten ihr selbst zugute kamen. Denn so gern sie Geschenke entgegennahm, gleich überlegte sie auch, wem sie mit der eben erhaltenen Gabe nun wieder eine Freude machen könne.

Zum erstmal lernte Cornelia in der kleinen Buchhalterin eine jener munteren Lebenskünstlerinnen kennen, die ihr in der Historie wohl unter klingenderen Namen, in der Literaturgeschichte zuweilen durch die Schilderung eines verliebten Autors, in ihrer bürgerlichen Mädchenexistenz aber noch nie entgegengetreten waren.

Die jungen Fräuleins saßen bei dem schönen warmen Sonnenschein in der Laube und warteten auf das Mittagessen. Annerles Häkelnadel fuhr eilig zwischen grauen Wollmaschen hin und wider. Sie verfertigte ein warmes Tuch für die Mutter ihrer Freundin Lucie, die Frau Fabrikbesitzer Bubenberg in Ilferlingen, die so arg das Reißen in der Schulter hatte. Dabei erzählte sie vom Hansel.

„O Jesses – mei Mädeles, was so ein Mann alles von einem verlangt! Hat sich mei Hansel an einem luschtigen Abend mit einer Kellnerin verscharmiert – betrunken ist er gewesen, – das hat

– 82 –

er mir geschwore, und ich glaub's ihm schon – aber nun denkt's euch, das Ding kommt in die Hoffnung und mei Hansel weiß sich kein Rat – und das End' von der Geschichte ischt, ich muß zu dem Mädele hin und muß es tröste und ihm ein Unterkommen schaffe. – Ich hab' mir die Augen fast aus dem Kopf geheult, dazumal – und der Hansel sagt noch ganz getrost: das tut doch unserer Lieb' keinen Abbruch.... Gar schon....! 's hat ihr auf die letzt' auch keinen getan, aber ich war halt kreuzunglücklich zu dere Zeit. Seine Ruh' hat man keine Stund' mit so ein'm Leichtfuß – ! Aber wie der Herr Tirektor“ – Annerle sagte vor lauter Hochachtung und Wichtigkeit stets „Tirektor“ statt Direktor – „der Herr Tirektor Häberle von Pforzheim, der als die Tapetenfabrik hat, und wann er in Geschäften nach Stuggert kommt, tut er immer in der Konditorei sitzen, wo ich mit meiner Freundin bedient hab' – als nur so aus Gefälligkeit – wie der mir einen Heiratsantrag gemacht hat – da hab' ich in mich hineingelacht und hab' gedacht: Mei Hansel ist doch ein anders goldiger Kerl. Der Herr Tirektor ist ja kein Unebner; nur ein bisschen arg dürr!“

„Weischt, Annerle, da muß ich dich gerad' bewundern, daß du zu dem andern Maidli gange bischt,“ rief die Mari, „nimmer hätt' ich das gekonnt und wenn ich hätt' sollen sterben... Du bischt halt gar gut!“....

– 83 –

„Die Frau Bubenberg von Ilferlingen hat auch gesagt, es wär' gegen mei' Würd' gewesen,“ sagte das Annerle und reckte sich und ihr Näschen in die Höh'. „Ich hab' ihr als geantwortet: Mei Würd' trag' ich in mir selbst und eine Ehefrau, die ihre Würd' zu wahre hätt', die bin ich nit, und will ich auch gar nit sein. Das wär' mir schon viel zu fad, wenn ich nur als jeden Tag an mei Würd' zu denken hätt'. – Die Ehefrauen, die habbe gut rede, die wisset nix. Unsereins fühlt's, die habbe gut rede, die wisset nix. Unsereins fühlt's, wie's so einem arm' Ding zu Mut ischt.... Jesses – und mei Hansel, der hätt' mich bald auffressen vor Lieb' und Reumütigkeit... Er ist nun schon so, denkt nit weiter als an sein Vergnügen, wenn er luschtig ist, ich mag ihn auch nit anders..... Ja... gnädige Frau – so geht's zu in dere Welt!“

„Nennen Sie mich nicht immer gnädige Frau,“ sagte Cornelia, „ich bin keine ,gnädige Frau'. Ich bin nichts anderes als Sie alle. Nennen Sie mich ruhig Fräulein Cornelia.“

„Cornelie ist ein arg schöner Name und wie geschaffen für die gnä- - - für das Fräulein.“
Annerle sprach das Fräulein pointiert hochdeutsch aus. „Wir wisset’s doch, daß Sie aus einem andern Holz geschnitten sind als mir, mir haben auch Augen im Kopf...“

Cornelie zog die Brauen zusammen. „Bitte nicht...“ sagte sie nervös und hob, um die
Auf-

– 84 –

merksamkeit abzulenken, den Deckel von der Schüssel, die Hanne soeben mit einem Krach auf den Tisch gestellt hatte.

„Ach du lieber Gott, wieder Lunge!“

„Der Satan!“ schimpft Mari, „mir steigt der Ekel schon im Hals herauf.“

Lunge mit saurer Sauß’ war ein Gericht, das, wie Frau Uffenbacher den Damen erklärt hatte, besonders bekömmlich für ihren Zustand sei. Sie erhielt die Lunge, welche die Bauern nicht essen wollten, für ein paar Pfennige vom Metzger, und so setzte sie sie den Fräuleins jede Woche zweimal vor, denn es gab zwei Metzger in Schopfingen. Und hätten diese zwei Metzger jede Woche mehr als zweimal geschlachtet, so hätten sie sie eben viermal vorgesetzt bekommen. Seit Cornelie erklärt hatte, sie wolle bei den andern Mädchen essen, war es zu Ende mit den Koteletts und Beefsteaks. Cornelie fühlte, daß es unmöglich sei, unter diesen Verhältnissen auf eine besondere Kost zu dringen.

So versuchte sie denn, von den großen Würfeln des weichlichen porösen Gewebes in der dicken graulichen Mehltonke einige Bissen herunterzuwürgen. Aber so lange sie lebte, befiel sie hinfort ein unnatürlich heftiger Schauer und Ekel, sobald sie nur irgendwo das Wort Lunge aussprechen hörte. Toni und Mari halfen sich mit Kartoffeln, die sie in Mengen und mit anscheinendem Genuß ver-

– 85 –

zehrten. Die Kartoffeln verursachten Cornelia Magendruck. So verzichtete sie denn an den „Lungentagen“ lieber auf das Mittagmahl, und kaufte sich unten bei der Fischerin ein frischgelegtes Hühnerei. Mehr als eines am Tage bekam sie dort nicht, weil die Gastwirtin die andern nahm, und eine solche Frau nicht verletzt werden durfte.

Der Nachmittagstee war das beste vom Tag. Die Sonne schien auf die hohen dunkelblau blühenden Salbeistauben, auf die rosigen Esparsetterträubchen und die Sternblumen der schönen Wiese. Vom Tal herauf glitzerte zwischen dem grauen Erlenbebüsch das muntere Flößchen und in der Ferne glänzten am Horizont, aus feinem Duft der Ferne tauchend, die Umrisse der Schneeanpen. Annerle sorgte, daß der Tee gut und stark war. Sie bezog eine vorzügliche Sorte aus der „Konditorei“, und die unter den Süßigkeiten dort waltende Freundin, wie auch die mütterliche Frau Bubenberg aus Ilferlingen sandten abwechselnd gutes schwäbisches Gebäck. Als die Schweizer-Mari nach Stuttgart zu Einkäufen fuhr, beauftragte Cornelia sie, auch für ihre Rechnung einen Kuchen zu besorgen, und sie selbst brachte die ersten Kirschen. So lieferte schwesterlich ein jedes, was es eben erreichen konnte, zur Verschönerung der gemeinsamen Feierstunde. Nur die arme Toni vermochte nichts beizusteuern, denn sie befaß weder Geld noch Leckereien in ihrer

– 86 –

Schatzkammer. Die Landjäger wurden von den andern verschmäht. Darum lehnte sie auch mit schweigsam-trotziger Zurückhaltung ab, an dem Kuchenmahl teilzunehmen. Cornelia wußte nicht, ob sie gut daran täte, den ein wenig beschränkten, doch sicheren bürgerlichen Ehrbegriff, der hier waltete, durch Zureden zu erschüttern. Endlich traf nach einem Besuch des Vaters, dem Toni wohl ihre Pein, sich nicht revanchieren zu können, gebeichtet hatte, ein Napfkuchen von der Großmutter ein. Da griff auch Toni wacker zu, und man sah nun an ihrem gierigen Einbeißen, wie viel ihr die Enthaltbarkeit gekostet haben mochte.

Als die Mari aus Stuttgart von ihren Einkäufen heimkehrte, trat das breitschulterige Schweizer-Mädel, dunkelrot vor Aufregung, mit einem in Seidenpapier gehüllten Päckchen vor

Cornelie. Sie lächelte schüchtern und wurde dabei von Annerle aufmunternd in die Seite gepufft.

„Ich hab' Ihre auch was mitgebracht, Freile Cornelie,“ kam's unbeholfen kindlich in den harten Kehllauten ihres kaum verständlichen Schwizerdütsch. „Nehmen Sie's nicht für ungut – seien's mir nicht bös – ich dacht' nur, weil, wenn mein Stündle kommt und ich bald fortgeh, wollt' ich einer jeden ein klein's Andenken...“

Die Tränen quollen ihr, in der Angst, das Fräulein könne beleidigt sein. Cornelie aber lächelte

– 87 –

liebenswert und nahm aus ihren Händen eine Mundtasse mit dem Buchstaben „C“ groß und deutlich in blauer Farbe darauf gemalt, entgegen. Sie dankte herzlich, und bewunderte die Tasse nach Gebühr. Annerle rief triumphierend: „Siehst, die Fräulein Cornelie ischt nit so kleinlich, ich hab' dir's gleich gesagt, daß sie sich freuen wird.“

„Gewiß freu' ich mich,“ rief Cornelie, „und ich werde täglich aus der Tasse trinken, die von der Frau Uffenbacher ist so schwer und grob.“

„Es ischt nur,“ stotterte die erglühende Mari, „weil ich's nicht mit anschauen konnt', daß das Freile aus der Tass' trinke muß, wo die Frau Uffenbacher des Nachts ihre Zähn' drin aufbewahrt!“

„O Gott im Himmel!“ rief Cornelie, die Hände vors Gesicht schlagend und Annerle schrie: „Mari, du Schneegans, das hatte' wir ihr doch nit sage wolle!“

„Ja, mein Heiland, 's ischt mir so heraus gewutscht,“ beteuerte die Mari und sah so lieb und verstört aus, daß Cornelie über dem Trösten und der Freude an dem prächtigen, treuherzigen Geschöpf den Ekel überwand.

Neuntes Kapitel

Cornelie saß in ihrem Zimmer an dem etwas wackeligen Tisch, den sie ans offene Fenster gerückt hatte, und schrieb:

„Modelt die Frau sich nach der Kunst, oder ist die Kunst nur ein sichtbares Symbol für Umwandlungen im Wesen des Weibes?

Ruhevoll unschuldig blühten die heiligen Jungfrauen und die jungfräulichen Mütter der Primitiven, unbewußt der eigenen Lieblichkeit, gleich den Lilien auf dem Felde. Das Weib der Renaissance aber wurde das Weib-Siegerin. Königlich thronte sie auf dem Sessel ihrer Macht und ihre Macht ruhte auf der Begierde des Mannes. Das Wissen hatten die Jahrhunderte ihr verliehen, und es gab ihrem Lächeln einen satten Stolz, ihren Händen die sichere Haltung der Besitzenden.

In den Frauen des Rokoko zeigt sich schon der leise Zynismus, der alle Reize seiner Reichtümer durchforscht hat, dem die eigene Macht kein heiliges Geheimnis mehr ist, der leichtfertig zu spötteln beginnt über die Grenzen der königlichen Herrschaft – über ihre Allgewalt und ihre Unzulänglichkeit.

Das kokette Lächeln der gepuderten Reifrockdamen, die ihre wollüstigen Busen zur Schau tragen, wie die Insignien ihres fleischlichen und galanten Königreichs, birgt schon ein wenig Ver-

– 89 –

achtung des Besiegten. In ihren lüstern blickenden Augen dämmert der noch in Scherz verhüllte Schmerz über eine Herrschaft, die ihrem Ende naht, weil das Weib ihrer überdrüssig zu werden beginnt.

Welche geheimnisvollen Gesetze treiben sie, den Gebieten ihrer unumschränkten Gewalt so entschlossen den Rücken zu kehren?

Die Frau von heute, wie die Kunst sie in ihrer typischen Wesensart zu erfassen sucht, ist eine Gestalt der Sehnsucht geworden. Sie trauert weder, noch genießt sie – ihre ranken, schlanken Glieder dehnen sich nach etwas Unendlichem; die Linien ihres Profils bedeuten ein Lechzen nach dem Unaussprechlichen, ihre Augen suchen das Übersinnliche hinter den Dingen dieses Staubes... Ihre Hände – müde und doch verlangend geöffnet – tasten unsicher nach Kostbarkeiten und Früchten des Wissens, die nur ihren Träumen sichtbar, über ihnen in blauen Lüften zu schweben scheinen – ihre Füße berühren nur noch flüchtig diesen Boden und streben nach unbekanntem Fernen, wo in dunklen Tiefen die Erkenntnisse des Lebens ruhen, zu denen bisher nur der Mann den Schlüssel besaß. Genügt der stolzen unzufriedenen Frau unserer Gegenwart noch eine Herrschaft über die Sinne des Mannes, den sie liebt? Einer mystischen Vereinigung der Seelen und der Geister strebt sie, von dunklem

– 90 –

Drange getrieben, entgegen. Und doch ahnt sie – eine neue Eva – schon, daß das Kosten von jener lockenden Frucht der Erkenntnis sie für ewig aus dem Paradiese ihrer Jugend und alles selig blinden Glückes vertreiben wird.“

Nachdem Cornelia diese Sätze beendet hatte, hielt sie inne und ruhte ein wenig. Resignierte Wehmut im Erfassen der auch für ihr eigenes Dasein so verhängnisvollen Wahrheit mischte sich mit dem Vergnügen an der Formel, die sie dafür gefunden.

Jetzt hörte sie, zum ersten Male wieder seit manchem Tage, vom Flur herauf ein Geheul und Gekreisch böser Weiberstimmen tönen. In der nächsten Minute wurde ihre Türe aufgerissen, das Annerle stürzte herein, durch Zorn und Weinen zerzaust, rot, geschwollen und fürchterlich entstellt.

„Die Sau!“ schrie sie gellend, „das Weib – das Aas von einem Weib! Die Augen wenn ich ihr auskratzen könnt, dem Satansbraten!“

„Um Gottes willen – Annerle – was ist geschehen –? Beruhigen Sie sich doch!“

„Beruhigen?“ heulte Annerle, „oh, mei Freile Cornelia, was das Weib mir antan hat, die böse, böse Her... Hab' ich Ihnen nit gesagt – anonyme Brief' schreibt's, das Vieh... An meine Leut' daheim! Und nun wissen's alle, wie's um mich steht – und daß ich zum zweitenmal in der

– 91 –

Hoffnung bin... Oh, mei Jesus... Mei Mutter möchte gerad ins Wasser geh'n vor Scham!“

Cornelia starrte sie an, eiskalt vor Schrecken.

„Das hat die Uffenbacher getan...“

Annerle trocknete sich mit dem bereits völlig durchweichten Taschentuch das tränentropfende Gesicht.

„In der Kontitorei wissets sie's auch allbereits,“ schluchzte sie. „Oh, mei Fräulein Cornelia, was hat unsereins zu leide.“

„Annerle – sind Sie ganz sicher, daß die Uffenbacher –? Haben Sie Beweise?“

„Beweise? Ja, wenn doch mei Mutter einen Brief bekommen hat... ‚Eine die 's gut mit Ihne meint' hat drunter gestanden – ja – gut meine – das Lügenmensch das! Und die Kellnerin – das Mädele, das eine Bas' ist von der Uffenbacher ihrer Schwägerin, das hat 's in Stuggert 'rumbracht, schreibt mei Freundin!“

„Das klingt freilich verdächtig.“

„Fräulein Cornelia, das Weib hat sich rächen wollt', weil Sie so freundlich mit uns verkehren, und mit ihr nur so sprechen, wie halt zu 'ner Untergebnen, das bost sie arg – das müssen mir alle Tag' hören... Ich habe dran glaube müssen, ich arm's Hascherle, an Sie und die Fräulein Toni da wagt sie sich nit! Da hat sie Angscht! O je, o je! Mei arm's Mutterle, die kann ihre Augen

– 92 –

ja nimmer aufschlagen, die kann ja in Pfaffenhofen nimmer auf die Straß' unter die Leut gehn!“

„Aber Annerle, Ihre Mutter wußte doch vom Ersten, und daß sie das Verhältnis mit Ihrem Hansel haben, da kann sie doch nicht so überrascht worden sein!“

„Ja – aber daß wir halt so saudumm sein würden, das hat sie doch nit denkt,“ gestand das Annerle kleinlaut. „Wenn sie nur nit in der erschten Rag‘ gleich den Brief hätt‘ verbrannt! Ich hätt‘ kei Ruh‘ geben – das Weib hätt‘ ich ins Zuchthaus bracht! Das hätt‘ ich getan! Bei allem was mir heilig ischt, das hätt‘ ich getan,“ schrie Annerle und ihre blauen Augen blitzten rachgierig. „Wenn’s doch wenigstens nit noch so ausverschämt lügen wollt‘ – und von Beleidigung reden – und ich müßt noch heut‘ aus dem Haus... - Auf der Stell‘ pack‘ ich mei Sach‘ und fahr‘ zum Herrn Geheimrat nach Stuggert. Der soll die Geschicht wissen, der soll jetzt wissen, wie’s hier steht.“

Sie stürzte, voll dieses neuen Entschlusses, zur Tür hinaus. Cornelia begriff vollständig, daß das Mädchen keine Stunde länger mit Frau Uffenbacher unter einem Dache sein wollte. Es tat ihr leid, sie fühlte einen Schmerz in der Brust, den sie vor zwei Wochen noch nicht für möglich gehalten haben würde. Der Verlust dieses munteren und originellen Mädchens, die ihr so manche öde Stunde

– 93 –

vergnüglich verplaudert hatte, kam sie hart an. Doch auch hierin hatte man sich eben zu fügen.

Es war ihr fast unheimlich gewesen, daß sie auf einen Schlag sollte über die Hebamme gesiegt haben. Nun nahm diese ihre Revanche – und sie würde noch manche nehmen für die Stunde der Demütigung, die sie hier vor dem tabaksduftigen Kanapee erlitten hatte... Sie waren Feinde, und würden es bleiben, bis die Zeit in diesem Hause durchlitten war – ja vielleicht – wer konnte in die Zukunft sehen – für länger noch – für viel länger...

Cornelia senkte ihren Kopf tief in der Erkenntnis, daß mit dem Augenblick, da sie zum erstenmal menschliches Glück genossen hatte, sie eingetreten war in den Kreis der Gehetzten, Verfolgten, Verfehmten – preisgegeben jeder Gemeinheit – nichts anderes mehr als eines jener armen, kleinen, mißhandelten Mädchen um sie her. Und vor ihr gähnte ihr Leben als eine von finstern Dingen erfüllte Tiefe.

Nach einer Weile ging sie hinüber um zu sehen, ob sie Annerle mit Trost und Hilfe beistehen könne. Sie fand das Mädchen nicht, und hörte von Toni, Annerle sei ins Dorf gelaufen, um sich mit der Fischerin und der roten Bärbe zu beraten.

Toni sprach ruhig und verständig zugunsten einer Versöhnung der Streitenden. Die Uffenbacherin versichere, nichts von der Angelegenheit zu

– 94 –

wissen. Sie behauptete, daß Annerle das Geschwätz selbst veranlaßte, indem sie vor kurzem erst, wo doch ihr Zustand schon deutlich sichtbar gewesen sei, in Stuttgart mit eben jener Bas der Schwägerin geschwätzt habe. Und woher der Brief komme, das könne doch kein Mensch wissen, wo das Annerle jedwedem auf der Gasse ihre Geheimnisse anzuvertrauen pflege!

Dies war alles richtig. Cornelia wurde wieder ein wenig unsicher, ob man ihrer Hauswirtin mit dem Verdacht nicht am Ende Unrecht tue.

Übrigens deutete die Toni auch noch an, die Frau Uffenbacher habe gesagt, sie könne das Annerle gar nicht fortlassen, denn sie habe „Garantie für sie übernommen“ beim Herrn Geheimrat, der im Auftrage des Herrn Dekans, Annerles Onkel, für ihren Unterhalt bezahle. Der geistliche Herr aber gebe das Geld nur unter der Bedingung, daß Annerle sich still bei der Uffenbacher, und strenge von der Welt zurückgezogen halte! Darum müsse man dem Annerle, wenn man es gut mit ihr meine, auch zureden, ihren Zorn herunter zu schlucken, sonst käme sie in arge Ungelegenheiten.

So geschah es denn auch. Annerle packte ihre Sachen nicht, sondern blieb im Tränenhaus. Sie hatte nur zuweilen Weinanfälle oder schleuderte der Uffenbacherin im Vorübergehen vergiftete Bemerkungen zu über Personen, die wegen Absendung anonymer Schmähbriefe zu vielen Jahren Zucht-

– 95 –

haus verurteilt waren. Eines Abends fand die Hebamme einen Zeitungsartikel, der sich mit einem solchen Falle beschäftigte, durch Stecknadeln auf dem karierten Kopfkissen ihres Bettes befestigt. Diese Tat gewährte Annerle eine entschiedene Erleichterung. Seitdem wurde sie ruhiger.

Auch ihre Mutter in Pfaffenhofen schien sich, nachdem sie durch heftige Vorwürfe ihr moralisches Gewissen befriedigt hatte, mit den Tatsachen abzufinden. Schon der nächste Brief beschäftigte sich mit der Frage der Unterbringung des zu erwartenden Enkels. Der Vater habe erklärt, ins Haus nehme er nicht noch ein zweites, aber eine Bas auf dem Lande wollte gern das Kostgeld verdienen. Und der Bruder, der geistliche Herr, habe gemeint, es sei immer noch besser, die Kinder würden in einer christlich-katholischen Familie erzogen, als seine Nichte heirate einen ungetauften Juden. Seine Schwester möge in Geduld ihr Kreuz tragen. Das wolle sie denn auch, nur möge Annerle dafür sorgen, daß der Hans den Kleinen auch ein Stück Geld verschreibe – haben tue er's ja dazu!

Als Annerle diesen Passus am Teetisch in der Laube vorlas, lächelte sie befriedigt in sich hinein und erklärte: „Ist schon längst geschehen. Vierzigtausend läßt er auf die Kinder schreiben, und wenn's ein Bub's ist, macht er's notariell. Mei Hansel laßt sich nit lumpen!“

– 96 –

Am bittersten blieb ihr die Vorstellung, welchen Eindruck die Nachricht in der ‚Kontitorei‘ gemacht haben möge, und daß die Herren, die dort verkehrten, sie nun nicht mehr für ein „braves Mädele“ halten würden! Und sie hatte doch nie von ihnen Trinkgeld genommen, hatte sich mit ihrer Freundin 's Wort drauf geben.... Sogar als der Türke, der auf der technischen Hochschul' studierte, ihr ein Zwanzigmarkstückel in die Hand drücken wollt', habe sie es abgelehnt: „Mein Herr – eine Kellnerin, die Trinkgeld nimmt, bin ich nicht...“

Und nun war ihr guter Ruf doch verloren! Wie würde das den Herrn Tirektor Häberle kränken – arg nah gehen würd's ihm – er habe gar viel von ihr gehalten und stets gesagt: Da kann man sehen, wie eins luschtig sein kann und doch seine Bravheit bewahren... O Jesus Marie!

„Mein gutes Annerle,“ versuchte Cornelia zu trösten, „Sie leben doch schon lange mit Ihrem Hans und wissen, was Sie dafür aufgegeben haben, und daß er es Ihnen auch dankt...“

Annerle sah das Fräulein mit großen Augen an. Dann blickte sie nachdenklich und sehnsüchtig seufzend ins Weite. „Schon – schon,“ sagte sie trübselig, „aber man hat doch immer das Verlangen und möcht’ von die Leut’ für ein anständiges Mädele gehalten sein! Mei Freile Cornelia, wenn

– 97 –

ich jetzt als nur erfahre möcht’, was der Herr Tirektor Häberle von mir denkt!“

Sie sollte es erfahren und das wurde ein glorreicher Tag für das Annerle von Pfaffenhofen. Aus der Konditorei kam durch die Post eine runde Schachtel an ihre Adresse, die enthielt eine köstliche, mit bunten Früchten belegte Nußtorte. In weißen Zuckerperlen stand in ihrer Mitte zu lesen:

Dem Fräulein Anna
in unveränderter Verehrung und Hochschätzung
ein entsagender Freund.

Die zwischen den Kuchen waltende Freundin aber schrieb als Kommentar:

„Der Herr Tirketor Häberle läßt Dir herzlich Glück wünschen. Er fragte mich, womit er Dir eine Freud’ machen könnt’, da hab’ ich gesagt, in Dei’m Zustand wär’ man als arg auf Süßes. ‚So nehmen wir eine Nußtorte, die hat sie immer am liebsten gegessen,‘ hat er gesagt – ‚aber mit viel Früchten drauf – Sie wissen schon, Fräulein!‘ Und dazu hat er einen tiefen Seufzer getan, und ganz blaß ist er gewesen und hat kein Wort geredt den ganzen Abend.“

Annerle strahlte. „Ein sehr anständiger Mann, der Herr Tirektor Häberle,“ sagte sie in tadellosem Hochdeutsch, was bei ihr stets das höchste Maß der Anerkennung ausdrücken sollte.

– 98 –

Sie lud alle Fräuleins zu der Torte ein. Aber der Mari mußte ihr Teil ans Bett gebracht werden, denn aus lauter Aufregung und Teilnahme war sie vier Wochen zu früh niedergekommen und das Kleine war Gott sei Dank gleich gestorben. Sie war dem Annerle recht dankbar für diese Guttat. Annerle selbst war in der Freude, den treuen Verehrer nicht verloren zu haben, so versöhnlich gestimmt, daß sie selbst ihre Feindin, Frau Uffenbacher, zu der kleinen Feier holte und sie reichlich mit Kuchen versorgte. Nur das Mittelstück, das die Widmung trug, behielt sie für sich selbst und knabberte gerührt, mit Tränen in den Augen, an den Zuckerperlen, die so viel Güte und Liebe verrieten.

Cornelie hob ihre Teetasse und rief lachend, mit einem übermütigen Glänzen in ihren grauen Augen: „Der Herr Tirektor soll leben, hoch – hoch und dreimal hoch –!“ Alle stimmten begeistert ein.

Frau Uffenbacher wollte sich erkenntlich erwiesen, zog einen Brief aus der Tasche und sagte geheimnisvoll: sie habe eine gute Neuigkeit für die Damen, vielleicht könne noch eine von ihnen ihr Glück machen. Drauf hakte sie ihre Brille an den Ohren fest und las ein in sonderbar verschnörkeltem Kanzleideutsch abgefaßtes Schreiben, in dem ein Schneidermeister aus Ulm ihr freundlich zu wissen gab, er suche eine Frau und habe keine weiteren Vorurteile, er könne einem Mädchen mit Kind eine gute Ver-

– 99 –

sorgung bieten, weil er mit der Absicht umgehe, sein Geschäft auf feinere Tuche auszudehnen und einiger tausend Taler dazu benötige.

Die Frau Uffenbacher schaute sich triumphierend unter ihren Damen um, und sprach: „Das wär' als eine Gelegenheit, die ich mir nit würd' entgehen lasse. S' ischt doch immer besser, so ein Würmle hat sei Vater, wann's auch ein Süm'm'le koschtet – der Schneider ischt ein rechtschaffner Mann – da ischt nix gegen zu sagen...“ Sie hielt verwundert inne – Cornelia, die ernsthafte Cornelia, hatte sich gegen die Holzwand der Laube gelehnt, lachte laut und schallend und konnte sich aus ihrer Heiterkeit gar nicht wieder zurechtfinden.

„Ja – die Freile Cornelia ischt als wohl zu vornehm,“ sagte die Uffenbacherin beleidigt. „Aber für die andere Freile wär's doch vielleicht was! – Nun, ich hab' als mei Pflicht getan, und mei Auftrag ausgericht! Und so lache wie die Schneegäns' brauchtet ihr als auch nit, wenn ein rechtschaffner Mann euch ehelichen will.“

„Nein, Frau Uffenbacher, da haben Sie ganz recht,“ sagte Cornelia mit verdächtiger Sanftmut. „Manch' eine würde Ihnen gewiß herzlich dankbar sein! – Nur – ich glaube – wir drei eignen uns nicht gerade zur Vergrößerung des Tuchgeschäftes mit feinerer Ware!“

– 100 –

„Wenn's ein Kaufmann wär', aber ein Schneider....“ sagte die arme Toni leise und nachdenklich.

Cornelia wurde hinausgerufen, der Briefträger habe Geld für sie. Und sie trat, die hand voll Goldstücke, wieder ein. Es war das Honorar für ihren Essay über die Sehnsucht des modernen Weibes.

Die andern schielten neidisch und neugierig nach dem Schatz in ihrer Hand. „Dafür könnt' man gewiß zehn Pfund Kirschen kaufen,“ sagte die arme Toni.

Zehntes Kapitel

Auf den grünen Weiten jauchzte und jubelte die laute Lust der Heuernte. In Schwaden sank die Blumenpracht, die das hügelige Gelände in tausend bunte, zarte Farben gehüllt hatte, unter den ruhigen, gleichförmigen Hieben der Sensen, deren Dengeln seit vielen Abenden die Stille mit kurzen, scharfen, einförmigen Klängen erfüllte. Die Luft war schwül von den betäubenden Düften der sterbenden Blüten, des dorrenden Grases – müde und schwer schritten im Dämmern der Nacht die schweißtriefenden, braungebrannten Schnitter heim, die Sensen wie blitzende Todeswaffen aufgeschultert, den Wetzstein im Lederbeutel am Gürtel hängend. Aber auf den hochgetürmten Wagen, die mit Gerassel und Geklirr ins Dorf einfuhren, kreischten und lachten die rotglühenden Mädchen unter ihren weißen Kopftüchern, wenn die Fäuste der Burschen durchs Heu faßten und sie in die Waden kniffen.

Cornelie kam vom Kirchhof, der von einer grauen Feldsteinmauer umgeben, auf windverwehrter Höhe jenseits des Dorfes lag. Ihr hatte sehr davor gebangt, die Geburt eines Menschen zum ersten Male in dichtester Nähe mitzuerleben – mit zu durchfühlen... Während sie einige Einkäufe in Stuttgart machte, war dann alles schon abgetan

– 102 –

gewesen, sie hatte die Mari friedlich und erlöst im Bett gefunden und das Kleine war ohne weitere Zeremonien auf der Grenzscheide zwischen geweihter Erde und ordinärem Feldrain, wo die aus dem Hause Uffenbach zur Ruhe kamen, dem Staube übergeben worden. Heute hatte sie sein Gräblein besucht, auf dem ein paar dünne Halme wilden Hafers und einige blasse Skabiosen sproßten. Cornelie hatte ein Kränzlein aus Wiesenblumen dazu gelegt und ging nun langsam heim, durch den schwülen Duft und die laute Fröhlichkeit der Heuernte. Sie war todestraurig und verzagt. Wenn Mari, das prachtvolle Schweizermädel mit den breiten

Schultern, den üppig geschwungenen Hüften, kein lebendiges Kind zur Welt bringen konnte, wie würde es ihr dann ergehen – deren Jugendkraft verbrannt war unter allzu langem Sehnen, unter den Feuern allzu harter geistiger Arbeit. Vor drei Wochen noch, als die Mari mit dem dicken Versuchskind unter dem Birnbaum spielte, hatte sie ein Bild köstlichster mütterlicher Fruchtbarkeit gegeben. Jetzt war sie glücklich, weil das Würmchen, das sie geboren hatte, unter wildem Hafer und Skabiosen still vermodern durfte. Cornelia erzitterte vor Angst, daß auch sie nach ein paar Monaten vielleicht – als wäre nichts geschehen – in die Lüge ihres bisherigen Mädchenlebens zurückkehren könne. Sie sah sich wieder in ihrem alten Mädchen-

– 103 –

bette ausstrecken, hörte die Stimme ihrer Mutter neben sich, ihr dieselben Ermahnungen gebend, die Schuhe vor die Tür zu stellen und sich nicht zu erkälten, welche sie einmal dem kleinen Ding an ihrer Seite gegeben... Sie fühlte wieder den Überdruß der fliehenden Tage, die von dem unsicheren Schimmern einer vorsichtigen männlichen Galanterie, von den unfruchtbaren Schwärmereien erregter Freundinnen blaß vergoldet wurden... Eine Sehnsucht nach Tod und Vergehen schwoll wie eine gewaltige Welle aus Meerestiefen aus ihres Wesens innerstem Verlangen empor – überflutete alle Dämme, die Vernunft und Wille errichtet hatten – gierte – lechzte nach Vernichtung wie nach letztem Glück.

Mit dem Kind im Arm an der Kirchhofsecke auf dem öden windumwehten Hügel zu schlafen, schien ihr so süß und friedlich.

Nach dem anreizenden Stachel, den das neue unbekanntes Leben anfangs für sie gehabt, war sie in der letzten Zeit völlig zurückgesunken in eine unermeßliche Gleichgültigkeit. Nichts, was die Zukunft ihr noch bringen konnte, und kein Mensch, von dem sie wußte, dünkte ihr wert, um seinetwillen auch nur eine Stunde länger zu leben. Die Liebe und jedes Band zwischen ihr und allen, die ihr einmal nahe gestanden, war in ihr abgestorben, und mit dem letzten Rest von Haß gegen den

– 104 –

Mann, der sich unter der falschen Flagge einer inneren Gemeinschaft, die niemals bestanden, in die wohlverwahrte Festung ihres Herzens eingeschlichen hatte – der sich den Vater ihres Kindes nennen durfte – schwand auch der letzte Rest von Gefühl für ihn aus ihrer Brust. Zwischen ihrer Mutter und ihr hatte schon ihre Leidenschaft zu diesem Fremden das Band zerrissen, das so wie es früher gewesen war niemals wieder geknüpft werden konnte. Was auch geschehen würde – wie wenig oder wieviel die Mutter erfahren mochte, daß sie nicht die erste und einzige in Corneliens Leben geblieben war, würde sie ihr nie verzeihen. Die Tochter wußte es gut genug.

Und das Kind? Das Kind? Würde sie es lieben –? Würde sie es hassen? Würde es ihr ebenso gleichgültig bleiben, wie alles andere auf dieser Welt, weil ihr Gefühl überhaupt gestorben war, an der fürchterlichen Enttäuschung, die sie erlitten hatte?

Sie fragte und fragte... Niemand gab ihr Antwort und sie wußte selbst keine Antwort. Aber sie erinnerte sich der Zeit, da sie ihren Vater verlor. Sie war damals dreizehn Jahre alt gewesen, und hatte sich in unermeßlicher Verzweiflung in ihren Gebeten an den Thron Gottes gleichsam angeklammert – hatte mit Fäusten der Wut und Empörung an die Pforten gehämmert, die das Wunder vor ihr verschlossen – Gott war un-

– 105 –

erschütterlich geblieben, die Pforten des Wunders hatten sich nicht geöffnet – sie hatte ihn verlieren müssen. Und dann waren die Jahre gekommen, an die sie nun so oft denken mußte, die man die schönsten der Jugend nennt und die gleichgültig und leer für sie gewesen waren, weil sie selbst innerlich tot war, abgestumpft für jedes Gefühl, unfähig jeder wirklichen Anteilnahme.

Endlich hatte die erste starke Liebe zu einem Manne sie aus jenem Zustande von Erstarrung geweckt – eine Liebe, die niemals erwidert wurde. Doch was sollte sie nun wohl wecken?

Wie sollte sie denn aus Eis und Schlacken so viel Wärme zusammensuchen, wie ein kleines Kindchen zum Leben braucht. Wie sollte sie, erzitternd unter der Qual dieser inneren

Kälte die Glut und Kraft zu einer Mutterschaft hernehmen, die täglich neu gegen eine Welt von Hohn und Mißbilligung verteidigt werden mußte.

Cornelie blieb stehen auf der einsamen Straße und rang die Hände und blickte mit vor Angst weit aufgerissenen Augen umher.

„Mein Gott, mein Gott, laß mich doch sterben – gönne mir, daß ich sterben kann,“ murmelte sie, wie eine Kranke in unerträglichen Schmerzen, und wußte dabei doch, daß der Glaube an einen waltenden Gott, der solches Gebet erhören kann, längst in ihr ausgetilgt war.

– 106 –

Plötzlich befahl sie das Bewußtsein, den Tod regieren und mit eigener Hand sich zu Willen zwingen zu können, wie eine wundervolle, tröstende Erlösung. Nein – sie brauchte nicht zu leben, wenn sie nicht leben wollte, und ihr Kind brauchte nicht zu leben, wenn sie es nicht wollte! Kein Gott war im Himmel, kein Gesetz auf Erden, von dem sie gezwungen werden konnte, weiter zu gehen, wenn sie zu müde war – kämpfen zu sollen, wenn sie nur noch zu schlafen beehrte.

Eine listige, heimliche Freude dämmerte in ihrer Seele – als betröge sie irgend jemand um einen seltsamen Triumph, wenn sie sich und das Kleine allen Bitterkeiten, die man ihnen zu trinken geben wollte, still und sicher entzöge.

Und die Angst vor dem Leben löste sich auf in der Begier nach dem Tode... Wenn sie wieder kommen und sie überwältigen wollte, so brauchte Cornelie nur unterzutauchen in das ewige Meer des Vergehens, wo es so gut und friedlich zu ruhen war.

Ihre Phantasie begann spielend und versucherisch die Wege zu gehen, die dorthin führten – begann allen Möglichkeiten nachzuträumen, berauschte sich an den Schrecken des Todes, wie an Opiumdüften des Vergessens.

Sie sah ihr Kind nicht mehr lebendig, rosig, mit Blumen bekränzt, wie damals, an jenem

– 107 –

Sonnenmittag – sie sah es schlaff in ihrem Schoße liegen, die Gliederchen steif, das Mündchen in dem grünweißen Gesicht mit einem süß-wehen Ausdruck ein wenig schief gezogen, sie fühlte die Kälte der kleinen Leiche erstarrend in ihr eigenes Herz dringen, empfand mit einer grausigen Beruhigung, wie das Leben auch aus ihrem Körper wich und er sich in der letzten Todesnot zusammenkrampfte...

Sie vermochte schon längst nicht mehr zu arbeiten, der Degout auch vor diesem Werk war zu übermächtig geworden. Sie hielt sich viel auf ihrem Zimmer, lag auf dem Kanapee und grübelte – sie konnte gar nicht wieder los von den Gedanken und Phantasien, die ihr zuflüsterten, wie alles am besten auszuführen sein würde....

Oh – sie wußte ja, der Tod hatte wartend hinter ihr gestanden, alle diese Monate schon – und sie hatte sich erschöpft, hatte übermächtig gerungen, im Kampf mit der Versuchung, sich nach ihm umzuwenden. Er hatte nur immer still gestanden und gewartet und gelächelt. Er wußte ja, daß sie die Sehnsucht verzehrte, von ihm geküßt – von ihm in den Arm genommen zu werden. Er wußte ja, daß es damit enden mußte, daß sie von selbst zu ihm kam.

Der Sonnenschein reizte ihre Nerven, erbitterte sie förmlich mit seinem Glanz, sie ertrug das „Draußen“ nur, wenn die Dämmerung wie ein zarter silberner Nebel milde über alle Gegenstände

– 108 –

niedersank. Begegnete sie dann einem heimkehrenden Schnitter, der gebeugt und schwer oder aufrecht und stark die Sense über der Schulter, an ihr vorüberschritt, so grüßte sie ihn still in ihrem Herzen als das uralte Abbild und Symbol des Freundes, nach dem sie verlangte.

Es ist ein Schnitter, der heißt Tod –
Er hat Gewalt vom höchsten Gott,
Hüte dich, schön's Blümelein....

Sie spürte im Vorübergehen den Dunst von Schweiß und Kraft, der von dem Sensemann ausging und erregte ihre überfeinerten Geruchssinne mit einem Gemisch von

Widerwillen und Erinnerungszauber. Und so wurde ihr der Mann schlechthin zu einem Bilde des Todes: Leben zeugend, um doppelt Leben zu vernichten, nur von einem blinden Drang getrieben, den er selbst nicht zu deuten gewußt hätte. War das ruhelose Sehnen und Gieren nach Liebe, das sie verzehrt hatte, all die Jahre ihrer Jugend hindurch, im Grunde nicht auch nur ein Verlangen nach Vernichtung, als nach der Erfüllung alles Seins?...

Auf einem Bänkchen vor einer der Hütten in der unteren Dorfstraße saßen die rote Bärbe und die Fischerin beisammen. Sie genossen die Abendkühle und die Düfte der Wiesen, die sich mit dem Geruch der roten Rosen in dem kleinen

– 109 –

Gärtchen vermählten. Die beiden stattlichen Schwäbinnen hatten sich um die Taillen gefaßt und sangen mit schönen vollen Stimmen in der behaglichen Feierabendstimmung, so daß ihr Lied weithin die Dämmerung durchdrang. Es handelt von einem Mann, der seine Sense wetzt und zu dem die junge Bäuerin tritt. Cornelia blieb in ihrer Nähe stehen und lauschte mit einem Gefühl banger Neides. So viel einfache, gesunde Lebensfreude sprach sich in dem Gesang der beiden tüchtigen Frauen aus. Mit einemmal wurde Cornelia rot vor plötzlicher Scham, obwohl sie doch ganz allein in der Sommernacht dastand und die Worte des Gesanges verstand. Sie waren von einer unglaublichen – von einer haarsträubenden Obszönität. Aber das genierte die Sängerinnen keineswegs. Im Gegenteil. Sie lehnten die Köpfe mit dem roten und braunen Gelock, das üppig aus den dicken Flechten hervorsprang, gegen einander und lachten laut und herzlich über das unanständige Ende. Und dann singen sie mit rechtem Genuß die Melodie noch einmal von vorne an, und sangen fröhlich und kräftig alle Verse durch.

Cornelia ging leise weiter, gesenkten Kopfes und schnellen Schrittes, um sie in ihrem Vergnügen nicht zu stören. Es war etwas in diesem Erlebnis, das sie im Tiefsten erschütterte. Als habe die zeugende und gebärende Natur selbst sie mit ihrem Fittich gestreift.

Elftes Kapitel

Die letzten Fuhren waren in den Scheunen geborgen. Hoch stand das Korn zwischen den nun flachen, leeren Wiesen, auf denen der Storch gravitatisch nach Futter für die junge Brut suchte, die auf der Pfarrscheune schon mächtig die Schnäbel aufsperrte und für die er gar nicht genug herbeischleppen konnte. Jetzt mochten die Gewitter, die seit mehr als einem Tage drohend am Himmel standen, sich entladen, nun mochte der Regen strömen. Tier und Mensch ersehnte Abkühlung und Frische.

Der Sonntag kam. Die Paare drehten sich in dem vor Hitze und Menschendunst dampfenden Saal des „Sternen“. Fiedeln und Brummbässe kreischten, das Bier strömte aus den Fässern in die durstigen Bauernkehlen. Draußen schlang die Nacht dunkle warme Schleier um das Dorf. Es regte sich kein Windchen, ohrbetäubend schrillten die Grillen, ein banges Warten lag in der Luft.

Die Hanne hatte auch mit im „Sternen“ tanzen wollen. Das war eine, die ihre Röcke zu schwenken verstand, ihre Schätze wechselten mit jedem neuen Mond. Aber heut' erwartete die Uffenbacherin für die Nacht den Ruf zu einer Bäuerin, deshalb sollte ihre Magd daheim bleiben, sehr zu deren Verdruß. Sie war schon den ganzen Tag vor sich hin-

brummend und schimpfend im Hause umhergeschlurft. Abends versuchte sie noch einmal, ihre Herrin umzustimmen. Die Alte war schlechter Laune, wie immer, wenn sie ihre Nachtruhe drangeben sollte, und verweigerte der Hanne die Erlaubnis zum Tanz. Es gab eine wilde Auseinandersetzung zwischen beiden – wenige Zeit darauf verließ die Hanne, mit tückischem, dumpf-sinnlichen Ausdruck in den plumpen Zügen das Haus und blieb eine lange Weile verschwunden. Die Fräuleins mutmaßten, sie werde ohne Erlaubnis die Nacht fortbleiben, wie dies schon öfters geschehen war. Die Uffenbacherin erklärte zornig, dann werde sie nicht

wieder eingelassen und die Kündigung sei ihr gewiß. Doch gegen neun Uhr stellte sich Hanne wieder ein, redete mit niemand ein Wort und ging auf ihre Kammer.

Mitternacht mochte bereits vorüber sein, als Cornelia durch ein Schlagen an der Haustür und die Rufe roher Männerstimmen erwachte. Sie glaubte, man benachrichtige die Frau zu ihrem Wehenmutterdienst, aber so war es nicht. Ein Fenster klirrte, die Uffenbacherin schimpfte in den saftigsten Ausdrücken hinunter. Gebrüll und wieherndes Gelächter antwortete. Fäuste und Steine hieben gegen die Türe, das Schloß im morschen Holze krachte unter dem Gerüttel der trunkenen Burschen, die mit den unflätigsten Worten Einlaß

– 112 –

verlangten und drohten, Türen und Fenster einzuschlagen, wenn die H... ihnen nicht gutwillig öffneten.

Cornelia war in Schweiß gebadet und doch von eisiger Kälte durchschüttelt unter ihren Decken. Vom Rückenmark kroch ihr eine Lähmung durch alle Glieder. Vor Entsetzen lag sie wie im Starrkrampf, die Finger und Zehen gekrümmt, die Zähne knirschend gegeneinanderschlagend. Jeden Augenblick konnte sie gewärtig sein, daß die Hölle, die unten an der gebrechlichen Türe rüttelte, die rostigen Bänder sprengen und zu ihr eindringen werde – daß das Fürchterliche, Grauenvolle sie wehrlos preisgegeben finden würde. Schon flogen Steine in die geöffneten Fenster, ein Irrsinn des Vernichtens hatte die Trunkenen ergriffen. Sie brüllten und johlten die wüstesten Lieder und dazwischen krächzte und schimpfte die Alte... Das Dorf lag weit, jede Hilfe war fern... Der nackte, rohe, unbändige Trieb des Geschlechtes tobte in unflätiger Begierde nach dem Fleisch des Weibes. Cornelia fühlte den Wirbel der finstern, tierhaften Urmächte des Lebens um sich kreisen – er griff nach ihr empor, riß sie in seinen Schlund – sie sah rote Fäuste durch die Dunkelheit nach ihr langen, branntweindunstiger Atem umfing sie. – Mit einer wilden Energie reckte sie sich empor, die Betäubung von sich abzuschütteln, da wurde ihre Tür geöffnet, Annerle und Toni

– 113 –

im Hemd mit bloßen Füßen kamen zitternd und weinend vor Furcht, sich zu ihr zu flüchten.

„O mein Jesus, Fräulein Cornelia, hören Sie, die Viecher... Hören Sie mit hin, die wüschte Worte – o mei – wann die eindringe, da Gnade uns Gott!“

„Das hat die Hanne anstift... ganz sicher die Hanne...“

Die jungen Geschöpfe klammerten sich an Cornelia und sie hatte ihre Arme um beide geschlungen. Auch die Mari kam, wankend vor Schwäche aus ihrem Kindbett. Nun faßten sie wieder Mut und schoben mit vereinten Kräften den Waschtisch vor die Tür, die längst keinen Riegel mehr besaß.

Draußen schüttete die Uffenbacherin Hafen nach Hafen mit Wasser über die Köpfe der wüsten Gesellen. Sie drohte mit Polizei und Gefängnis. Das schien die Burschen doch allmählich zu ernüchtern. Lachend forderten sie jetzt nur noch die Herausgabe der Hanne, die sich still auf ihrer Kammer hielt. Es brauste ein Sturm durch den Birnbaum, die halbreifen, harten Früchte prasselten auf die Köpfe der Hitzigen, Staub und Strohhalme in Wirbeln emporgeweht, blendeten ihnen die Augen. Blitze zuckten, der Donner krachte. Da zogen sie schimpfend und johlend ab, um dem Regen zu entgehen, der nun mit Macht herniederbrach.

– 114 –

Man hätte meinen sollen, Frau Uffenbacher würde die offensichtliche Urheberin des Ärgernisses in der Frühe des nächsten Tages aus dem Hause jagen – aber dies geschah durchaus nicht. Das Annerle bekam den Grund der Milde bald heraus: Die Uffenbacherin war ihrer Magd noch den Lohn der letzten Monate schuldig, ja die Hanne hatte von ihrem Sparkassenbuch abgehoben um der Uffenbacherin auszuhelfen. Nun vertröstete die sie auf den Ersten, wenn die Fräuleins ihre Pension zahlen würden. Die Hanne ließ sich nichts abgehen – arbeiten tat sie gern, das war ihrer kraftstrotzenden Natur Bedürfnis, und die besten Bissen wurden ihr von der Uffenbacherin zugesteckt. Auch ging sie von nun an unbehelligt jede Nacht ihren Liebesfreunden nach – alle Heuschober boten duftende, weiche Lagerstätten. Im übrigen war sie mit ihrer Herrin auch nach dem kleinen Zwischenfall auf dem besten Freundschaftsfuß.

„Das Mistvieh,“ schimpfte Annerle, „schauen’s Fräulein Cornelia, wann einer der Uffenbacherin Geld geboten hätt’, wir wären keine Stund’ sicher in unsre Betten gewesen – die, wann’s kuppeln könnt’, tät’s schon arg gern.“

So ganz gegenteiliger Ansicht war Cornelia nicht, und auch die Mari stimmte zu.

„Wann wir nit zusammenhielte, die machte einen Saustall aus der Villa Uffenbacher – und wann’s

– 115 –

nit Angscht vorm Herrn Geheimrat hätt’! Schulde hat sie mehr als Haar unter ihrer Haub’. Mir könne von Glück sagen, wann uns der Gerichtsvollzieher nit, wenn wir in die Wochen komme, die Betten unter dem Leibe fortzieht!“

„Ich bin froh, daß ich’s hinter mir hab’,“ sagte die Mari, „ich hab’ genug von dem Sommeraufenthalt! Nächsten Samstag erwartet mich mein Schatz in Rohrschach.“

„Ja – du hascht’s gut,“ seufzte das Annerle.

„Jetzt schon,“ gab die Mari zu, „wenn freili das Kindle gelebt hätt’, das wär’ arg geworden. Bis er eine Stell’ hätt’, auf die wir heiraten können, hätten’s die Eltern von ihm doch heraus bekommen, und das sind ehrbare Leut’, die hätten nicht zugegeben, daß er ihnen ,so Eine’ zur Tochter bringt!“

„Wir müsse noch drei Monate hier aushalte!“

„Mein Papa schreibt, ich soll den ganzen Winter bei der Frau Uffenbacher bleiben,“ sagte Toni ergeben. „Wenn mei Mutterle wüßt’, wie’s hier zugeht...“

„So sag’s deinem Vater!“

Toni schüttelte resigniert den Kopf. „Mir glaubt er doch nimmer.“

Nach einer Weile kam tonlos ihre Stimme: „Wenn die Kerle ‘nein kommen wär’n und hätten mich umbracht – am besten wär’s schon gewesen!“

– 116 –

„Na gar – umbringen wollten sie uns doch nit,“ rief Annerle mit einem kleinen wollüstigen Lachen.

Cornelie war durch das Grauen jener Nacht mit einem Schlage ihrer Todessehnsucht entrissen. Es war eine Härte in ihr erwacht, daß sie sich ohne Freudigkeit, aber gleichsam aufgereckt und mit zusammengebissenen Zähnen dem Ungeheuer Leben gegenüber stellte. Als sei sie in Drachenblut gebadet, harrte ihr Herz still unter dem hörnenen Panzer.

Zwölftes Kapitel

Für alle gab es eine angenehme Zerstreung, als bald darauf ein heiterer Besuch an die Tür des Häusleins unter dem großen Birnbaum klopfte. Das Fräulein Lucie Bubenberg aus Ilferlingen wollte sich nach ihrer Freundin Annerle umschaun und füllte gleich Treppe, Flur und Zimmerchen mit dem fröhlichen Geklapper ihrer Stöckelschuhe, dem Rauschen ihrer seidenen Röckchen und Blusen, den perlenden Kadenzen ihres hellen Gekichers. Annerle, die mit wildem Neide die Augen an der schlanken Taille der Freundin weidete, sonnte sich im Glanze ihres eleganten Auftretens und konnte sie nicht oft genug mit „*Matame la baronne*“ anreden. Die französische Titulatur sollte Welten von pikanten Geheimnissen andeuten. In ihrem bürgerlichen Alltagsleben war aber Fräulein Lucie Bubenberg aus Ilferlingen keineswegs eine romantische oder gar eine zweifelhafte pikante Dame. Sie stammte nicht nur aus gutem Hause, sondern sie gehörte ihm noch heut' als wohlgelittenes und vollberechtigtes Mitglied an. Vater Bubenberg, der kluge, tätige Industrielle, war nicht wenig stolz auf seine hübschen Töchter, die wie eine Schar bunter girrender Vögel ihn umgaukelten. In der Villa Bubenberg gab's ein fortwährendes Aus- und Einfliegen zu Landpartien,

– 118 –

Bällen, Fastnachtsbelustigungen. Und die gastfreien Tische und die reizenden Mädchen schwirrte ein ganzes Heer von Anbetern: Musiker, Studenten, Schauspieler, junge Offiziere und Beamte. Wer konnte in dem Tumult von Gelächter, Scherzen und Neckereien ergründen, welcher der Gäste bei dieser oder jener der jungen Damen der bevorzugte Ritter war? Und wer hätte sich unterstehen mögen, zu erraten, wie weit die Bevorzugung sich erstreckte?

Annerle hatte Cornelia oft die gute, etwas rheumatische Mama Bubenberg geschildert, wie sie in ihren soliden, grauen Wolltüchern mit ihrem duldsamen Lächeln als beruhigender ehrbarer Mittelpunkt in dem lauten Getriebe saß. Freilich redete man auch ihr eine lustige

Jugend nach. Freunde und Freundinnen aus älteren Jahrgängen zogen zuweilen bedenkliche Vergleiche zwischen den schlanken Gelenken, den feinen Rasseprofilen der Bubenbergs Mädel und dem plumpen schwäbischen Gliederbau ihres geldverdienenden Vaters. Vielleicht hatte die Mama aus solcher vergnüglichen Jugendzeit gelernt, daß auch strengere Aufsicht bei gewissen Anlagen nicht viel hindern kann, und daß es schließlich für eine Mutter weit bequemer ist, beide Augen zuzudrücken und mit zu lachen statt die säuerliche Warnerin zu spielen. Um eines guten Spaßes willen war in der Villa Bubenberg gar viel gestattet, die Parole hieß: Lustig sein und einen

– 119 –

guten Humor haben. Nach der untadeligen Gesellschaftszugehörigkeit wurde weniger gefragt. So war auch das Annerle, die das Studentenfest, bei dem sie Lucie kennen lernte, in Begleitung des Herrn Geheimrats besuchte, durch diesen alten Freund der Familie Bubenberg gleich aufs beste eingeführt.

„Es gibt halt gar sonderbare Verwandtschafte in dere Welt,“ flüsterte das Annerle dem Fräulein Cornelia ins Ohr. Mit solcher Erklärung konnte diese ihre Phantasie walten lassen. Sie konnte ebensowohl annehmen, daß der Gönner Geheimrat Annerle zuerst in den Garten der Liebe eingeführt habe, als auch – was ihr wahrscheinlicher schien – daß er ihr illegitimer Herr Papa sei und deshalb einen gewissen ritterlichen Schutz über sie ausübe.

Cornelia Reimann konnte sich nicht verhehlen: sie begann neugierig auf den seltsamen, sich so mannigfaltig betätigenden Herrn zu werden.

Als in den nächsten Tagen wieder einmal der Willkommengruß: „Ja schau – der Herr Geheimrat!“ erscholl, zog sie sich nicht, wie sonst, eilig in ihr Zimmer zurück, sondern blieb vor der Laube auf ihrem Leinwandstuhl sitzen. Es kam ihr kleinlich vor, der Lucie Bubenberg durch ihre Flucht etwas wie Furcht vor den Menschen zu verraten.

Mit einem weiten Schwung seines weichen, grauen Filzhutes grüßte der kleine, freundlich

blickende alte Herr die Damen. Ihre Anzahl wurde durch die Rose von Ulm vermehrt, welche ihr Bübchen unten im Dorf besucht hatte. Vor Cornelia verbeugte sich der Herr Geheimrat zeremoniös und bat sie, sich nicht stören zu lassen, worauf die Lucie kategorisch erklärte: I, das Fräulein sei gar nit „so“ und warum sollt' sie sich denn auch vorm Herrn Geheimrat geniere...

Ersichtlich war ihm unter der ihn fröhlich umdrängenden Mädchenschar ihre Gegenwart nicht ganz behaglich, doch fügte er sich mit guter Manier. Später konnte er es auch nicht unterlassen, verstohlene Blicke nach der in ihren Stuhl zurückgelehnten und etwas fremd und gleichgültig dreinschauenden Dame zu senden.

Bald war das gemütliche Geplausch mit seinen jungen Freundinnen in vollem Gange. Die Lucie hatte tausenderlei von „Daheim“ zu berichten und erzählte mit viel hellem Gelächter allerlei Schnurren. Den Papa der Toni hatte er kürzlich auch gesprochen – als dieser zu der allgemeinen deutschen Lehrerversammlung in Stuttgart gewesen war. Die Rose von Ulm mußte ihm berichten, wie weit ihre Heiratsaussichten gediehen seien und das Annerle klagte ihm seufzend, daß sie sich „gar nit so recht extra fühle!“ Darauf erinnerte er sich eines Päckchens, das er in der Brusttasche trug und ihr mit verschmitztem Lächeln in die Hand drückte. „Es

ischt dasselbe, was ich der Fräulein Toni schon einmal mitgebracht habe,“ und dann zog er das Annerle ein wenig näher und flüsterte ihr das übrige ins Ohr. Aus einer andern Rocktasche entwickelte sich ein rotgebundener Novellenband, für die Toni war eine Tüte Bonbons nicht vergessen. Die Uffenbacherin stand mit triumphierender Miene in der Laubentür. So gefiel es ihr. – Sie strahlte nicht nur in einer reinen weißen Schürze, sondern auch im Glanze von Zufriedenheit und Würde, indem sie dem Herrn Geheimrat schilderte, wie sich der Herr Kreisphysikus und der Herr Polizeiinspektor, als sie letztthin zur Besichtigung dagewesen seien, lobend über ihre „Anstalt“ ausgesprochen hätten.

„So findet man's selten', habe der Kreisphysikus gesagt, ‚in dem Zimmer möchte man ja gleich selbst – Sommerfrische halten'. Die Fräulein Cornelia habe als immer so schöne Bukettle auf ihrem Tisch und so arg viel Bücher. Und der Herr Kreisphysikus habe eins von dene große Bücher vom Tisch genomme und ‚neingeschaut und ganz reschpektvoll gerufe: ‚Alle Wetter –! Gratulier' zu der Lektür'!' Und so gemütlich säßen die Dam' jeden Nachmittag in der Laub' und es wär' ein Fried' und ein' Freundschaft unter ihne', daß mer sich's nit besser wünsche könnt'.“

Sie triefte von Anerkennung und Wohlwollen und machte ganz verliebte Augen zu dem Gaste hin,

– 122 –

denn sie hatte durchaus nicht die Absicht, dem Herrn Geheimrat den Zins zu zahlen, wenn er etwa deshalb schon so bald wiedergekommen wär'!

Cornelia fühlte sich enttäuscht. Ihre Phantasie hatte sich unter dem „Herrn Geheimrat“ einen ernsten Menschenfreund oder einen überlegenen Cyniker, einen alten Feinschmecker des Lebens vorzustellen beliebt. Nun sah sie einen gutmütigen Papa, der mit friedevollem Behagen Curellasches Brustpulver austeilte und wohl nur ein ganz klein wenig perverse Lüste inmitten der dickbauchigen jungen Dinger empfand.

Oder wirkte das Schwäbische so harmlos?

Hier war alles nicht so, wie es zu sein schien, und nahm man das Gegenteil von dem, was Dinge, Beziehungen und Menschen zu bedeuten schienen, so wußte auch man wieder nicht, ob man sich nicht auf falscher Fährte befand. Cornelia kam es wie ein grotesker Humor des Schicksals vor, daß auch sie selbst, die bisher nur im Klaren, Einfachen gelebt hatte, hinfort zu dieser verwirrten, schillernden, zweideutigen Welt gehören sollte.

Lucie Bubenberg hinwiederum betrachtete Cornelia als ein ganz verwunderlich-fremdes norddeutsches Gewächs, mit unverhohlener Neugier, heimlichem Spott und einer guten Dosis von Mitgefühl – woher aber das Mitgefühl stammte, wußte die kleine lustige Person nur ganz allein.

Sie war gezwungen, nicht, wie sie beabsichtigt hatte, einen Tag, sondern ganze drei Tage bei ihrer Freundin Annerle in dem unerfreulichen Tränenhause auszuharren. Sie hatte sich auf der nächsten Bahnstation mit ihrem Baron treffen wollen, um in seiner Gesellschaft eine kleine Spritztour in die Schweiz zu unternehmen. Der Herr wurde durch irgendwelche gesellschaftliche oder berufliche Pflichten am rechtzeitigen Erscheinen verhindert. Ein Schauer von Telegrammen flatterte zwischen den Liebenden hin und her, konnte aber die Sachlage auch nicht ändern. Platz für Lucie war genügend vorhanden, denn die Schweizer-Mari hatte vor einiger Zeit Abschied genommen und war durch ein junges Dienstmädchen ersetzt worden, die nur eine schlechte Bodenkammer erhielt und bei Frau Uffenbacher und der Hanne in der Küche aß.

Lucie benutzte die Zeit, um sich genau über alle Verhältnisse der Villa Uffenbacher zu informieren.

Vor kurzem war eine dicke Bäckersfrau aus Ulm erschienen und hatte einen heftigen Zank mit der Alten gehabt. Die Toni wollte gehört haben, es handle sich um Schulden. Die fette Bäckin, wie man in Schwaben sage, habe der dicken Hebamme schließlich mit dem Gericht gedroht, wenn sie ihr Geld nicht kriegen. Während die Lucie noch zum Besuch war, erschien die Bäckin aufs neue. Es gab wieder einen heftigen Auftritt. Doch dann

folgte bei Kaffee und Gugelhupf, den die Bäckin mitgebracht hatte, eine Versöhnung; darauf wickelte die Ulmerin aus einem Zeitungspapier eine blaugewürfelte Barchentnachtjacke, einen Kamm und ein Paar Pantoffeln und richtete sich im Schlafzimmer der Uffenbacherin häuslich ein. Sie teilte den Damen zutraulich mit, dies geschähe, um das zähe Weib durch ihre stete Gegenwart zur Herausgabe des ihr in früheren Zeiten geborgten Geldes zu veranlassen, oder, wenn das nicht möglich sei, doch wenigstens eine Zeitlang auf ihre Kosten zu essen und zu trinken und sich's auf dem Lande wohl sein zu lassen.

Da die beiden ungeheuern Weiber, welche die niedrige Küche mit ihrem Leibesumfang so ziemlich ausfüllten, die gleiche Leidenschaft für ausgiebige „Veschperbrote“ mit etwas „Gebratenem und Gesottenem“ und manchem Gläsle Bier hatten, und die Hebamme die gefährliche Bäckerin, deren Mann schon einmal beim Advokaten gewesen war, beileibe nicht erzürnen mochte, so machte sie gute Miene zum bösen Spiel. Die Mittags- und Abendrationen der „Fräuleins“ wurden dabei freilich immer dürftiger und es stand zu befürchten, daß ihre gesamte Pension im „Veschperbrot“ der versöhnten Feindinnen verschwand.

Die Bäckerin verriet den Fräuleins: eine ganze Reihe von Bürgerfrauen habe der Uffenbacherin

– 125 –

früher geborgt – sie habe arg gut gelebt und schließlich die Stadt verlassen müssen, weil ihr der Boden unter den Füßen gebrannt habe. Wenn es erst einmal herauskomme, wo die Uffenbacherin geblieben sei, und daß sie nun Besitzerin einer „Anstalt“ geworden – dann würde sie es wohl auch nicht allzu lange mehr bleiben. Die Fräuleins könnten sich nur beizeiten nach einer andern Unterkunft umschaun, damit ihnen nicht auch noch die eignen Sachen mit verkauft würden! Alle diese bedrohlichen Auskünfte gab die dicke Bäckerin mit Seufzen und Geschluchze von sich, und klagte in dem jammervollsten Gewimmer die Uffenbacherin als die teuflische Verderberin ihrer Existenz an. Sie habe sich verleiten lassen, dem bösen Weibe nach und nach alle ihre Ersparnisse auszuliefern, weil die Hexe ihr vorgespiegelt, das Geld zu höheren Zinsen anlegen zu können. Aber niemals habe sie die Zinsen zu sehen bekommen. Als ihr Mann, der Bäcker, das erfahren, habe er sich aus Gram und Groll aufs Trinken gelegt und das Geschäft arg vernachlässigt, so seien sie arme Leut' geworden und mit ihren Kindern sei sie auch darüber zerfallen. Die setzten ihr nun arg zu – sie müsse ein Teil des Geldes wiederschaffen, sonst getraue sie sich nicht wieder heim. – Der Schwiegersohn und der Mann würden sie gemeinsam totschiessen.

– 126 –

Bestürzt blickten sich die Fräuleins nach diesen Eröffnungen an, als von unten die Uffenbacherin die Bäckerin rief, scharf und befehlend, denn es mochte sie unheimlich anmuten, daß sie gar so lange in Annerles Zimmer verweilte. Das fette Weib, dem die Tränen über das aufgequollene blasse Teiggesicht niedertropfen, schlurfte ängstlich und gehorsam die Treppe hinab. Lucie Bubenberg drückte ihr niedliches Frätzchen in ihr Spitzentüchlein und prustete in hellem Lachen heraus.

„Was die Dicke eine Angscht hat vor der Schuldnerin – wie ein Hündle wedelt sie um sie her! Die Weiber mögen ihre Geheimnisse haben – da mag manches nit kosher sein. Die andern Bürgersfrauen – die werden sich auch als hüten die Hebamm´ vor die Polizei zu bringen!“

„O mei,“ stimmte Annerle zu, „so mag’s schon sein – aber was fanget wir arme Hascherle an, und wo halte mir unsre Kindbett’ wenn die dicke Weiber aus Ulm unsre Pfühl mit Beschlag belege?“

„Wann’s zum Schlimmsten kommt,“ sagte die Toni, „da geh’ ich zu der Lebzelter unten in der Dorfstraß’, die mei Kindle nehmen soll, der Papa hat’s schon mit ihr ausgemacht.“ Annerle erklärte, sie werde zu den Fräulein Hottinger ziehen, zwei dürren alten Jungfern, denen sie ihr Kleines versprochen habe.

– 127 –

Nur Cornelia blickte unschlüssig zum Fenster hinaus. Ihre Lippen zuckten und preßten sich fest aufeinander.

Lucie beobachtete sie mit Aufmerksamkeit.

So war das – so – so... Nein – so armselig sollte es ihr nie ergehen! Nie!

„Ich weiß einen Rat, ich weiß einen Rat,“ rief sie, hob ihre seidenrauschenden Röckchen und drehte sich auf den Hacken ihrer Stöckelschuhe, daß Spitzen und Volants um sie her in buntem Wirbel flogen.

„Ich sag’s meinem Egon und wir laden das Fräulein Cornelia auf eines seiner Schlösser – zu Gast –! Ha – er kommt ja nie auf das kleine nette Jagdhaus in Tirol – außer wenn ich da bin –

und ich bin als oft schon wochenlang da gewesen! Die alte Schließerin und ihr Mann, die sind verschwiegen – die sind Verschwiegenheit gewöhnt bei dem Nixnutz –! Da ist das Fräulein Cornelia ganz ungestört und die alte Cenzi, die kocht! Da kann man sich die Finger lecken! Dreierlei Knöpfe in die Supp'! Und Wein hat's im Keller! Französischen Schampus! Herben!“ Sie schnalzte mit dem Zünglein. „Das tut mein Baron, wenn ich ihn bitte – er tut mir jeden Gefallen, der verliebte Rick! Wir machen der alten Cenz' weiß, Sie seien eine ‚Regierende‘, die der Baron im Auftrag eines hohen Herrn verbergen muß. Ei – das gibt

– 128 –

eine ‚Hetz‘, wie meinem Baron sein österreichischer Vetter, der Fritz als sagt! Nur mein Egon darf mir nit hin, so lang Sie auf Schloß Lucienlust sind – so nennt er's, weil wir da so arg lustig war'n, letztes Jahr im September –! Nein – das leid' ich nit! Der Egon spricht als oft, wenn ich ihn geärgert hab', ich sei so nicht sein Geschmack – sein Geschmack seien die Hohen, Schlanken, Vornehmen! –“ Sie kicherte im Triumph ihrer jungen Reize und Cornelia lächelte ein wenig über das romanhaft-naive Plänegespinst.

Aber Lucie Bubenberg streckte ihr mit einer treuherzigen Gebärde die Hand entgegen. „Gelt, Fräulein Cornelia, so ist's recht? Ich will schon sorgen, daß Sie's gut bei uns haben, und wenn's not tut, komm' ich und pfleg' Sie! Ja, das tu ich, weil ich Sie so arg gern hab'.“ Sie beugte sich mit einer schnellen Bewegung nieder, Cornelia die Hand zu küssen, die ihr das Mädchen hastig entzog. Sie war vor Schrecken und Scham über die Jähe Schwärmerei dunkelrot geworden, und doch tat ihr die Bewunderung und Fürsorge der hübschen Lucie wohl.

Alle aufrichtig gemeinte Schwärmerei hinderte die kleine Bubenberg indessen nicht, wenige Minuten später dem Annerle ins Ohr zu flüstern:

„Das Fräulein Cornelia ist mir als ein Rätsel – wie kann man nur so klug ausschauen und so

– 129 –

blitzdumm sein, sich hier in die Spelunk' zu setzen! Da gibt's doch andere Mittel und Weg.“

Über diese andern „Mittel und Weg“ wurde in den Tagen von Lucie Bubenbergs Besuch oft und viel, und mit zutraulicher Offenheit geredet. Irgendwie kam das Gespräch immer wieder auf das heikle Thema, mochte es auch mit der harmlosen Geschichte begonnen haben, wie Lucie Bubenberg und ihre Schwester in einem Hotel in Stuttgart einmal frühmorgens hinausgeschlichen waren und sämtliche Stiefel und Schuhe in den Gängen vertauscht hatten, und der Schilderung von dem Geklingel, dem Geschelt und Gerufe, das infolgedessen entstanden sei, oder mit der andern Geschichte, wie sie sich das Haar bei einem berühmten Friseur habe rot färben lassen wollen, und statt dessen sei es grün geworden, und sie habe vier Wochen lang im Zimmer sitzen müssen, und mit tausend widerlichen Dingen waschen und scheuern und putzen, bis die ursprüngliche braune Farb' wieder gekommen sei.

„Ich probier' als alles, ich hab' vor nix Furcht,“ prahlte die kleine Schwätzerin und gab den übrigen Mädchen die besten und weisesten Ratschläge, die nur leider für alle ein wenig zu spät kamen.

„Wann du nur nicht auch noch reinfalle tuscht mit deiner Probiererei,“ antwortete dann das Annerle geärgert. „Auf die Mittel pfeifet i grad. Kennscht nit den Aktuarius Niederhöfer in Ilferlingen in der

– 130 –

Weingass'? Der mit den sechs Mädeln? Dem sei Frau hat mir erzählt, sie täte die Kinder unter sich als jedes nach 'nem anderen ‚Mittel‘ nenne, wo gar nix geholfen hat – 's Kind war halt's Resultat! Ich sag' – das isch Glückssach! Wo als Pechvögel sind, die krieget die Kind – und die wo Glücksvögel sind, die krieget und krieget sie nit, sie möge noch so leichtsinnig sein!“

Sie häkelte wütend an ihrem grauen Tuch für die mütterliche Frau Bubenberg, die angebetet von Mann und Kindern ein so friedliches Leben führte.

„I bin halt a Glücksvögerl – Glücksvögerl Holdrio – o – o – –!“ trällerte ihre Lucie zu einer Operettenmelodie.

Die blasse Luis', das neu eingetroffene Dienstmädchen, schleppte das schwere Versuchskind, das an einem Stück geselchten Schweinsknochen herumschmatzte, draußen im Sonnenschein umher.

Cornelie dachte mit schwerer Traurigkeit, wie keinem der schwangeren Mädchen die Ahnung aufgegangen war, daß Mutterschaft auch ohne den Trauring am Finger etwas Heiliges und eine schmerzlich-selige Verantwortung sein könne. So verdorben und verdreht waren ihre Instinkte durch die Gewöhnung konventioneller Anschauungsweise, der auch diese freien Vögel der Liebe, und wie sehr noch, unterworfen waren!

– 131 –

Lucie fragte unterdessen die bayerische Toni, die mit glänzenden Augen ihren Erzählungen von einer ihr so fremden Welt des Vergnügens lauschte, und den ganzen Tag willenlos hingerissen sich an die Seite des seidenrauschenden Glücksvögeleins drängte:

„Nun sagen Sie mir nur, mein liebes Fräulein Toni, wo wir uns hier alle unsre Geheimnisse ausplauschen – wie ist's nur als ‚so weit‘ mit Ihnen gekommen? Sie schauen doch so brav und solid aus, ich kann mir das als gar nit erklären...“

„i weiß auch nimmer recht, wie's kumme ist,“ sagte die Toni leise mit gesenkten Augen. „Wir sind halt Schlittschuh gelaufen und er ist recht lieb gewesen – aber gefallen hat er mir gar net so besonders – und dann hat er mich immer heimbegleitet, und da sind wir halt jedesmal an seiner Tür vorüber gekommen – und er hat mir erzählt, er hat einen Papagei, der könnt' singen ‚Freut euch des Lebens‘ – und da hab' ich halt so arg Lust kriegt, den Papagei zu hören – und da bin ich halt einmal mit 'nauf...“

„Hat's Ihnen denn wenigstens ein bisschen Pläsier macht – nachher?“ erkundigte sich Lucie mit eingehender Teilnahme.

Toni schüttelte finster den Kopf.

„I hab' mich halt so entsetzt – er war halt so arg wüsch... Aber i bin doch noch zweimal bei ihm gewesen – i dacht', i müßt' – weil

ich doch nun sein Schatz war – er hat mir auch gedroht, er würd' mir sonst auflauern und mich totschießen...“

„Der Schuft!“ knirschte Annerle. Lucie aber fragte leise, trotzdem ihre Stimme unsicher geworden war:

„Hat's denn wenigstens einen Papagei drin gehabt?“

„Den hat's schon gehabt,“ sagte Toni ergeben, „aber singen hat er net können.“

„Warum hat denn Ihr Vater nachher nicht mit einem vernünftigen Arzt gesprochen?“

erkundigte sich Lucie weiter.

„Der Papa hat zur Mama gesagt, so was tät er nimmer, was gegen das Gesetz wär' – und was der Herrgott ihm als Prüfung schicken tät, das wollt' er in Demut tragen!“

„Er ist wohl arg fromm?“

Toni nickte. „Wir sind halt Protestanten zwischen all den Katholischen – da müssen wir ein Beispiel geben, meint der Papa. Drum hat's ihn so schwer getroffen.“

Cornelie seufzte.

„Es ist doch auch Mord,“ sagte sie mit einer Stimme, die dunkel war von den Schatten schwerer Stunden.

„Ah, gehen Sie, Fräulein Cornelie, machen Sie nit so arg große Worte,“ zwitscherte Lucie.

„Ich kann's nicht anders sehen,“ wiederholte Cornelie. „Mir scheint es Mord. Und gerade an dem einen Geschöpf, das uns vielleicht noch das Glück geben kann, das für uns aufgehoben ist. Darüber wär' ich nie hinweg gekommen...“

„Mord... Wenn Sie's so fühlen...“ flüsterte Lucie. Sie war während des Gespräches ein wenig blaß geworden. Ihre braunen Augen tauchten mit einem hungrig forschenden Blick in Corneliens graue.

„Freuen Sie sich denn wahrhaftig auf den Wurm?“

„Nein,“ antwortete Cornelia ehrlich.

„Da schauen Sie...“

„Ich warte auf die Zeit, in der ich mich freuen werde,“ sagte Cornelia leise... „Ich denke, der Sieg muß einmal kommen.“

Nach diesem wurden die Mädchen schweigsam und man ging in der Abenddämmerung den gewohnten Wiesenpfad an der Höhe entlang, über dem der Ernte entgegenbleichenden Haferfelde. Die Ferne lag in schwerem trüben Sommerdunst, aus dem bewölkten Himmel fielen warme Tropfen. Zur Seite der schmalen Wegspur wuchs auf hartem Gestengel wilde Zichorie mit hellblauen, duftlosen Blumen, die letzten des bunten Gewimmels, das im Frühling den Rain überschäumte. Gewohnheitsmäßig schritten die Mädchen dort auf und nieder, eine hinter der anderen, die Köpfe gesenkt, die

– 134 –

unförmig werdenden Gestalten mit müden Schritten vorwärts geschoben. Corneliens Phantasie sah diese Reihe ins Unermeßliche ausgedehnt – die Köpfe gesenkt – die unförmigen Gestalten müde vorwärts geschoben – so wanderten sie geduldig, aus Dämmerung und Nebel tauchend, im trüben, schweren Sommerdunst der verhüllten Ferne entgegen...

„Ah – geht – ihr seid’s fad!“ rief Lucie überlaut und begann zu singen: „Morgen fahr’ i überlaut und begann zu singen: „Morgen fahr’ i mit meinem Schatzerl in die Berge hinein – juvivallera – juvivallera – ein Glücksvögerl bin i, ein Glücksvögerl bleib’ i, holdrio – o – o!“

Dreizehntes Kapitel

Aus Zürich traf noch eine lustige Ansichtskarte von der Lucie ein. Auch ihr Baron hatte unterschrieben. Dann hörte man geraume Zeit nichts mehr von dem kleinen Persönchen.

„Die hat genug mit sich selbst zu tun,“ flüsterte Annerle und setzte ihre wichtige Geheimnismiene auf. „Die ischt nit umsonst nach der Schweiz!“

Cornelie fragte nicht weiter. Sie hatte, um ihren quälenden Phantasien zu entfliehen, die Gesellschaft der jungen Mädchen viel aufgesucht. Und solange die Lucie anwesend war, hatte sie sich dem Zauber ihres Wesens nicht entziehen können. Zuweilen war ein Neid in ihr aufgestiegen, vor dieser Fähigkeit, gedankenlos lachend zu genießen. Doch, was ging sie im Grunde das leichtsinnige Mädchel an? Sie wurde nun aufs Neue von Widerwillen erfaßt gegen das verzerrte, verrenkte Abbild der Heiligtümer ihrer eigenen Tempel, das sie in ihren Hausgenossinnen beständig vor Augen sah.

Sie fühlte sich in der letzten Zeit körperlich kräftiger, streifte viel in der Gegend umher, schrieb und studierte. Sie lauschte, in traurige Träume versunken, dem mit heftiger Ungeduld sich regenden jungen Leben unter ihrem Herzen. Dieses Seltsame, einen fremden Willen in sich zu tragen, der da mit bestimmter Energie seinen Zielen entgegen

strebt... Sehr früh hatte sie ihn in sich gespürt – hatte an ihm zuerst erkannt, sie sei zur Mutterschaft erkoren... Dieses Schauerlich-Heilige, sich nur als ein Gefäß zu fühlen, in dem sich eine neue Zukunft mit tausend neuen Möglichkeiten und Hoffnungen vorbereitete, ergriff sie oft mit staunendem Ahnen über die unergründlichen Quellen alles Werdens. Und sie begann mit einem leisen Bedauern des Mannes zu denken, der sich all dieses heimlichtiefen Erlebens, das er hätte mit ihr teilen sollen, beraubte, weil er einen unbestimmten Begriff der Freiheit als ein Schild vor die Bürde der Verantwortung hielt, die seinen geschonten ästhetischen Sinnen

allzuschwer und niedrig zu tragen dünkte. In diesem Bedauern zerrann allmählich der krankhafte Abscheu, der sie bisher jedes Erinnern hatte meiden lassen.

Das Ungestüm, mit dem das kleine Geschöpf in ihr sich seiner engen Haft zu erwehren schien, mußte sie schon an den einst so sehr Geliebten, an seine heftige, stürmische Natur gemahnen. Solche Art fühlte sie als etwas dem eignen Wesen völlig Fremdes. Ihre schwersten Kämpfe waren allzeit schweigend und ohne viel äußere Bewegung durchgerungen worden. Zäh und still war sie ihren Weg gegangen, und als der laute Ruhm ihr begegnete, hatte sie anfangs nur erschrocken versucht, ihm zu entweichen. Er hatte sie erobert, nicht sie ihn – so war es wohl gewesen.

– 137 –

Und auch der Mann hatte sie erobert, jäh, ungestüm, mit der Lebenswärme und Jugendkraft, die so strahlend von ihm ausging, daß sie sich ihr in schneller Bezauberung unterwarf.

Schon als ein Mädchen von fünfzehn Jahren dünkte es sie ein wunderliches Rätsel, wie eine Verbindung zwischen zwei Menschen heiliger, reiner und fester werden könne durch die Erfüllung einer äußeren Form, durch Worte, die ein vom Staat oder von der Kirche Bevollmächtigter spricht. Wie so vielen Rätseln, mochten auch diesem praktische Ursachen zugrunde liegen. Was kümmerten diese praktischen Ursachen sie und ihren Geliebten? Ihnen beiden kam es doch nur darauf an, zum Inhalt und Kern der wahrhaftigen Liebesvereinigung durchzudringen. So wenigstens hatte Cornelia gemeint.

Allmählich – in diesen Monaten inneren Schauens – erkannte sie immer tiefer, daß das Wesen der Ehe, mochte sie durch deine Trauung bürgerlich sanktioniert sein oder nicht, wohl im letzten Grunde immer die Herrschaft und Tyrannei der Frau über den Mann bedeutet. Und hier – auf diesem Punkte hatte ihr die Kraft versagt. So war es immer schon gewesen. Wenn immer ein Mann ihr huldigte, war ein Augenblick gekommen, wo sie hätte um seinen Besitz kämpfen müssen, wo er es gewissermaßen als Liebesbeweis erwartete, daß sie mit listiger oder stürmischer

Tyranei ihr Recht auf ihn geltend machen müsse. Und dann war es, als ob der weibliche Instinkt ihr versagte – lässig, vornehm, degoutiert öffnete sie die Hände, und entließ ihn zurück in die Unabhängigkeit, in die Gleichgültigkeit. So hatte sie früher manchen Bewerber von sich gescheucht.

So hatte sie zuletzt auch auf Rudi Imgart verzichtet. War sie also doch wohl, trotz aller Liebes- und Hingebungsfähigkeit, zur Ehe unbrauchbar?

Gerade der hohe Begriff von menschlicher Freiheit und Selbstverantwortung, den sie in sich entwickelt hatte, und auf den sie stolz war, weil sie fühlte, daß sie über die Mehrzahl der Frauen stellte, machte es ihr nun unmöglich, ihr ganzes Wesen in der Herrschbegier der Liebe zu konzentrieren.

Freude an der gegenseitigen Freiheit hatte sie zueinander geführt, ein frohes Schenken und Nehmen hatte ihnen beiden die Liebe bedeutet. – Cornelia war es nur natürlich, als die Stunde der Gefahr kam, von dem Manne, den sie liebte, die feinste Treue, die ritterlichste Hingebung zu erwarten.

Er hatte versagt. – Einen Mann, den sie hätte beherrschen und unter ihren Willen zwingen müssen, der wäre ihr widerlich geworden. Sie hätte ihn nicht haben mögen zum Vater ihres Kindes. Aber noch weniger hätte sie ihn an ihr heiligstes Gefühl für Recht und Unrecht rühren lassen.

Jetzt sah sie um sich her in dem Reden, Denken und Handeln all dieser Mädchen das typische Frauenwesen sich enthüllen – nicht mehr versteckt unter mannigfachen gesellschaftlichen und konventionellen Masken. Sie sah es sich in seiner ungeschminkten Wahrheit enthüllen, sie sah die schrankenlose Nachsicht und geduldige Güte der Mädchen gegen ihre Liebhaber, die sich doch alle mehr oder weniger feige und erbärmlich benahmen, sie

sah aber auch ihr verzweifeltes Hängen an dem bißchen Freude, was sie durch den Mann bekamen, sah, wie alle, mit Ausnahme der armen Toni, deren Geschick in sich selbst eine Ausnahme bildete, sich unaufhörlich demütig, emsig bemühten, die Gunst ihrer Gebieter auf jede nur mögliche Weise, und sei es um den Preis der letzten Selbstachtung, zu bewahren, die Männer festzuhalten, mit zäher, entschlossener, gieriger Kraft, und in ihrem kleinen Reiche, dessen Grenzen ja eng genug gesteckt sein mochten, unbedingt das Zepter zu führen.

Keine von ihnen ließ sich die Kosten ihres Aufenthaltes bei der Uffenbacher von ihrem Liebhaber zahlen – durch Erniedrigungen der bittersten Art, durch Schluchzen und Jammern vor Basen und Onkels, hatten sie es alle erreicht, die jungen Männer von dieser Steuer zu befreien, um nur ja nicht darüber ihrer Neigung verlustig zu gehen. Selbst das arme Dienstmädel, das kleine Vase und

– 140 –

keinen Onkel besaß, war erst vier Wochen vor ihrer Zeit gekommen und half bei der Uffenbacher in Küche und Garten, um nur halbes Kostgeld zu zahlen, und ihrem Dienstherrn, einem wohlhabenden und verheirateten Manne, der sie verführt hatte, keine Ungelegenheiten zu machen.

Von der Rose von Ulm aber wurde erzählt, sie habe die ganze Woche kein Obst und kein Süßes gegessen, damit sie dem Herrn Leutnant, wenn er sie Sonntags besuchte, im Gasthof ein warmes Frühstück vorsetzen konnte.

Sie waren es sich gar nicht einmal bewußt, daß sie Opfer brachten – es wäre ihnen nicht eingefallen, daß Männer auch anders sein und handeln könnten. Cornelia würde nicht gewagt haben, sie darüber aufzuklären. Folgten sie doch, unbeirrt von Bildung und Idealen, einfach den Urinstinkten des Weibes, waren also in ihrem Recht.

Cornelia kam sich zwischen ihnen als eine Absonderlichkeit – beinahe als eine Anomalie vor. Sie hatte nie geahnt, daß ihre innere Kultur sie so weit von der allgemeinen Spezies „Weib“ entfernte, weil ihre Umgebung ja bisher mehr oder minder auch aus solchen Abweichungen bestanden hatte. Zuweilen war sie sich fast unheimlich.

Unter diesen sie fortwährend umgebenden Einflüssen begann sie langsam – nach und nach – den Vater ihres Kindes milder, gerechter zu beur-

– 141 –

teilen. Wahrscheinlich hatte sie Zartheiten der Empfindung und des Handelns von ihm erwartet, zu denen er seiner Mannesnatur nach einfach nicht fähig war – zu denen die Art des Mannes sich nur unter dem Drucke bürgerlichen Pflichtenzwanges nötigen läßt.

Gleich einem siebzehnjährigen Backfisch hatte sie gläubig auf „das Wunderbare“ geharrt: Seinen frischen Frohsinn hatte sie als Ergänzung ihrer schwerblütigen Grüblernatur mit innerm Jubel geliebt – hatte geträumt, aus einem freudigen Genießer könne ein freudiger Entsager, ein Mann der Tat und des Kampfes hervorgehen. Aber Zeichen und Wunder geschehen nur unter dem Feuerkuß der Leidenschaft –. Auch er wäre wohl im Rausche der Sinne über seine eigne, im Grunde zaghafte Natur hinauszuhoben gewesen – immer doch nur für die Augenblicke der Leidenschaft.... Als sie seine schätzende Liebe am notwendigsten gebraucht hätte, war ihr versagt, seine Glut zu reizen – sie hätte solches wie eine Entweihung ihrer keimenden Mutterschaft empfunden. Da hätten andere Mächte reden müssen... Und er wurde blind und taub gegen ihre sanften Stimmen aus Angst vor dem Leben. War möglicherweise die Furcht ein sicherer Instinkt, daß seine Kräfte wirklich nicht ausgereicht hätten....?

Vielleicht glich seine Begabung jenen Trauben-

– 142 –

sorten, die nur in der Sonne gedeihen, sich zartbehaucht am Rebgelände schaukeln und auch im Sonnenschein genossen werden müssen, wenn sie nicht dürr und trocken werden sollen. Und hatte Cornelia in manchen stolzen Augenblicken die Gewißheit in sich empfunden, daß ihre Schaffenskraft durch Qual und Leiden wie durch eine notwendige Folter gehen mußte, um ihre

letzte beste Süßigkeit und Würze herzugeben – durfte sie ihm grollen, weil er so verschieden von ihr selbst, aus dem unbegreiflich reichen Schoß der Mutter Natur hervorgegangen war?

Täglich wurde Cornelia ruhiger, in der Sicherheit, recht gehandelt zu haben, als sie eine Lebensgemeinschaft ablehnte, die dem Manne zum täglichen Opfer geworden wäre. Mit stillem Lächeln nahm der Haß von ihr Abschied. Sie konnte wieder der Stunden denken, da sie beide fröhlich durch Herbstgold und Winterschimmer gewandert waren, an alle traulichen Zwiegespräche über feine, köstliche Dinge, von denen nur sie beide wußten.

Sie stellte sich nun gerne vor, daß das Böse, Grausame, welches in der letzten schweren Zeit an ihm hervorgetreten war, wieder verschwinden mußte. Sie hatte ihm sein besseres Teil gerettet und er blieb die heitere, etwas phantastische Gestalt, der fahrende Geselle, mit den leichten Versen auf den Lippen, dem schnell lodernden Zorn gegen alle

– 143 –

dumpe Alltäglichkeit – mit der glühenden Andacht vor der Schönheit der Welt.

Sie meinte, wenn sie sich recht intensiv der lieben und schönen Seiten seines Wesens erinnere, könne sie ihrem Kinde als ein Erbe alles, was sie an seinem Vater geliebt hatte, übermitteln. Auf diese Weise kam sie dazu, wenn auch nicht mit Sehnsucht oder hingebender Wärme, so doch mit einer Freundlichkeit und einer Art von mütterlicher Nachsicht seiner zu denken. Das würde sie noch vor wenigen Wochen nicht für möglich gehalten haben.

Und gerade in dieser Zeit geschah es, daß ein Brief von Rudi Imgart sie auf mancherlei Umwegen erreichte. Er fragte bescheiden, aber inständig nach ihrem Ergehen und bat sie, ihm ihren Aufenthaltsort und die Zeit, da sie ihr Kind erwarte, mitzuteilen. Es war ein Ton in den wenigen Worten, wie in der schüchternen Bitte eines Knaben an seine Mutter, ihm zu verzeihen und ihm wieder gut zu sein. Das stand wohl nicht ausgesprochen dort auf dem Blatte, aber Cornelia las es zwischen den Zeilen, wie sie immer in seine Seele zu lesen vermocht hatte. Sie weinte über den Brief und fühlte dabei, wie hoffnungslos kalt es in ihr geworden war. Wäre sie nun in der Gesinnung den kleinen Bewohnerinnen des Tränenhauses ähnlicher gewesen – am Ende hätte sie ihrem Kinde den Vater zu retten vermocht....

War es nicht noch möglich, wenn sie auch auf ihr letztes Besitztum, ihren letzten Weibesstolz verzichtete? Forderte die Mutterschaft auch dieses härteste Opfer von ihr?

Einmal hatte sie geglaubt, für ihr Kind stolz sein zu müssen – hatte in den ersten Regungen seines jungen Lebens seine Antwort zu spüren gemeint.

Vielleicht hatte sie geirrt? Es überkam sie nun eine abergläubische Furcht, wenn sie sich nicht bis zum äußersten demütige, könne das Schicksal, oder Gott, oder welche geheimnisvolle Macht über den Menschen walte, und Zerknirschung, Selbstentäußerung, Demut erwarte, ihre Schuld an ihrem Kinde strafen. Der Gedanke verließ sie nicht wieder.

Nach einigen Tagen antwortete sie Rudi Imgart kurz und freundlich, nannte ihren Aufenthaltsort, bat ihn jedoch, ihre Zurückgezogenheit zu achten und nicht weiter nach ihr zu fragen.

Und wieder nach einer kurzen Zeit schleppten Toni und Annerle mit geschäftiger Wichtigkeit einen Korb, den der Postbote gebracht hatte, in Corneliens Zimmer. Sie begannen sofort an Schnüren und Siegeln zu reißen und sahen dabei neugierig zu Corneliens auf, die zusammengefaßt neben ihnen stand und keine Miene machte, ihre teilnehmende Wißbegier zu befriedigen.

Da erhob sich der Toni zuerst, warf Annerle einen mahnenden Blick zu und nachdem sie den Korb bis zum bequemen Öffnen fertig aus seinen Hüllen gelöst hatten, verließen sie beide das Zimmer.

Cornelie wandte sich ab, ging zum Fenster, starrte in die Nesselwildnis, die darunter mit sommerlicher Üppigkeit dunkelgrün emporgeschossen war und dachte, wie weh es tun müsse, wenn man dort mit den Händen hineingreife. Sie verfolgte den Storch, der schwerfällig die

großen Flügel schlagend, in der Luft sichtbar wurde, wie er seiner abendlichen Wiesenjagd zusteuerte.

Vom Herzen aus lief ihr ein ziehender Schmerz, den sie lange nicht mehr gespürt hatte, durch die Brust und an den Armen hinunter bis in die Fingerspitzen.

Sie erschrak. So wund war alles noch in ihr?

Dann ging sie und öffnete den Korb. Er war gefüllt mit weißem feinen Linnenzeug, wie ein Kindlein es braucht, wenn es zum Leben kommt. Gleich Flaumgewölk entquoll es ihm, als Cornelia hineingriff und die Gegenstände aus der weichsten Wolle, dem zartesten Gewebe, durch ihre kalten Finger gleiten ließ.

Sie saß auf den Boden, legte den Kopf an das Weidengeflecht und ihre Tränen fielen auf die Hemdchen und Jäckchen, wie Nachttau aus den

– 146 –

Tiefen der Erde quillt. Und so weinte sie ihren letzten Stolz in Schlaf und Traum.

Als sie sich endlich erhob und die kleinen Dinge zu denen, die sie selbst genäht hatte, ordnete, war ihr Gesicht noch von Tränen feucht, doch rosenrot und wie ein nadelfeines grünes Grasspitzchen streckte eine kleine, wunderbarlich junge Freude ein Fühlfädchen durch erstorbene Trümmer.

Sie dankte Rudi und bat ihn, ihr Kind lieb zu haben, wenn sie sterben sollte. Aber sie glaubte jetzt nicht mehr so sicher, daß sie sterben würde.

An demselben Abend erhielt Annerle die Nachricht, sie solle ihre mütterliche Freundin, die Frau Bubenberg aus Ilferlingen auf dem Bahnsteig treffen. Frau Bubenberg fuhr zu ihrer Tochter nach Zürich. Und schluchzend erzählte Annerle, als sie heimkam: Ein Telegramm habe sie dorthin gerufen, die Ärzte gäben wenig Hoffnung für das Leben der reizenden Lucie, welche dort in einer Frauenklinik sich einer schweren Operation habe unterziehen müssen. Im besten Fall war eine lange Leidenszeit dem armen Glücksvogel gewiß.

„Der Baron hat's halt gewollt,“ murmelte Annerle.

Schweigsam saßen die Mädchen beisammen. Wie Nebelschatten zogen die Erinnerungen der Versuchung durch ihre fröstelnden Herzen.

Vierzehntes Kapitel

Frau Uffenbacher hatte ihr Haus nun richtig gefüllt. Von der Dachkammer bis zur Gartenstaffel war jedes Räumchen ausgenützt. Weil der Toni ihr Papa gesagt hatte, seine Tochter habe sich in alles zu fügen, mußte sie ihr nettes Zimmerchen hergeben und in das ein wenig feuchte, dunkle, welches die Mari bewohnt hatte, übersiedeln. Für die „Neue“ war ihr Herr selbst gekommen, um zu mieten. Ein ernster, stiller Mann – aber er hatte die Matratzen untersucht, und wollte nur ein Zimmer mit der Aussicht nach den Schweizerbergen. Noch ehe die „Neue“ eintraf, kam ein Liegestuhl mit weichen Kissen, eine Kiste mit Trauben und Pfirsichen, eine zweite mit Weinflaschen und Kognak. Sie war eine große, blonde Person, wie aus dem Rubensaal des Münchener Museums herabgestiegen. Die schwere Masse von weißem und rosigem Weiberfleisch wälzte sich verdrossen im Liegestuhl, schaute wenig nach den Schweizerbergen und hatte den Kognak schneller als Trauben und Pfirsiche vertilgt. Umgeben von kalten Hühnern, deren ausgenagte Knochen sie auf die Zimmerdielen spuckte, von Gänseleberpasteten, deren ausgeleerte Büchsen sich auf dem Scherbenhaufen hinter dem Hause türmten und von unzählbaren Flaschen verschiedener anregender Getränke,

– 148 –

führte sie ein verdrießlich-gefräßiges Dasein. Nur zuweilen hörte man ein breites Lachen, mit dem sie die Geschichten zu würzen pflegte, die sie der Uffenbacherin aus ihrer Kellnerinnen-Vergangenheit zu berichten pflegte. Die alte Hebamme hielt sich gern in dem Zimmer auf, wo es so viel gute Tröpflein zu kosten, so viel gute Bissen zwischen den falschen Zähnen zu zermalmen gab. Nachdem der neue Gast die übrigen Bewohnerinnen des kleinen Hauses mit einem verächtlichen Aufwerfen der üppigen Lippen gemustert, schienen diese ihr nicht mehr der Mühe wert, sich weiter mit ihnen abzugeben. Die drei Mädchen, die nun so manche Woche

in friedlich-schwesterlicher Eintracht ihres nahenden Zieles gewartet hatten, begehrten auch wenig danach, ihren Kreis zu erweitern.

An einem kühlen, windigen Regenabend, der im August die erste Ahnung des nahenden Herbstes brachte, kehrten dann noch zwei Mädchen in Reformkleidern im Tränenhause ein. Die eine mußte sich sofort zu Bett legen – man bekam sie überhaupt nicht mehr zu sehen. Die Uffenbacherin schlurfte brummend im Haus umher und schimpfte: Man habe sie betrogen, das sei eine ganz böse Geschichte‘.

Und wieder durchbebte nächtliches Weinen, Stöhnen und Wimmern die baufälligen Mauern und Dielen der alten, windschiefen Hütte. Obwohl die Hebamme eine heillose Antipathie gegen alle

– 149 –

Ärzte besaß, mußte schon in der zweiten Nacht der Dr. Schwärzle geholt werden. Es wurde ihr unheimlich bei dem fortgesetzten Ächzen des halb besinnungslos auf ihrem Lager sich windenden Mädchens.

„Das Herz ischt’s. Die hält’s nit durch – das Herz ist nit gesund,“ sagte die Uffenbacherin bekümmert am anderen Morgen zu Cornelia. Ihre gewaltigen Backentaschen waren ihr ganz bleich und welk geworden vor Angst. „Gott soll mich bewahren – hätt’ ich das gewußt, hätt’ ich sie gar nit erst eingelasse... Die Schererei mit der Polizei... Uff...“

Sie wollte sie wieder ausquartieren, sie wollte sie nach München zurück schicken, woher sie gekommen waren, die beiden jungen Geschöpfe in Reformkleidern, mit tiefen Künstlerscheiteln, von denen die eine nun so grausam leiden mußte, während die andere Schlanke, Zarte, zuweilen in der Wohnstube unten erschien und nach der Hebamme rief. Bei einer solchen Gelegenheit blieb sie einen Augenblick am Kachelofen stehen, wo man bei dem rauhen Wetter ein Feuer angezündet hatte. Sie versuchte, sich die kalten, vor Angst klappernden Glieder zu wärmen.

„Wie schwer ist es doch, einen Menschen, den man lieb hat, leiden zu sehen und nicht helfen zu können,“ sagte Cornelia, die auch durch das Feuer

hier gehalten wurde, und blickte das verstörte Mädchen teilnehmend an.

„Schauerlich – schauerlich!“ murmelte diese. „Die Frau will uns wieder fort haben – ich soll weiter mit der Unglücklichen,“ brach sie laut schreiend aus. „Oh – oh – sieht sie denn nicht, daß das Mädchen stirbt – sie soll sie doch sterben lassen... ruhig sterben lassen... Es ist ja doch das beste – das einzige für sie!“

Plötzlich starrte sie zwischen ihren Schmerzensschreien auf Cornelia... in ihre glühenden dunklen Augen kam ein Erkennen, ihr verweintes Gesicht zuckte, sie hielt die Hände vor sich, als sähe sie eine Erscheinung.

Cornelia wurde rot und biß sich die Lippen. Hier war jemand, der von ihr wußte...

Das hagere Gesicht lächelte und mit einem Male dem Schmerz entrückt flüsterte das Mädchen in großer Erschütterung:

„Mein Gott – mein Gott – Sie sind doch... Sie sind... Cornelia Reimann?“

Cornelia antwortete ihr nun mit den Augen.

„Bitte – bitte nicht...“ stammelte sie abwehrend und zog ihre Hände an sich, weil die andere sie ihr zu küssen versuchte.

„Verzeihen Sie,“ schluchzte das bebende Mädchen dazwischen, „es ist zu viel –. Ich bin so aufgewühlt... Ich bin ja keine Exaltierte... nur...“

Sie... Sie...! Wie wir Sie liebten – liebten! meine Freundin und ich – was Sie uns Jungen sind... ahnen Sie es auch nur? Wie Sie uns alle führen...“

„Führen –? Hierher?“ Cornelia wandte gequält das finstere Gesicht ab.

„Verzeihen Sie mir,“ sagte das junge Mädchen sehr sanft, „ich bin taktlos – aber Sie wissen ja alles – auch daß man jeden Takt vergessen kann? Nicht wahr? Und daß von allen Taktlosigkeiten doch diese grenzenlose Verehrung nicht berührt wird...?“

„Sie lieben Ihre eigene Sehnsucht,“ sagte Cornelia mit leiser Ablehnung.

„Wir fühlen in Ihnen die Kraft, nach der wir ringen,“ antwortete das Mädchen nun einfacher und klarer. Sie strebte sichtlich vor Corneliens beherrschter Haltung der eigenen überreizten Bewegung Herr zu werden, bis eine neue Erschütterung sich auf ihren nervösen Zügen spiegelte.

„Es ist so unfaßbar, daß Sie hier sind – und eigentlich – wenn man Sie recht begreifen will... es ist wie ein Wunder und doch so natürlich! – Vielleicht ist es die Rettung! Es könnte meiner armen Freundin ein solcher Trost, eine solche Stärkung sein... Sie müssen zu ihr... der Doktor sagt: Das Herz – aber es ist doch

– 152 –

nur die Qual dieser Wochen, die das Herz nicht tragen konnte...”

Cornelies Blick verdunkelte sich, ihr Gesicht wurde kalt, ihre Haltung hochmütig vor innerem Entsetzen.

„Nein – nein – nicht das – Ich kann nicht die Verantwortung für anderer Schicksal tragen... Ich will nicht.“

„Sie tragen keine Verantwortung. In diesem Falle gewiß nicht... Meine Freundin liebte ihren Lehrer... Ich will ihn nicht nennen. Er ist – Sie kennen ihn gewiß – er ist einer von den Größten in der Kunst. Es ist die ganz alltägliche Geschichte – es wäre so gekommen, auch wenn sie niemals ein Wort von Ihnen gelesen hätte. Er war ja doch das Höchste auf Erden, zu dem sie betete – mehr noch als zu Ihnen – wie sollte sie ihm denn da widerstehen? Nur glaubte sie stärker zu sein, als sie es in Wahrheit ist. Sie wollte ihr Kind haben, und konnte es doch nicht durchführen – sie gestand ihren Eltern alles – die haben sie verstoßen – alle ihre Briefe, alle Telegramme zurückgesandt. Prediger ist ihr Vater – Prediger der christlichen Liebe...” Sie schüttelte wütend die mageren Hände. In ihren glühenden Augen brannte der Haß der jüdischen Rasse. „Ach – wenn ich den Leuten etwas antun könnte...”

Cornelia schwieg und senkte den Kopf, als träfe ein Teil dieses Hasses sie selbst.

„Und der Mann?“ fragte sie dann leise, hoffnungslos.

Das Mädchen zuckte die Schultern, sie machte eine Bewegung mit der Hand, als schiebe sie etwas hinweg.

„Er war ja viel zu groß – viel zu berühmt, um eine kleine Malschülerin zu seiner Frau zu machen. Sie hat es auch immer gewußt. Mit ihm wäre sie wohl fertig geworden –. Sie war ein stolzes Mädchen. An den Beschimpfungen, mit denen man sie zu Haus zerschlagen hat – daran zerbricht sie... Gehen Sie zu ihr, Fräulein Reimann... wenn jemand noch helfen kann, sind Sie es.“

Die Freundin begann wieder zu weinen. „Bereiten Sie sie vor,“ sagte Cornelia leise. „Und rufen Sie mich dann.“

Das Mädchen ging. Über der unförmigen Rase die glühenden Augen richteten sich von der Tür noch einmal beschwörend auf Cornelia. Diese saß auf der schmalen Holzbank, welche nach schwäbischer Bauernsitte rings um die Wand lief; die Hände hatte sie fest gefaltet, so starrte sie wehevoll auf die gescheuerten Dielen. Die Kuckucksuhr schlug eine Viertelstunde nach der andern. Annerle schaute herein und zog sich nach einem Blick auf Corneliens gedankenversunkene Gestalt wieder zurück. Die Bäckerin kam herein, ließ sich stöhnend auf eine andere

Seite der Bank nieder und aß ein Brot mit Wurst.

„Das wird eine schwere Nacht,“ begann sie. Cornelia nickte nur mit dem Kopf. Auch die Bäckerin schwieg. Man hörte ihr Kauen und Schmatzen und das Krachen der Holzscheite im Ofen, das Rieseln des Regens an den kleinen Fensterscheiben.

Dann kam die Freundin, blickte Cornelia liebevoll an und winkte ihr hinaus.

„Es war so schwer, das Weib zu entfernen,“ seufzte sie. „Ich glaube, sie hat jetzt weniger Schmerzen. Wäre sie nur nicht so apathisch. Mich ängstigt ihre Gleichgültigkeit.“

Cornelie trat lautlos ein, wandte sich mit leisen, stillen Bewegungen zu dem Bett.

Gleichmäßig kam und ging das röchelnde Ächzen aus der Kranken bläulichen Lippen. Bei jedem Ächzen hoben sich die Hände und Arme wie von einer Maschine bewegt, fielen auf die Decke nieder und hoben sich wieder. Das Antlitz trug eine seltsam silberweiße Farbe mit bläulichen Schatten um die Augen – aber diese Augen sahen niemand mehr. Cornelie stand eine Weile neben der Sterbenden. Einmal nahm sie ein Tuch, das dort lag, und wischte ihr zart die von kaltem Schweiß beperlte Stirn, flößte ihr mit Hilfe der Freundin einige Tropfen Flüssigkeit zwischen die zersprungenen Lippen.

– 155 –

„Sie hat doch noch Kraft,“ flüsterte die Getreue. „Sehen Sie nur die Hände... Ich glaube sie lächelte, als ihr Ihren Namen nannte... Du, Annelies, Liebe – hörst du mich,“ versuchte sie aufs neue, „denke nur, Cornelie Reimann ist hier.“

Cornelie fuhr es wie ein Schlag durchs Herz, als sie ihren Namen so nennen hörte.

„Lassen Sie sie ruhen,“ flüsterte sie der Unerfahrenen warnend zu. Das Antlitz der Kranken schrumpfte in diesem Augenblick zusammen wie ein dürres Blatt, der bläuliche Mund öffnete sich, der Körper bäumte hoch auf, die Hände rangen in der Luft – Cornelie hielt sie aufrecht, während die Uffenbacherin zur Hilfe herbeigeeilt kam.

In der Nacht, nach einem erneuten furchtbaren Schmerzensanfall, wurde sie erlöst, noch ehe das Kind von ihrer zerstörten Kraft geboren werden konnte.

Die Freundin der jungen Toten benachrichtigte telegraphisch die Eltern und den berühmten Meister von ihrem Ableben.

Annerle, Toni und auch die blasse bescheidene Luis hatten das Lager ihrer erlösten Schwester mit allen Rosen und Reseden, die sie in der unteren Dorfstraße bei den armen Ziehmüttern zusammen betteln konnten, umkränzt.

So lag die Tote, Rosen auf der Brust und Rosen in den Händen, mit dem schmalen ver-

schlossenen norddeutschen Gesichtchen zwischen den hellbraunen Scheiteln, die der Farbe einer jungen Hindin glichen, als am nächsten Morgen ihr Bruder eintraf, die Leiche heimzuholen.

Ein junger Assessor mit korrekt gestutztem blonden Bärtchen, im korrekten schwarzen Rock, mit demselben verschlossenen Gesichtsausdruck, den die Leiche auf ihrem weißen Lager trug. Die Uffenbacherin führte ihn hinein, wo die Getreue still neben der Toten saß. Er blieb nur wenige Minuten, gab im Flur der Uffenbacherin einige kurze Anweisungen über die Beförderung des Sarges zur Bahnstation und verließ mit demselben festen korrekten Schritt, mit dem er eingetreten war, das Tränenhaus.

Einige Minuten später erschien die Freundin bei Cornelia. Ihre Hände zitterten, ihre Gesichtszüge zuckten im Nervenkrampf.

„Ich kann nicht allein sein,“ stieß sie hervor, und die glühenden schwarzen Augen hingen mit einem wunderbaren Blick an Cornelia.

„War es sehr qualvoll?“ fragte diese. „Ich sah ihn vom Fenster. Er sah aus wie ein Mensch, der sich beherrschen kann.“

„Ob er das konnte...“ Plötzlich begann das Mädchen hysterisch zu lachen. „Wissen Sie was er sagte, als er die Rosen in Annelies' Händen sah: Von wem sind denn die? Und als ich antwortete: Von uns – da sah er mich an – o ich weiß, er

dachte: Dies exaltierte Judenmädchel... Aber er sagte nur: Welche Sentimentalität... Und dann so ganz geschäftsmäßig: ‚Meine Schwester ist bei einem Ausflug in den Bergen abgestürzt. Die Zeitungen werden eine diesbezügliche Nachricht bringen. Wir erwarten von Ihrer Diskretion, daß Sie die Version auch Ihren Bekannten gegenüber aufrecht halten‘... – Daß ich ihn nicht ins Gesicht geschlagen habe!“

Cornelie schauderte. Leise nahm sie die Hände des zerwühlten Mädchens, streichelte und liebkostete sie, und diese fiel endlich vor ihr auf die Knie, drückte den glühenden schwarzen Krauskopf in ihren Schoß und schluchzte sich Erleichterung.

Der Sarg war auf einem bäuerlichen Leiterwagen zur Station geschafft worden.

Annerle, die mit der Luis und der Toni seinem Verladen in einen Packwagen beigewohnt hatte, war bei der roten Bärbe eingekehrt und stärkte sich dort durch ein Kirschwasser, das sie selbst besorgt und geschenkt hatte.

Die Uffenbacherin und die Bäckerin „veschperten“ mit der dicken Blonden in der Küche und probierten eine neue Sorte Wein.

Cornelie hatte die Freundin, die aufgeregt und fiebernd durch unnütze Geschäftigkeit die traurigen Dinge noch trauriger machte, endlich am Arm ge-

– 158 –

nommen und sie dem letzten unwürdigen Eindruck des auf den Brettern des leeren Erntewagens dahinschaukelnden Sarges entzogen, indem sie sie in ihr Zimmer führte und sie sich aussprechen ließ. Erinnerungen an die Tote – an die gemeinsame Studienzeit in München, Geständnisse eines brennenden Neides, als der angebetete Lehrer sich der Freundin zugeneigt habe – Freundschafts-Aufopferung, welche die eigne Leidenschaft zu betäuben suchte... Dazwischen Deklamationen über Welt- und Gesellschaftsordnung, junge rasende Empörung über die Eiswände der Konvention, an denen die beiden Sturmgeister sich die heißen Köpfe wund gestoßen hatten... Begeisterungsausbrüche über neue Rechte des Weibes, Rechte des Menschen, sein Leben zu leben, nicht das der andern...

Cornelie ließ das Mädchen geduldig all den Jammer ihres in den letzten Tagen so grausam mißhandelten Herzens in blutrünstigen Worten austoben. Sie neidete der jungen Jüdin das konvulsivische Entrüstungs-Pathos – diesen sinnlichen Fanatismus der Wut. Sie selbst fühlte nur immer wieder: Grausame, grausame Natur... Sie fühlte nur: Weibesschicksal, das durch

keine Gesetze, keine Rechte abzuwenden war. Das immer wieder und lieben – so lange Männer
Männer bleiben...

Wie schal, klein und nichtig schienen diesem

– 159 –

Ewigen gegenüber alle die phantastischen oder ausgeklügelten Umwälzungsvorschläge, von denen sie in den letzten Wochen gelesen hatte. Sandkörner – in einen Abgrund geblasen –.

Aber es mußte ja schön sein, den Glauben daran zu haben...

Und es war hart, ohne einen solchen Glauben an ein leuchtendes Ziel einen neuen unbekanntem Weg zu gehen.

Aber sie konnte sich nicht betrüben mit funkelnden Gedanken und schäumenden Worten, die in sich selbst versanken, wenn die Sonne der Wirklichkeit heiß über ihnen brannte.

Später half sie die wenigen Sachen, welche die Verstorbene im Handkofferchen mit sich geführt hatte, und ihr phantastisches Reformfähnchen zusammen zu packen und an die Eltern zu adressieren. Die Freundin vermochte die Feder nicht in den von einem Nervenzittern befallenen Händen zu führen, als sie Namen und Titel des gehaßten Predigers niederzuschreiben versuchte.

Das Kofferchen hatte auf seinem Grunde auch ein schmales Päckchen Briefe enthalten. Die lagen nun noch auf dem Tische. Die Freundin wurde plötzlich rot, als sie sie zögernd mit der Hand berührte.

„Ins Feuer!“ sagte Cornelia bestimmt.

„Ich gönnte es ihm, daß er sie noch einmal

– 160 –

lesen müßte – jetzt...“ flüsterte die Jüdin. Ihre Augen funkelten.

„Ins Feuer,“ wiederholte Cornelia. Sie nahm die mit blutrotem Seidenband umwundenen weißen Zettel aus den heißen Fingern der anderen, öffnete die Ofentür und hielt

ein Zündholz an die Blätter. In wenigen Augenblicken waren sie aus einer hellen Flamme zu einem Häuflein verkohlten Staubes geworden.

Cornelie streifte mit dem Blicke das Gesicht des Mädchens, das gierig atmend, mit dunkel glühenden Augen dem Vorgang gefolgt war.

... Beehrte er dich morgen, der große Meister – du würdest ihm doch nicht widerstehen, ging es ihr durch den Sinn.

Zum Abendzug brachte sie die Malerin zur Bahn.

Der Fluß rauschte kühl unter den Erlen, ein feuchter Wind wehte stark über das Land, das nach der Ernte leer und weit in der Dämmerung lag. Zarte Nebel zogen Schleiertücher über die kahlen Äcker, auf denen Cornelie das Korn hatte wogen, reifen und fallen sehen. Von den letzten Regentagen war ein herbstlich-herber Hauch in der Luft zurück geblieben.

Wie lange noch? Wie lange –? Würde sie im kommenden Winter den Schnee vor den Fenstern wirbeln sehen...? Tot sein... Wie seltsam, daß

– 161 –

man sich vom Nichtsein keine Vorstellung machen kann, solange man sich lebend fühlt...

Cornelies Hand wurde ergriffen, mit einem leisen Mißbehagen duldete sie die Küsse des fiebernden Mädchenmundes auf ihrer Haut.

„Lassen Sie mich bei Ihnen – lassen Sie mich Sie pflegen, Sie lieben...“

„Kind, das ist unmöglich,“ antwortete Cornelie ein wenig hart und nüchtern.

„Es würde mich so beglücken. – Ich kann – ich kann es nicht ertragen, Sie mir hier unter diesen Menschen zu denken.“

Cornelie wandte den Kopf zur Seite. Sie war gerührt und empfand doch das Anerbieten als ein unberufenes Eindringen in ihren Lebenskreis, den sie nicht öffnen mochte, am wenigsten für dieses in schwülen Schmerzen aufgelöste Mitgefühl.

„Sorgen Sie nicht um mich. Ich weiß, weshalb ich hier bin und an keinem anderen Orte. Mißverstehen Sie mich nicht – es ist nicht etwa aus Buße oder aus Lust am Martyrium. Nein – ich fühle einfach, daß ich hierher gehöre...“

Sie schwieg eine Weile, denn sie sprach ungern von sich, doch fühlte sie, wie grausam es gewesen sein würde, sich ganz zu verschließen, vor dem so sehr nach Trost lechzenden Geschöpf an ihrer Seite. Und so begann sie wieder, schwer, langsam:

– 162 –

„Anfangs wußte ich wohl selbst nicht, was ich hier sollte... Wir glauben alle, unser ganz persönliches Leben nach unserem Wollen zu führen, und dabei leben wir doch zugleich mit dem persönlichen noch ein typisches Leben der Zeit, das wir aber nur in seltenen Augenblicken durch die Hülle des persönlichen hindurch erkennen. Das wird nicht von dem individuellen Willen bestimmt, sondern durch Bedingungen, über die wir gar keine Gewalt haben. Darum tun wir wohl so oft Dinge, von denen wir fühlen, wir tun sie aus einem Zwang, der gegen unsere individuelle Natur ist. Das Schicksal hat manche unter uns ausersehen zu Symbolen der Zeit. Wir tragen ihr Brandmal, oder ihre Flammzunge an der Stirne – wissen nicht, ob das feurige Zeichen Schande oder Ehre bedeutet... Wer einmal so gezeichnet wurde, der muß sein Los auf sich nehmen und seine letzten Bitterkeiten austrinken. Er wird ahnen, daß nur auf diesem Wege sein Leben rief werden kann, zu einer Frucht am Erntekranz der Zeit. Ich weiß nicht, ob Sie mich verstehen, – so recht kann ich das wohl nur selbst empfinden.“

Die junge Malerin neigte den Kopf. „Meinen Sie damit Gottes Willen tun?“ fragte sie zögernd.

„Ich glaube nicht mehr an einen persönlichen Gott,“ sagte Cornelia. „Und es war eine Erlösung, als ich diesen Glauben endlich von mir tun konnte.“

– 163 –

Aber da sind doch unbegreifliche Mächte hinter allem sichtbaren Geschehen. Ahnen wir in seltenen Augenblicken das Gesetz unsres eignen Lebens, müssen wir uns ihm beugen, wenn es auch noch so erschreckend droht. Denn es ist doch das Göttliche. - - - Einmal mußte wohl alles dieses von einer Frau gelitten werden, die es nicht nur dumpf quälend fühlt, sondern die es in

Erkenntnis umwandeln wird... jetzt noch nicht – einmal n der Zukunft... Das geschieht nur, wenn die Zeit dafür gekommen ist. Ich meine, wenn da draußen viele sind, die warten, daß eine letzte Türe zu einer Erkenntnis ihnen geöffnet wird.

Vielleicht sage ich das heute nur zu Ihnen – vielleicht bin ich auch nur ein verunglückter Versuch der Natur, den sie braucht, um zu einem bestimmten Punkte vorzudringen. Das weiß ich ja nicht. Am Ende bin ich auch zu schwach. Aber dann wird ganz gewiß eine Stärkere kommen.“

Die dunklen Augen des jungen Mädchens sahen über der unförmigen Nase bewundernd zu Cornelia empor.

„Nun glaube ich eher, Sie zu begreifen.“

„Überschätzen Sie mich nur nicht,“ sagte Cornelia mit schmerzverzogenem Munde. Man ist ja nichts einzelnes. Man ist das notwendige Glied einer notwendigen Kette. Noch vor einem Jahr habe ich Unendliches gewollt – jetzt warte ich nur, was mit mir geschehen soll.“

– 164 –

Die Begleiterin lachte plötzlich nervös und leidenschaftlich. „Nein – ich verstehe Sie doch nicht. Cornelia Reimann, die geduldig und schwach ist! Es ist körperliche Müdigkeit – oder Sie erniedrigen sich absichtlich! Was könnten Sie tun – welchen Einfluß könnten Sie haben – stolz wie eine Königin sollten Sie mit Ihrer Mütterlichkeit unter die Menge treten... damit man endlich einsieht...“

„Mütterlichkeit als Propagandamittel?“ fragte Cornelia. „Das möcht‘ ich meinem Kindchen doch nicht antun.“

„Wenn Sie spotten, können Sie grausam werden.“

„Verzeihen Sie mir,“ sagte Cornelia einfach. „Ich wollte Sie gewiß nicht verletzen... Nur – sehen Sie, liebes Kind – Geschrei und Kampf und Wut, das zerstört doch nur. Alles natürlich Werdende wächst still und langsam... Wenn ich hier abends – wie viele Abende – an dem kleinen Flusse entlang gegangen bin, sah ihn so jung, so durchsichtig, daß man jedes Kieselchen auf seinem Grunde unterscheiden konnte – dann stellte ich mir vor, wie er weiterhin wächst

und schwillt, von hundert Bächen und Nebenflüssen genährt – wie er, ein brausender Strom, zum Stolz eines gewaltigen Landes wird – wie unter hoch geschwungenen Brücken der Verkehr einer Kaiserstadt in Schiffen und Dampfern auf seinen mächtigen Wogen

– 165 –

schwimmt, wie er durch ungeheurere Felsentore brechend, die Welt des Okzidenten mit dem Orient verbindet... – das kleine, junge, dumme – spielerische Flößchen hier unter den Erlenbüschen...“

Sie blieb stehen, ihre Augen blickten, dem Lauf der Plätscherwellen folgend, in die dunkelnde Ferne. „Ich träume oft, wie dieser Fluß geworden ist – solche Macht und Gewalt könnten die Frauen bekommen, wenn sie sich nicht länger um eines Dogmas willen gegenseitig hassen, verachten und verfolgen würden.

Solche Macht und Gewalt könnte der Gedanke der Liebe gewinnen, wenn er die Frauen zu einer Einheit zusammengießen würde – darin alle für eine und eine für alle stehen in jener Zeit, wo die Frau am meisten Weib, am schutzbedürftigsten ist – und wo der Mann seiner Natur nach versagen muß, wo er dem letzten Weibgeheimnis immer fremd und peinvoll betroffen gegenüber stehen wird. – Gott! Gott –! Zur Zeit ihrer werdenden Mutterschaft wütet gegen die Tochter die Mutter – die Schwester gegen die Schwester... Vor der ewigen Not und dem ewigen Ruhm des Weibes versinkt nicht in jeder Frauen Gefühl das Tagesgesetz der Gesellschaft Wie ein ödes ekles Gespenst! Vor diesem ewig Gewaltigen, das eisern das Weib zum Weibe binden sollte, macht es Gemeinschaft mit dem Manne, um im Verein mit ihm die Schwester im Geschlechte zu morden....

– 166 –

Die Frauen sind keiner Rechte wert... keiner bürgerlichen und keiner ideellen – so lange sie dieses ihr heiligstes Recht – ihre gewaltigste Pflicht und Macht nicht erfassen wollen!“

Cornelie strömten die Tränen über das zum Himmel erhobene Gesicht. „Tag und Nacht sehe ich ihn vor mir, den langen Zug der verirrtten, verlassenen jungen Kinder. – Wo sind die Mütter, die sie geboren haben –? Wo sind die Mütter im Gefühl, die ihre Arme weit ausbreiten, den Gequälten, Mißhandelten entgegen: Kommt zu mir, ihr Armen, ihr Enttäuschten, ihr werdenden Mütter, daß ihr meine Töchter seid und aus meinem glühenden Herzen aufs neue das süße Wiegenlied der Mutterliebe lernt!“

Ihre Klage klang laut wie ein Schrei über das nächtliche Feld.

Als der Zug schon daherbrauste, nahm Cornelie noch einmal die Hand der jungen Malerin und drückte sie fest. „In Ihnen ist mir das Zusammengehörigkeitsgefühl zum erstenmal entgegengetreten. Das werde ich nicht vergessen. Vielleicht sollen die Töchter Ihres Volkes, die Erinnerung an Schmach und Verfolgung im Blute tragen, auch die ersten sein, in denen die Liebe, die ich meine, sich offenbart!“

„Den Glauben will ich mit hinausnehmen,“ flüsterte das Mädchen. „Nun haben Sie mich doch getröstet.“

– 167 –

Ihr Tuch flatterte noch lange, während der Bahnzug sich entfernte.

Cornelie wanderte in der Dunkelheit die Landstraße auf und nieder, immer wieder auf und nieder. Der Wind wogte um sie her, als käme er über ein weites Meer. Sie dachte des Prometheus, der an der Tafel der Götter saß – und dann war er geschmiedet an die Felsen eherner Notwendigkeiten, und der Geier fraß ihm die Leber aus der lebendigen Brust.

Als die Füße sie nicht mehr trugen und das Grauen der Einsamkeit überwältigend wurde, besann sie sich darauf, daß sie versprochen hatte, Toni und Annerle von der Bärbe abzuholen.

„Ja, wie schauen Sie aus, Fräulein Cornelie!“ Bärbe nahm ihre im Frostkrampf gekrümmten Finger und rieb sie sacht zwischen ihren guten, mütterlichen Händen. Mit geschlossenen Augen saß sie bei den andern, hörte ihre gedämpften Stimmen und kehrte so ins Leben zurück.

Fünfte Kapitel

Die arme Toni kauerte auf der Ofenbank in der Wohnstube und aß aus ihrer Schürze unreife Birnen. Sie hatte so sehnsüchtig über den Zaun nach einem fruchtebeladenen Baum gestarrt, daß die Bäuerin zu ihrem Mann gesagt hatte: „Schau das Mädle, gib ihr halt ein paar Birn'... wann die Mutter ihr Gelüst nit stillen kann, wird's Kindle ohne Kopf geboren.“

Annerle und die Bäckerin nahmen an dem glücklich erbeuteten Schatz teil, aber die Bäckerin behielt dabei den Wachstumstisch im Auge, wo Cornelia der Uffenbacherin ihre Pension auszahlte. Sie schlurfte langsam näher, blickte auf die Goldstücke, seufzte tief und wischte mit dem Handrücken über die Augen.

Cornelia nickte dem Weibe aufmunternd zu und winkte ihr, während die Hebamme die gelben Stücke einzeln zwischen den Fingerspitzen prüfte. Die Bäckerin seufzte wieder, noch inbrünstiger, noch hoffnungsloser als zuvor.

Fräulein Cornelia hatte ihr gesagt: „Wenn ich meine Pension zahle, müssen Sie auf frischer Tat von der Uffenbacherin das Geld fordern. Es ist Ihr Recht, vor uns allen kann sie es Ihnen doch nicht weigern.“

Das war die Bäckerin denn auch entschlossen zu tun und die Toni nebst dem Annerle schauten, auf

– 169 –

die grünen Birnen beißend, wie die Sache sich entwickeln werde.

Die Bäckerin stand neben ihrer Feindin, blickte auf das Geld und auf Cornelia, ihre weißen, teigartigen Hände fingerten an ihrer Schürze. Die Uffenbacherin lächelte zufrieden. Sie bemerkte das Gieren und Kämpfen der Bäckerin nicht einmal. Sie nahm die Geldstücke ihr vor den Augen fort, stand schwerfällig vom Stuhle auf und schloß sie in ihre Lade, deren Schlüssel sie in die Tasche ihres blau und weiß gemusterten Rockes steckte, die Bäckerin beobachtete jede

ihrer Bewegungen wie ein hungriges Tier ein anderes sich satt essen sieht. Sie schluckte und wischte sich die feuchten Mundwinkel, aber vergebens warteten die Fräuleins, daß ein Wort der Forderung sich diesem weinerlichen Munde entringen werde. Als der Schlüssel in der Tasche der Hebamme verschwunden war, ächzte sie noch einmal, schüttelte den Kopf, wackelte mit den breiten Hüften und setzte sich ergeben auf die Bank.

„Ein schönes Geld, ein schönes Geld,“ klagte sie. Die Uffenbacherin nahm ihre Karten zur Hand und legte sie auf dem Tisch auseinander, um zu sehen, was die nächste Zukunft ihr an weiteren freudigen Ereignissen aufgespart habe.

„Zum nächsten Sonntag schlachten wir zwei Gäns’,“ erklärte sie vergnügt. „Man muß sich was gönne auf alle die Geschichte....“ Sie meinte

– 170 –

den Tod der jungen Fremden im Reformkleid. Auch Annerle, Toni und die Bäckerin waren der Ansicht, daß man sich was gönnen müsse.

„Ein Weinkraut tät’s zum Gansbraten,“ murmelte die Bäckerin und bewegte die Lippen, als schmecke sie schon die Herrlichkeit. Ihre runden Backen hingen noch wehmütig um den zu kleinen Mund.

„Aufs Leberle freue ich mich arg,“ rief Annerle. „Frau Uffenbacher, das ist gescheit, daß Sie uns mal was gutes vorsetzen wollen....“

Frau Uffenbacher antwortete nicht. Die Karten nahmen ihre ganze Aufmerksamkeit in Anspruch.

„Ja, das ischt doch – das ischt doch arg –“ Auch die Bäckerin begann sich jetzt für die Geheimnisse zu interessieren, die Pique-Bube und die Treff-Sieben zu enthüllen im Begriff standen.

Sie rückte mit einem letzten Seufzer der Enttäuschung über ihre eigene Schwäche näher zu der Freundin.

„Was siehst?“

„Ich hab’ sie für dich gelegt,“ sagte die Uffenbacherin in einem bedenklichen Ton.

„Für mich?“ Die Bäckerin wurde ganz rot. „Ja, schau‘ – ich wüßte selber gern... Siehst du nicht ein Geld?“

„Nein, von Geld sehe ich nichts,“ erklärte die Hebamme energisch. „Krankheit ist in der Nähe – aber wieder nicht im Haus....“

– 171 –

„Wird doch nicht,“ jammerte die Bäckerin erschrocken, „geh‘, du willst mir nur Furcht machen!“

„Ich lese nur, was die Karten sagen. Eins ist in Not und Gefahr. Du bist’s nicht. Aber eins, das dich nahe angeht. Das Unglück steht hinter der Tür‘ Weiter kann ich nicht sehen! Schau her – zwei Karten liegen dazwischen, ganz nahe bei der Hand ist’s nicht....“

„Doch nicht etwa mit der Eisenbahn?“ fragte Annerle, die harte Birne knirschte dabei zwischen ihren Zähnen.

„Ja mei – wenn’s gar der Bäcker wäre?“ fragte die geängstigte Ehefrau.

„Mag schon sein, ‘s ist der Bäcker, genau kann ich’s nicht sagen,“ antwortete die Uffenbacherin mit der feierlichen Stimme, die sie allemal annahm, wenn sie die Karten legte.

„Jemand hat Sehnsucht nach dir – jemand, der in Not ist.... Ja, Bäckerin, ich glaube als selbst, es ist der Mann, dem ein Unheil droht.“

Der Bäckerin ihre Hängewangen begannen zu zittern, ihr Mund war wie der eines Säuglings, der sich zum Weinen schief zieht.

„Mein Heiland, der Bäcker!“ stammelte sie. „Er wird als wieder zu viel gesoffen haben, das kann der Mann nicht vertragen, das schlägt ihm allemal auf den Magen.“

– 172 –

„Du warst auch arg lang von daheim fort,“ bemerkte die Uffenbacherin tadelnd. „Da geschieht als manches, was man nicht denkt. Ein Weib ist auch in der Nähe...“

„Jesus, mein Heiland, wenn das so ist,“ stotterte die Bäckerin, ein Bild der Bestürzung, „ha, wenn das wirklich jetzt in die Karten steht...“

„Kannst selbst lesen,“ sagte die Uffenbacherin kalt, „die Treff-Sieben beim Pique-Buben...“

„Da muß ich heim,“ erklärte die Bäckerin plötzlich. „Wenn der Mann krank ischt, da muß ich heim – sonst versaut er mir die ganze Wohnung.... Ischt’s gefährlich - ? Schau’ doch nach, Urschel, ob’s ans Leben geht?“

Die Uffenbacherin veränderte mit großem Ernst die Lage mehrerer Karten.

„Ungefährlich ischt’s einmal nit,“ sagte sie teilnahmsvoll und blickte über ihre Brille hinweg die Bäckerin trauernd an.

„Da muß ich heim, da muß ich heim. Da fahr’ ich noch heut’ Nacht nach Ulm!“ Schon wieder liefen dicke Tränen aus den farblosen Augen über die großen Backen.

„Ich mein’ als auch, Bäckerin, Ihr müßtet einmal nach dem Rechten schauen. Geb’s Gott, kommt Ihr noch zur Zeit und trifft ihn noch lebend!“

„Geb’s Gott, geb’s Gott,“ stöhnte die Bäckerin, in ihrem armen Kopf schon halb verblödet vor Angst.

– 173 –

„Wenn mer halt – und ischt so lang bei Fremden, ißt und trinkt und läßt sich’s wohl sein – da kommt nix gutes dabei heraus,“ orakelte die weise Frau. Ihre dunklen Augen richteten sich wieder eindrucksvoll auf ihr Opfer.

„Gelt, Bäckerin – geht heim – nachher habt Ihr die Gewissensnot fürs Leben...“

„Ja – ja – noch heut’ abend geh’ ich – leid ist mir’s um die Gäns’ Aber wenn er vielleicht gar stirbt...“

„Das Unglück steht hinter der Tür,“ murmelte die Hebamme, „die Beerdigung kostet auch...“

Die Bäckerin wiegte sich hin und her vor unerträglicher Gewissenspein. Sie hatte hier gut gegessen und getrunken, hatte sich's wohl sein lassen – was mochte der Mann inzwischen, wenn er nicht bei Sinnen war, alles angestellt haben...

Die Nachtjacke und die Pantoffeln wurden in Zeitungspapier gewickelt. Die Uffenbacherin packte großherzig noch zwei Gurken und ein Gericht Kohlräbke aus dem Garten dazu. Dann kam die Bäckerin, schwankend wie ein gewaltiges Schiff bei hohem Seegang, die Treppe hinauf, den jungen Damen Lebewohl zu sagen.

Die Hebamme brachte die geängstigte Frau zur Bahn. Manches Trostwort schenkte sie ihr noch auf den Weg, welches aber immer so wirkte, daß es die Gute nur besorgter machte, was sie an „Un-

– 174 –

glück hinter der Tür“ in der Ulmer Bäckerei und bei ihrem Ehemann vorfinden werde.

Noch am selbigen Abend begab sich die Uffenbacherin zufrieden an das Schlachten ihrer Gänse.

Das wackelige Tränenhaus war am Sonntag vom Boden bis zum Keller durchzogen von den appetitlichen Düften der knusperigen Braten.

Die Fette, Blonde wurde von der Hebamme eingeladen, an dem Festschmaus in der Küche teilzunehmen. Sie spendierte dafür ein Fläschchen Aßmannshäuser Roten. Davon schenkte die Uffenbacherin auch der Hanne ein, denn sie hatte einmal wieder keinen Monatslohn bekommen. Die saftigen braunen Vögel verschwanden unter anregenden Gesprächen über Mißgeburten und schauerlichen Entbindungsvorfällen zwischen den Kinnbacken der drei kraftvoll kauenden Weiber. Das Fett lief ihnen vor Behagen an den Mundwinkeln herab. Den Fräuleins waren drei Trommelstöcke in Annerles Zimmer hinaufgeschickt worden. Annerle hielt mit ihrer sittlichen Entrüstung über eine so ungerechte Verteilung nicht zurück. Aber das verhalf ihr nicht einmal zu dem vierten Trommelstock. Die arme Toni nagte geduldig und hungrig an dem ihren, obgleich er schon längst kein Fäserchen Fleisch mehr enthielt.

„Meine Mutter schnitt mir zu Haus‘ das zarteste Bruststückchen heraus,“ sagte Cornelia melancholisch.

– 175 –

„Die Köchin bekam den Trommelstock. Es muß nicht schön sein, eine Gans zu braten und dann nur den Trommelstock zu essen. Komme ich heim, soll sie ihn nicht wieder haben.“

Der Gänseschmaus war für die fette, blonde Senta doch schließlich verhängnisvoll geworden. Sie wälzte sich einige Tage stöhnend und schimpfend im Bett, lehnte aber den Besuch des Dr. Schwärzle mit Entschiedenheit ab und brachte am Ende einen kräftigen Knaben zur Welt. Es war ihr nur ein Kinderspiel gewesen. Dieser üppige Frauenkörper oberbayerischer Zucht, der jeder Hygiene gespottet, und in eisernen Miederpanzer gezwängt Nacht für Nacht bei nikotinvergifteter Kelleratmosphäre seines Amtes als Erreger der Sinne junger Studenten und alter Bierphilister gewaltet, tat seine Pflicht wie eine gehorsame Kuh. Aber seine Eigentümerin war weit davon entfernt, ihm dankbar zu sein. Selbst die durch manchen guten Tropfen getränkte Freundschaft der Frau Uffenbacher mußte an der grausam schlechten Laune der Wöchnerin Schaden leiden. Die Hebamme hätte wohl schwerlich ihre Geduld bewahrt, wenn der Freund nicht mit gewichtigem Händedruck sie freundlich dazu ermahnt hätte. Der ernste, stille Mann im braunen Rock war sofort eingetroffen und hatte das Kind beim Schulzen, der die Standesamtsregister führte, als seinen Sohn legitimiert. Aber auch diese erfreuliche Tatsache

– 176 –

schien keineswegs beschwichtigend auf Sentas Zorn zu wirken.

„Mei Herrgöttl von Stuggert, ischt das eine Hex –“ rief die Uffenbacherin, die sich vor ihrem Keifen zu den Fräuleins geflüchtet hatte – „jetzt schimpft als das Weibstück wie eine Wüschte, weil er vom Aufgebot spricht.... Eine andere wär‘ dankbar, wenn der Mann sagen tät‘, das Kind dürft‘ nit erscht erfahren, daß seine Eltern keine Eheleut‘ waren, als es auf die Welt

kommen ischt. Gered't hat er mit ihr, daß mir grad' 's Wasser Aus den Augen gelaufen ischt!
Und wie sie mault und schimpft, kommt er zu mir und sagt': ‚Frau Uffenbacher, es wird halt die
Milch sein, die ihr zu Kopf gestiegen ist, daß sie so wüsch tut.‘ Ha – die Milch ischt der nit zu
Kopf gestiegen – die Bosheit ischt der zu Kopf gestiegen! Das sag' ich! Wenn der brave Mann
wüßt', an was für eine der geraten ischt! Was die mir für Ansinnen gestellt hat.... Geschlagen
hat sie nach mir mit der Faust, weil ich's Kind nit mit der Nabelschnur erwürgt hab' – so ein
Tier..... da hätt' ich können ein schönes Geld verdienen, wenn ich so was tät'.... da braucht' ich
mich nit zu plage mit solche Viecher..... Das kann der Frau Uffenbacher niemand nachsagen...
mein Amt hab' ich immer in Ehren verwaltet!“

In der Tat stand die große, umfangreiche Frau

– 177 –

vor dem Tisch, hinter dem Cornelia saß, wie eine zürnende Göttin der Ehrbarkeit. Sie besaß in
solchen Augenblicken etwas schlechthin Überzeugendes.

Annerle bot ihr einen Stuhl, damit sie sich weiter auslasse und zeigte derweilen dem
Fräulein Cornelia das Häkelmuster für die Windeln.

„Ich hab' noch kein Kind mit der Nabelschnur erwürgt,“ wiederholte die Hebamme, wie
in einem biblischen Triumphgesang ihrer eigenen Tugenden. „Ich kann nit begreife, wie andre
so etwas tun könne – so ein arm's unschuldig's Würmle – da würd' einem ja Gott strafen an der
ewigen Seligkeit. Das tät' ich nit – und wenn sie mir eine ganze Kiste Wein schicken tät!“

Die Fräuleins stimmten ihr zu und sie war sichtlich befriedigt.

„Sagen Sie nur, Frau Uffenbacher, er ischt doch ein vermöglicher Mann, warum will ihn
denn die Senta nicht heiraten?“

„S'ischt ihr zu ‚fad', hinter dem Ladentisch zu stehen und Hering und Salz abzuwiegen,
sagt sie, und in so einer kleinen Stadt könnt' sie nit leben und wenn er's durchaus wollt',
nachher würd' sie ihm schon Hörner aufsetzen... so wahr Gott mir helf', das hat das Weib
gesagt! Und sie wüßt' gar nit einmal, ob das Kind von ihm wär'!“

Die Uffenbacherin war ganz erschüttert von einer Gesinnung, welche an Gemeinheit die ihrige noch übertraf.

– 178 –

„Der arme Mann,“ sagte Annerle, ein wunderlicher Gefühlston war in ihrer Stimme. „Ob er denn nit zur Einsicht kommt?“

„Der nit – der einmal nit,“ versicherte die Uffenbacherin. „Der ischt wie behext – und wenn’s ihm schon aufging, tät er noch sei Pflicht! Wenn ich die erscht aus dem Haus hätt’, da schlaget ich drei Kreuz!“

„Wir mit Ihnen, Frau Uffenbacher,“ versicherte Cornelia.

Die Hebamme stampfte ärgerlich zur Tür. Cornelia öffnete das kleine Fenster, als sei eine giftige Luft im Zimmer und blickte trübe in die Ferne, wo von schieferblauen Wolkenzügen umwoben das Abendrot kupfern glühte.

„Wär’ es einem von uns so gut geworden,“ sagte leise die arme Toni.

„Es tut doch wohl, zu sehen, daß es noch Ehrenmänner gibt,“ murmelte Cornelia, „wenn sie auch nicht für uns geschaffen waren. Darauf kommt es ja schließlich nicht an.“

„Fräulein Cornelia – es ischt aber traurig, wenn man erst so denken muß,“ rief Annerle.

Cornelia senkte den Kopf.

„Sie haben recht, Annerle – vielleicht ist es traurig.“

– 179 –

Die Geschichte der fetten Münchener Kellnerin nahm eine überraschende Wendung. Das Aufgebot war beim Schulzen und beim Pfarrer bestellt.

Am zehnten Tage nach seiner Geburt sollte das Büblein getauft werden. Die Hebamme in ihrem besten Staat trug es hinauf zur Kirche, die Wöchnerin neben dem zukünftigen Gatten ging verdrossen hinterdrein.

Der Pfarrer nahm die heilige Handlung, um kein unliebsames Aussehen zu erregen, in der Sakristei vor, er richtete dann einige mahnende Worte an die Brautleute. Und zwar belobte er den Bräutigam, daß er sich endlich zur Ehe entschließe, da doch nun schon das zweite Kindlein dem Bunde entsprossen sei.

Der stille, ernste Mann machte ihn auf seinen Irrtum aufmerksam, der Pfarrer aber blickte die Braut noch einmal forschend an und sagte: „Ich kannte Sie gleich wieder als Sie herein traten – Sie haben schon ein Kind an dieser Stelle taufen lassen – die Vorgängerin der Frau Uffenbacher trug es. Wir können ja im Kirchenbuch nachschlagen, in welchem Jahr es gewesen ist. – Lebt denn das Kind nicht mehr, daß Sie es so gänzlich vergessen haben?“

Die Braut stand schweigend mit trotzig aufgeworfenen Lippen.

– 180 –

Der stille, ernste Freund aber ließ sie samt der Hebamme allein ins Wirtshaus gehen, wo ein Frühstück bereit stand. Er begleitete den Pfarrer in seine Wohnung, um sich selbst im Kirchenbuche die Bestätigung zu holen. Der weiße Zettel im schwarzen Kasten wurde entfernt. Der Bub kam bei der Fischerin in Pflege. „Später nehm‘ ich ihn zu mir, ins Geschäft,“ sagte der fragliche Vater wehmütig. Er zeigte sich nur noch, um die Rechnung für die Taufe zu begleichen. Es war anzunehmen, daß die Uffenbacherin ihn bei dieser Gelegenheit noch weiter aufklärte. Dann verschwand der stille Mann aus Schopfingen. Cornelia sah ihn die Landstraße hinab zum Bahnhof gehen, eine gestickte Reisetasche trug er in der Hand. Sie blickte lange hinter ihm her, auf den gebeugten traurigen Rücken in dem braunen Rock.

Die fette Blonde kehrte rosenrot blühend mit einem bösen Hohnlachen zu ihrem nächtlichen Schenkinnenamte zurück.

Sechzehntes Kapitel

Nach diesem wurde es wieder still und friedlich im Häuschen an der Hügelflanke. Die Birnen vom großen Baum waren geerntet. Über die Stoppelfelder flogen im goldenen Herbstsonnenschein die Fäden des Altweibersommers. Der Storchenvater lehrte seine Brut. Rings um den Kirchturm sah man das unbeholfene Flügelschlagen der jungen Störchlein, die für die Winterreise gewaltig üben mußten.

Wenn Cornelia die schwermütigen und hoffnungslosen Gedanken allzu sehr bedrängen wollten, ging sie die untere Dorfstraße hinab und saß ein Weilchen bei der roten Bärbe, auf der hölzernen Bank, die um die Wand der kleinen Stube lief, wo die Bärbe mit ihrer Mutter und ihren Ziehkinderchen hauste. Zwar trug die Bärbe den Trauring am Finger, aber eine „Verlassene“ war sie auch und von Ehe und Mutterschaft war ihr nichts geblieben als ein leerer Kinderwagen mit himmelblauen Gardinen, den der Mann ihr in einer großartigen Laune geschenkt hatte, ehe er eines Tages mit andern italienischen Bahnarbeitern von dannen zog und nicht mehr wiederkehrte. Die Bärbe sprach nie von diesen Traurigkeiten. Sie tat alles, was eine Mutter nur tun kann für ihre Pfleglinge – nur den Wagen, unter dessen blauen Gardinen ihr eigenes totes

– 182 –

Kindchen geschlummert hatte, den durfte keines von ihnen benutzen. Er stand, sorglich in ein weißes Laken gehüllt, auf dem Speicher des kleinen Hauses. Das Stübchen unten war immer voll Sonne, das Liesl mit den schönen Füßchen spielte und lachte, und das Agatle, dessen Mutter so bitter gekränkt war, daß es immer noch lebte, krächte jauchzend auf dem Arm der alten Frau mit dem lieben Großmutterlächeln, als warte ein Dasein voll Wonne und Herrlichkeit auf das ausgestoßene, arme, überflüssige Geschöpfchen. Die Nähmaschine klapperte unter den großen kräftigen Händen der Bärbe, die ab und zu gesäumte Stücke Leinenzeug in den Korb neben sich warf, und dabei mit ihrem guten schwäbischen Humor etwas Drolliges zu erzählen wußte.

Hatte Cornelia die stille, gesunde Friedensluft geatmet, die das Heim der zwei Frauen erfüllte, so kehrte sie immer ein wenig froher ins Tränenhaus zurück.

Dem Annerle war meistens „nit recht extra zu Mut“.

Das letzte Ereignis hatte einen Stachel in ihrer Seele zurückgelassen. Sie hatte es bisher für ganz selbstverständlich gehalten, die Zeit, da sie dem Hansel nicht gefiel, in der langweiligen Abgeschiedenheit zu verbringen. Nachdem sie die zarte Fürsorge des Mannes im braunen Rocke beobachtet hatte, nagte

– 183 –

das Bedürfnis an ihr, sich selbst und dem Fräulein Cornelia zu beweisen, daß der Hansel hinter jenem nicht zurückstehe. Als der Herr Geheimrat einmal wieder die Villa Uffenbacher mit seinem Besuche beehrte, weinte das Annerle und erklärte ihm, die Sehnsucht müsse dem Kindle schaden, wenn der Herr Geheimrat es nicht zuwege bringe, daß der Hans sie einmal besuche. Sie wisse wohl, da sei ein reiches Judenmädle, das er längst hätte heiraten sollen, und es käme ihr arg verdächtig vor, daß er sich gar nicht einmal nach ihr umschaue wolle. Versprochen habe er's ihr längst – aber wer niemals Wort hielte, das sei der Hans. Jeden Sonntag schaue sie vergebens nach ihm aus. Sie müsse sich gerad' schämen vor der Frau Uffenbacher und den Fräuleins. Der Herr Geheimrat tröstete sie nach besten Kräften und versprach, sein Möglichstes zu tun. Das Annerle hatte eine feine seidene Geldbörse für ihn gehäkelt, die ihn sichtlich erfreute. Sie wußte, daß er noch diese altfränkischen Börsen statt des Portemonnaies zu tragen liebte. – Das Annerle erriet in einer beinahe unbegreiflichen Weise stets, welchem Bedürfnisse sie bei ihren Freunden durch eine Handarbeit abhelfen konnte.

Am folgenden Sonntag kam der Hans. Der Bub vom Weichensteller trug einen Korb mit zwei Flaschen Sekt hinter ihm drein.

Annerle hatte die grauen Filzpantoffeln gegen

– 184 –

ein paar allerliebste Schühchen mit hohen Hacken vertauscht, die spitzenumflatterte Matinee, ein Geschenk der Lucie Bubenberg, verhüllte ihre umfängliche kleine Gestalt. Die Stirnlöckchen waren zierlich gekräuselt.

Frau Uffenbacher band die weiße Schürze vor, die sie anzulegen pflegte, wenn ein „Herr“ ihrer Anstalt die Ehre seines Besuches verschaffte. Sogar die arme Toni putzte sich ein wenig heraus und erwähnte ihre Genugtuung, daß der Besuch des Hans auf den Sonntag falle, an dem der Papa mit dem seinen aussetzte.

Cornelie ließ sich das Essen auf ihr Zimmer bringen und lud die Toni dazu ein. Gegen Abend, während sie, die jetzt oft an großer Schwäche litt, auf dem von den kombiniertesten Düften durchzogenen Kanapee ruhte, kam Annerle zu ihr herüber. Heiß und rot war das kleine mollige Mädchen, mit verzaustem Haar und glänzenden Augen. Sie wollte das Fräulein Cornelie recht schön bitten, ob sie nicht nach dem Nachtmahl ein wenig herüberkommen möchte und ein Glas Sekt trinken. Es sei französischer und der Hans sei so begierig sie kennen zu lernen, und so dankbar für die Freundschaft, die das Fräulein Cornelie seinem Mädle bewiesen habe. Und mit dem reichen Judenmädele, daran denke er jetzt gar nimmer. – „Aber wissens,“ gestand sie zuletzt kleinlaut zu Corneliens Ohr hinabgeneigt, „im Kopf

– 185 –

rumgangen ist ihm die Partie doch – sonst wär' er längst schon einmal hier gewesen! Ach, Fräulein Cornelie – die Mannsleut'!... wenn man sie nur nit so arg gern hätt'.“

Cornelie ging hinüber in Annerles Zimmer und sie tranken französischen Sekt aus den Waschtischgläsern, der Hansel und sein Schatz, die dabei Hand in Hand auf dem Sofa saßen, die Toni, welche gleich einen Schwips bekam und fortwährend kicherte, und Cornelie, für die der Hansel die besten seiner salonfähigen Anekdoten hervorsuchte. Die gesunde Lebensfreude, die von dem hübschen blonden Manne, von seinen blauen Augen, seinem kräftigen Munde mit den starken Zähnen, seiner ganzen, das Jüdische nur leicht verratenden Erscheinung ausging, zwang die traurigen Frauen für einige Stunden unwiderstehlich in den Bann eines fröhlichen Genießens. Cornelie konnte begreifen, wie Annerle den guten Tirektor Häberle mit seinen

zehntausend Mark Einnahmen verschmäht hatte, und so treu in der heikelen Situation des „kleinen Verhältnisses“ aushielt. Auch daß sie alles vergab, was immerfort vergeben werden mußte.

Ihr kluges, durch ihren Zustand ein wenig geschwollenes Gesicht strahlte befriedigt zu Cornelian hinüber, als sie bemerkte, daß ihr Geliebter den Beifall der heimlich Vergötterten fand. Hin und wieder blickte sie den Schatz von der Seite forschend

– 186 –

an. Zwischen Cornelia und ihm hatte sich aus aller Munterkeit heraus ein Gespräch angesponnen, das leicht an den Gegenständen hinglitt, sie kaum berührend und zu andern überspringend, die mit derselben Selbstverständlichkeit behandelt und wieder verlassen wurden... Annerle sah plötzlich mit einigem Erstaunen den ihr so Vertrauten in einer Sprache reden, die ihn ihr in einen andern Gesellschaftskreis entführte, zu dem sie keinen Zutritt hatte – in den sie bisher auch niemals beehrte. Cornelia spürte schnell das Unbehagen der kleinen Freundin und lenkte in die augenblicklich gegebene Situation zurück, indem sie von Annerle selbst und ihren mancherlei Kämpfen mit der Uffenbacherin zu erzählen begann. Da waren denn die beiden andern Mädchen gleich in ihrem Element und was im Erleben fatal genug gewesen, wurde nun mit fröhlichem Humor zu den possierlichsten Szenen ausgestaltet.

Als der Hansel Abschied nahm, denn Frau Uffenbacher hielt auf ihre Reputation im Hause, übernachten durfte niemals ein Herr, und sei er auch Vater oder Bruder zu einem der Fräuleins – da mußte Cornelia es sich gestehen, daß sie sich heiter angeregt fühlte und einen fröhlichen Abend verbracht hatte – unbeschadet der Tatsache, daß der Sekt nur aus Waschtischgläsern getrunken worden war. Oder vielleicht gerade deshalb.

– 187 –

Am andern Morgen kam der Hans noch einmal Lebewohl zu sagen. Cornelia hörte ihn auf der Staffel vor der Haustür mit der Hebamme und dem Annerle schäkern, dabei

entschädigte er sich denn für die am vergangenen Abend eingehaltene Reserve durch die saftigsten Späße.

„Geh´ Hansel,“ flüsterte Annerle zum erstenmal ein wenig beleidigt, „bei der Fräulein Cornelia stehts Fenster auf... Gestern hab´ ich dich schier nit wieder kennt – aber du bist schon der Alte geblieben. Vor mir hascht halt gar kei´ Ehrfurcht!“

„Ehrfurcht!“ Der Hansel lachte laut heraus. „Vor meinem dicken Frauchen werd´ ich Ehrfurcht haben! Da fühl´ ich ganz was anderes!“

Das Geräusch eines Kusses klang herauf und unter Annerles befriedigtem Gekicher, mit dem Refrain eines herausgeschmetteten Coupletverses schied mei Hansel aus dem Tränenhaus.

Als Annerle endlich ihre Mutterschmerzen leiden mußte, kannte ihr Zorn über eine solche Ungehörigkeit der Natur keine Grenzen. Sie bekamen es alle zu hören, die Natur, das Schicksal – der liebe Gott auch. – Gar dem abwesenden Hansel, dem unmittelbarsten Anstifter dieser Ängste, wurden Kosenamen zuteil, wie er sie sonst nicht von den liebevollen Lippen seines Mädchens zu hören bekam.

Auch mit der Frau Uffenbacher zankte Annerle zwischen Stöhnen und Wimmern wie ein schwäbischer

Rohrspatz. Aber wenn die sonst so zornwütige Hebamme im Dienst war, hatte sie sich ganz zur weisen Frau umgewandelt. Mit unerschütterlicher Sanftmut waltete sie ihres Amtes und nahm die seltsamsten Beleidigungen von ihren Fräuleins hin, während sie versicherte: Schimpfen täte den Kindbetterinnen gut und wär´ gesünder als Schreien.

Zuhörer mußte das Annerle haben, sonst wäre ja die ganze Geschichte nur der halbe Spaß gewesen. Sie war nicht zufrieden, bis sie nicht abwechselnd alles, was sie in Schopfingen kannte, um ihr Bett versammelt sah. Cornelia und Toni ließ sie schon gar nicht von ihrer Seite, auch die Bärbe und die Fischerin sprachen am späten Abend noch vor und gaben Ratschläge und Meinungen. Daß der Herr Geheimrat kurz ehe die Wehen begannen abgefahren war,

wurde von Annerle mit heuchlerischem Bedauern als Glücksfall gepriesen. Die Hanne erschien ab und zu in der Türe und blickte mit wollüstiger Neugier auf das schmerzverzogene, dunkelrote Gesicht unter dem zerzausten Blondhaar. Die arme Toni saß wie hypnotisiert vor Grauen und verfiel dazwischen in ein unwiderstehliches Gelächter über Annerles drastische Art, sich gegen die unabänderlichen Schmerzen zu empören.

Als die Nacht vorrückte, versuchte Cornelia das junge Geschöpf zu entfernen – sie selbst fühlte, daß sie es ihrem Kindchen schuldig sei, diese Ein-

– 189 –

drücke nicht länger auf sich wirken zu lassen. Mit sanfter Gewalt brachte sie Toni zu Bett und legte sich ebenfalls nieder. Die Uffenbacherin hatte versichert, es könne Morgen werden, ehe das Ereignis stattfinden möchte. Cornelia versank in Schlaf, die Ohren noch erfüllt mit den Rufen Annerles: „Das ischt ja eine mordsmäßige Sauerei für uns arme Weibsleut‘ – und ich will nit, ich will einmal nit.“ Da wurde sie am Arm gefaßt, Toni stand, ein Licht in der zitternden Hand, vor ihrem Bett...

„Sie hat noch eben geschimpft: Kreuzsakra, jetzt ischt’s mir aber zu arg – da war der Bub’ da! Kommen Sie nur – er ist herzig – Annerle sagt, Sie müssen ihn gleich anschauen! –“

Cornelia lief hinüber. Annerle lachte über das ganze von Schweiß betaute Gesicht.

„Einen Buben, gebt mir meinen Buben!“ rief sie übermütig wie ein Kind, das glücklich aus dem Dunkel in die helle Stube kommt. „Jetzt bin ich aber stolz! Der Hansel hat mich immer geuzt, ich könnt’ nie einen Buben zur Welt bringen – jetzt hat er die Bescherung, der Fratz!“

„Wenn du so weiter fortschwätzt, nachher hascht’ morgen ein braves Milchfieber,“ sagte die Uffenbacherin unter fürchterlichem Gähnen. „Hier ischt die Klingel – den Buben nehm’ ich mit in mei Bett – nun geht schlafen, alle miteinand’.“

Siebzehntes Kapitel

Cornelie legte müde und zerschlagen von den Folgen dieser Nacht ihr Manuskript in die Lade ihrer Kommode. Sie sah nun deutlich, daß sie es nicht würde beenden können, wie sie es doch so inbrünstig gehofft hatte. Mitten unter den wilden Schmerzen ihrer sterbenden Leidenschaft hatte sie zu arbeiten vermocht – vor den hier von allen Seiten auf sie einströmenden Erfahrungen floh jede Konzentrationsmöglichkeit. Die größte Gefahr für den Schaffenden bedrohte sie zu dieser Zeit. Sie empfand ihr Werk als unwesentlich für sich und andere – als eine gekünstelte geistige Spielerei. Nicht nur die eigene Produktion verlor die Wirkung auf sie – Bücher überhaupt schienen ihr unwichtig, belanglos – ein schaler Nachguß auf den Lebensextrakt. Ein neuer Reichtum quoll in ihrer Brust, er war in der alten Form nicht mehr zu meistern.

Draußen blies der Herbst frostige Winde über das Land – das ungestörte Sitzen, das Träumen und Grübeln in der Laube, im Hain der alten Apfelbäume verbot sich von selbst. Im Häuschen atmete zart das neue junge Leben und verursachte den zukünftigen Müttern eine unerträgliche Spannung des Erwartens, der Begierde auf das Eigene, werdende, das noch in der dunklen Verhüllung sich stürmischer

– 191 –

regte und bewegte, ungeduldig mit heftigen Stößen dem Lichte des Daseins entgegendrängend. Jeder Tag konnte nun Cornelien die Erfüllung ihres Geschickes bringen.

In banger Vorfreude war sie am frühen Morgen schon auf und bei dem in der Nacht geborenen Kindchen, das in ein Federbett gewickelt unten im Wohnzimmer ganz allein und still auf der Wandbank schlief. Man hatte den braunen Kachelofen geheizt, es war schön warm und behaglich unter den niederen Deckenbalken. Behutsam nahm Cornelie das schlummernde Kleine in ihre Arme, es zuckte nur ein wenig in dem netten Gesichtchen, dann schlief es

weiter. Sie konnte die rosigen Fingerchen küssen, sie atmete entzückt den feinen Duft, der dem winzigen Körper entströmte.

Und während sie dort saß, mit dem fremden Kinde im Arm und ihr Kleid sich ab und zu leise bewegte unter dem Regen der kleinen Glieder des noch Unsichtbaren, überfiel sie eine Sehnsucht, aus den tiefsten Tiefen ihres Seins emporgerungen und wurde zur Ahnung eines kommenden großen Glückes.

Das Kind stieß ein quäkendes Tönchen aus. Cornelia hüllte es in ihr Tuch und ging die Frau Uffenbacher zu rufen. Die schlurfte kauend herein, sie hatte bei ihrem zweiten Frühstück gegessen. Dem Kleinen wurde ein Löffelchen Tee eingeflößt und dann kam er wieder auf die Ofenbank.

– 192 –

„Schläft Annerle?“ fragte Cornelia.

Die Hebamme sah an Cornelia vorüber. Es war etwas Beunruhigtes in ihrem Gesicht.

„‘s ischt ein Herr bei ihr,“ flüsterte sie.

„Ein Herr? Der Hans?“

„Nein – ein fremder Herr – schon bald eine Stund‘. Mich graust’s grad – eine Wöchnerin braucht doch Schlaf!“

„Aber, Frau Uffenbacher,“ rief Cornelia vorwurfsvoll, „wie konnten Sie ihn denn hineinlassen? Was will er vom Annerle?“

„Was gutes will er allemal nit! Er ischt grad‘ so herein – hat gesagt: ‚Wo ist das Fräulein Anna von Pfaffenhofen – ich weiß, daß sie hier ischt – machen Sie mir nichts weiß – ich muß sie sprechen.‘ Ich hab‘ mich vor die Tür gestellt und hab‘ gesagt: ‚Das könnte Sie nit, das Fräulein hat in der Nacht geboren.‘ Da hat er nur so gelacht und hat gesagt: ‚Ich wird‘ sie nit lang‘ stören – es ischt eine Geschäftssach‘ – und hat mich beim Arm genomme und fortgezoge und eh‘ ich mich noch hab‘ wehren könne, ischt er zur Tür‘ ‘nein!“

Cornelia machte eine ungeduldige Bewegung. „Sie hätten ihm nachgehen und ihn wieder herausholen sollen!“ rief sie heftig. „Um Gottes willen – Frau Uffenbacher – haben Sie

denn nicht genug an dem einen Todesfall.... Eine Stunde ist er drin? Nach dieser Nacht! Das darf man doch nicht

– 193 –

leiden! Hat denn der Mann kein Einsehen – kein Erbarmen! Holen Sie ihn wieder heraus – das ist doch Ihre Pflicht.“

Die Uffenbacherin machte ein schlaffes Gesicht.

„Wenn er doch sagt, er sei ein Verwandter!“

„Vor Verwandten sollte man die Mädchen hier am meisten schützen. Wenn Sie nicht den Mut finden, ihn hinauszuerwerfen, so tue ich’s.“

Sie war schon auf der Treppe und lief schnell die schmalen Stufen hinauf. In ihr brannte ein ehrlicher Zorn über die Gefühllosigkeit dieses Unbekannten.

Sie klopfte kurz und trat ein.

Annerle saß aufrecht im Bett, fieberrote Flecke auf den Wangen, ihre Augen glänzten kriegerisch. Vor ihr hatte ein schwerer, älterer Herr mit großer Glatze, in einem eleganten Anzug, Platz genommen und sprach mit leiser Stimme eindringlich zu ihr. Auf dem Tisch lagen Papiere, er hielt einen goldnen Bleistift in der Hand.

„Machen Sie doch keine Weitläufigkeiten,“ hörte Cornelia ihn sagen, „unterzeichnen Sie – und alles ist erledigt.“

Er wandte sich bei dem Geräusch, das ihr Eintritt verursachte, nach der Tür und maß Cornelies schwarze hohe Erscheinung vom Kopf bis zu den Füßen mit einem einzigen erstaunten Blick.

– 194 –

Sie stand vor ihm und sah auf ihn nieder. Ihr Gesicht war ernst. „Mein Herr – ich muß Sie bitten, dieses Zimmer zu verlassen. Fräulein Anna ist jetzt nicht in dem Zustand, eine so lange Unterhaltung zu führen.“

„Es liegt nur in dem Willen des Fräuleins, die Unterhaltung sofort zu beenden,“ sagte der Herr verbindlich, eine plötzliche Verwirrung unter einer höhnischen Selbstsicherheit verbergend.

Annerle lachte hell. „Ich habe Ihnen schon dreimal gesagt, daß ich Ihnen keine Rechenschaft über den Vater meines Kindes schuldig bin! Das sind meine Privatangelegenheiten. Das hat mit meiner Stellung in ihrem Geschäft nicht das mindeste zu tun!“

Cornelie zog die Brauen zusammen und legte die Hand auf den Tisch. Ihre Augen wurden gebieterisch, sie richtete sie fest auf den Mann vor sich.

„Ich habe leider kein Recht, Sie mit Gewalt entfernen zu lassen,“ sagte sie höflich, aber bestimmt. „Ich erinnere Sie nur daran, daß Sie in diesem Augenblick die Verantwortung für zwei Menschenleben tragen! Fräulein Anna hat vor wenigen Stunden ein Kind geboren.... Ich weiß nicht, ob Sie Vater und Gatte sind – aber alt genug sind Sie, um zu wissen, was eine Frau in diesen Stunden zu leiden hat! Sie danach im ersten Schlaf zu stören – sie über eine Stunde lang mit

– 195 –

verantwortlichen Geschäften zu peinigen, ist mehr als unüberlegt – es ist eine Roheit – eine raffinierte Grausamkeit.“

Der ältere Herr hörte Cornelie aufmerksam zu. Das unverschämte Lächeln verschwand dabei von seinem Gesicht, es verkroch sich gleichsam unter dem Bart und machte einem demütigen und wollüstigen Dulden Platz. Es war fast, als empfände er die harten Worte der Frau, die so unbegreiflich wenig in diese zweideutige Umgebung gehörte, wie Peitschenhiebe, die ihn entflamnten.

Cornelie ahnte plötzlich die unerwartete Wirkung ihrer Worte. Ihr Mund verzog sich im Ekel. Sie wendete den Kopf, trat zu Annerle, glättete ihr das Kissen und bat sie leise, sich niederzulegen.

„Ich wußte in der Tat nicht, daß unsere Unterredung schon so lange dauerte,“ sagte der Mann sanft, beinahe schmachttend, „glauben Sie mir – ich habe nur das eigne Beste der jungen Dame im Auge – es war mir unbekannt, daß ich zu so ungelegener Stunde komme.“

„Es ist Ihnen gesagt worden,“ rief Cornelia hart.

„Nun – ich will Ihnen versprechen, das Fräulein sehr zu schonen. Nur noch wenige Minuten. Es hängt, wie gesagt, nur von des Fräuleins Willen ab.... Wir sind gleich fertig.“

„In einer Viertelstunde bin ich wieder hier,“ sagte Cornelia kalt und entfernte sich.

– 196 –

Der Besucher wartete ihren wiederholten Eintritt nicht ab. Er entfernte sich noch vorher. Cornelia begab sich dann zum Annerle.

„Jesses –,“ rief die ihr lachend und zornig entgegen, „war das eine Geschicht! Die Uffenbacherin soll der Teufel holen, daß sie mir den herein läßt! Ich denk’ mich rührt der Schlag wie ich aufwach’ und er steht an meinem Bett!“

„Annerle, um Gottes willen, Sie fiebern vor Aufregung! Reden Sie nicht....“

„Ach – jetzt ist’s schon alles eins! Der Onkel vom Hans war’s! Hat der mich sekkiert! Aber seinen Willen hat er doch nicht erreicht!“

„Was wollte er nur?“

„Die Familie hat ihn geschickt. Die Alten! Wegen der reichen Partie. Das hab’ ich gleich ‘raus gehabt. Geld wollt’ er mir bieten – vierzigtausend Mark hat er hier in Wertpapieren vor mich auf den Tisch gelegt – wenn ich schriftlich allen Ansprüchen auf den Hans entsagen wollt. Der hat gewußt, wie’s um mich steht – oh, der ist so klug – der hat schon auf der Lauer gelegen, und hat gemeint, heut kriegt er mich am ehesten mürb! Ja – Pfefferkuchen!“

„Annerle – Sie haben widerstanden?“

Annerle lachte pffiffig. „Ich bin nit umsonst in dem seiner Schul’ gewesen – all’ die Jahr’ her im Geschäft! Wissen’s, was ich ihm geantwort’

– 197 –

hab'?, Ihr Anerbieten ischt sehr großmütig, Herr Kommerzienrat', hab' ich gesagt – ,aber ich wüßt' nit, wie ich dazu käm', es anzunehmen. Ihr Herr Neffe ist immer sehr gütig zu mir gewesen, und ich bin ihm dankbar, daß er mir den Urlaub verschafft hat – aber dafür verdien' ich doch nit vierzigtausend Mark –! Ansprüche habe ich überhaupt nit an ihn. Ich weiß halt gar nit, wie Sie darauf kommen, daß er der Vater zu meinem Kind sein soll? Er ist mein Herr Chef und ich würd' mich so etwas nie unterstanden haben!“

„Annerle, Sie sind kostbar,“ rief Cornelia lachend. „Hat er sich denn mit dieser Versicherung begnügt?“

„Er mußte schon – ich bin halt dabei bleiben, trotz allem seinem Gerede. Wie beim Gericht hat er mich geplagt. Wissen's – mei Hansel sagt alleweil: nur sich nichts beweisen lassen! Wenn ich ihn verraten hätt' – das würd' er mir nimmer verziehen haben.“

Cornelia wurde nachdenklich. „Sind Sie sicher, daß der Hans nichts wußte, von diesem – Anerbieten?“ Sie fragte es leise, Annerle lachte froh.

„Ach gehen's, Fräulein Cornelia – wenn man mit einem Mann sechs Jahr in einer guten Ehe gelebt hat – da weiß man wie man miteinander steht! Aber jetzt hätt' ich schon gern eine Buillon!“

Und Cornelia lief eilig, der Siegerin die wohlverdiente Stärkung zu holen.

Achtzehntes Kapitel

Annerles zierliches Bübchen fesselte die Sympathien von Cornelia und Toni weit mehr als das dicke Versuchskind, das, stets mit den Überresten von Zwetschgen und Birnen, von Schmalzbröten und Schweinsbraten beschmiert, trotz dieser aller Wissenschaft Hohn sprechenden Säuglingsernährung an Kraft der Knochen und strotzendem Leibesumfang dem väterlichen Metzgermeister immer ähnlicher wurde. Toni beschäftigte sich viel mit Annerles Bübchen, doch des Nachts hatte die Uffenbacherin es in ihrer Schlafkammer, das war einmal so Brauch in der Anstalt und an solchen eingeführten Bräuchen durfte nicht gerüttelt werden. Das Kleine war musterhaft brav, es schlief den ganzen Tag und die ganze Nacht. Kaum daß man des Morgens nach dem Bade sein Quäkstimmchen vernahm.

„Ich finde seine Augelchen sind eigentümlich matt geworden,“ sagte Cornelia zu Toni. „Ich hatte selten ein Neugebornes mit solchen blauen Sternenaugen gesehen. Das Kind gefällt mir nicht.“

Toni sah zu Fräulein Cornelia hinüber. Die Resignation für das Schrecklichste, die über das junge Gesicht gebreitet lag, lüftete in diesem Blick für einen Augenblick ihren Schleier.

„Toni –“

– 199 –

„Sie gibt ihm etwas,“ flüsterte Toni. „Alle Kinder bekommen es hier – damit die Alte des Nachts schlafen kann.“

Cornelia klopfte das Herz mit heftigen Stößen in der Brust.

„Die Fischerin hat es mir schon gesagt,“ fuhr Toni fort. „Der Bub' von der Senta hat die ersten Tage auch geschlafen, als wollt er net wieder aufwachen. Es ist immer dasselbe. Sehen Sie nur.“

Cornelie blickte scharf auf das Kleine in Tonis Schoß. Ein leises Zittern bewegte das Mündchen in dem grau gewordenen Gesichtchen, die Pupille verschwand unter dem halb niedergezogenen Lid, man sah nur das Weiße des Augapfels.

„Mein Kind bleibt keine Nacht hier im Haus, die Frau Lebzelter holt's gleich,“ sagte dumpf die Siebzehnjährige. „Hat's kein Vater und Mutter, soll's zum wenigsten seine Gesundheit behalten.“

Ein betäubender Schmerz zog Cornelie vom Herzen in die Arme – schwarze Schleier glitten über ihre Augen. Sie griff nach dem Tischrand und setzte sich auf die Bank neben Toni, den Schwindel vorübergehen zu lassen.

„Es ist Ihnen net gut,“ sagte Toni traurig. „Ich hätt' nichts sagen sollen.“

„Doch – doch, Toni,“ murmelte Cornelie. „Es ist doch notwendig, daß wir es rechtzeitig erfahren. Was mag es nur für ein Höllengebräu sein?“

– 200 –

„Kommen Sie – ich zeig's Ihnen,“ flüsterte Toni. „Sie ist im Dorf, sie merkt nichts.“ Beide Mädchen, mit dem Kind auf Tonis Arm, schlichen sich in die Kammer der Alten. Dort auf der Kommode vor dem zerbrochenen Spiegel stand das Fläschchen mit dem braunen Schlagsaft.

Cornelie öffnete den Pfropfen und roch daran.

„Opium,“ sagte sie leise und ging, ohn sich zu besinnen, mit dem Fläschchen zum Fenster. Kräftig warf sie das Gift in die Steine und Nesseln hinunter.

„Ach, Fräulein Cornelie,“ rief Toni erschrocken, „jetzt wird die Uffenbacherin mir böse sein! Das hätten Sie nicht tun sollen! Es nutzt auch nichts. Sie hat ja das Rezept. Zwei hat sie – die läßt sie abwechselnd in Ulm und Stuttgart machen – weil der Apotheker in Ulm ihr den Saft nicht so oft geben will. Schauen Sie her...“

Cornelie seufzte stöhnend bei dem Blick auf die geleerten Fläschchen hinter dem Spiegel.

„Ich muß mit der Uffenbacherin über die Sache reden,“ murmelte sie gequält. „Vielleicht hat sie keine Ahnung von dem Schaden, den sie anrichtet.“

„Ich glaub‘, das hat sie net einmal,“ sagte Toni. „Dem Annerle hat sie gesagt, der Arzt in Ulm hätt‘ ihr selbst ‘s Rezept geschrieben.“

Cornelie schüttelte verzweifelt den Kopf.

„Das Annerle weiß also?“

– 201 –

„Ja –“ sagte Toni zögernd, „Fräulein Cornelie – ich mein‘ halt immer, sie ist nicht so recht wie eine Mutter – sie hat zuviel andere Gedanken – der Hans – und die Filiale, die sie haben möcht‘ – sie schaut net genug aufs Kindle – ich will gewiß nicht Schlechtes von ihr sagen – lieb hat sie’s schon – nur...“

„Ich verstehe, was Sie meinen, Toni,“ sagte Cornelie sinnend. „Es sind nicht alle zu Müttern geschaffen. Annerle wird immer mehr die Gefährtin und Geliebte ihres Hansel sein. Das ist ja keine Schuld – es ist Naturanlage.“

Dankbar und vertrauend blickten Tonis braune Augen aus dem unhübschen Gesicht zu Cornelie auf. Diese faßte plötzlich ein warmes Gefühl für das Mädchen. Als sei ein geheimes Band zwischen ihnen, ein Verständnis, das sie nicht mit den anderen teilen konnten.

„Wir müssen gut aufpassen, Toni,“ sagte Cornelie und versuchte eine große Herzlichkeit in ihre Stimme zu legen. „Wir müßten uns doch schämen, wenn wir unsere Kinder nicht vor dem verfluchten Weibe schützen könnten.“ Dem Arm um Tonis Schulter gelegt, beugte sie sich nieder und küßte die Stirn des kleinen Opfers, das schon längst wieder in seinen schweren Opiumschlaf verfallen war. Und dann küßte sie leise und sanft auch die runde Wange der armen Toni.

– 202 –

Cornelie versuchte ohne Zorn und Leidenschaft der Hebamme die Gefährlichkeit des nächtlichen Ruhebringers klar zu machen. Aber das Weib war erbittert, gekränkt und nichts weniger als überzeugt. Als Beispiel für die Schadlosigkeit der Tropfen führte sie immer wieder

die eigenen Kinder – die auf dem Kirchhof lagen – und das dicke Ziehkind an, dessen starke animalische Natur allerdings das Unmöglichste spielend überwand. Cornelia mußte endlich drohen, den Mißbrauch, falls er noch einmal vorkäme, beim Dr. Schwärzle und beim Kreisphysikus anzuzeigen. Annerle hielt, als man sie belehrt hatte, auch nicht mit ihrer Mißbilligung zurück, selbst der Herr Geheimrat, der in diesen Tagen kam, um die Bekanntschaft des Bübleins zu machen, wurde energisch aufgefordert, der Uffenbacherin die Wahrheit zu sagen. Allzu kräftig mochte der Versuch nicht ausgefallen sein – man hörte während der vermeintlichen Strafpredigt das joviale Lachen des alten, gutmütigen Herrn hinter der Küchentür.

Das einzige, was man erreichte, war die Erklärung der erbitterten Hebamme: Wenn man Zweifel in ihre Fähigkeiten zur Kinderpflege setze, dulde sie den Buben keine Stunde länger im Haus. Die Fräulein Hottinger mußten ihn in der Tat abholen. Cornelia fühlte, wie der Ingrim in der Brust der selbstbewußten Frau gegen sie kochte

– 203 –

– in ihrer schrecklichsten Stunde würde sie einer tückischen Feindin preisgegeben sein.

Da führte ein Zufall, wie ihn niemand hätte voraussehen können, einen völligen Umschwung in der Gesinnung der Frau Uffenbacher gegen Cornelia herbei.

Es war ein Regennachmittag zu Anfang des Oktober. Der Birnbaum streute seine braun gewordenen Blätter auf die von Feuchtigkeit dampfende Erde. Das Wasser rauschte aus der Dachtraufe in das darunter aufgestellte Faß. Der Wind klapperte mit den mürben Holzläden, riß ab und zu einen aus den Krampen und warf ihn klirrend gegen die Wand. In hohen Schaftstiefeln arbeitete sich der Briefträger, tropfend vor Nässe, durch Schlamm und Pfützen dem Häuschen entgegen. Wenigstens erwartete er ein gutes Biergeld für den Abend im Sternen, denn er brachte dem langen Fräulein wieder einen Paken Briefe und Zeitungen. Nicht einmal der Graf bekam im ganzen Jahr soviel Postsachen, wie die in einem Monat. Russische Marken waren darauf – amerikanische, norwegische, französische und englische.

Cornelie fand ihr Bild in den Blättern der fremden Länder, sie las Wahres und Unwahres über ihr Leben, Phantastisches oder Zutreffendes über ihre Meinungen und Anschauungen. Sie wurde mit begeisterten Worten in den Himmel er-

– 204 –

hoben, oder scharf angegriffen, und verantwortlich gemacht für Mißstände, deren Änderung niemals in dem Willensbereich eines Menschen gelegen hätte. Sie saß in der niederen, vor Hitze glühenden Bauernstube, an deren Ofen die Windeln des Ziehkindes und der nasse Rock der alten Hebamme trockneten und hörte ihr Geschwätz mit den zwei dürren Fräulein Hottinger und dem Annerle über eine ganz erschreckliche Entbindung, die sie einmal erlebt hatte und nun mit allen grausigen Einzelheiten wollüstig beschrieb. Dazwischen hinein quäkte Annerles Bübchen auf dem Arm der hagern Dorfjungfer, und das dicke Ziehkind gröhnte am Boden, wo es sich auf einem schmutzigen Federbett wälzte und von der blassen Luis vergeblich durch das Schnarren einer Holzknarre beruhigt werden sollte. Die Hanne schälte Kartoffeln und warf sie jedesmal mit einem Plump in die Schüssel mit Wasser neben sich. Cornelie nähte an einem Kissenbezug für ihr Kleines – oben in ihrem Zimmer konnte sie sich nicht mehr aufhalten, weil der Ofen dort zerfallen und nicht zu heizen war. Und dieselbe Cornelie hatte draußen in der Welt eine Macht errungen, um ihren Einfluß tobte der Kampf der Parteien, eine Macht, die da weiter und weiter wirkte. Ihr Name war ein Kriegsruf geworden, den andere nun schon auf ihre Fahne schrieben, mit dem sie, unabhängig von ihr selbst, freie Bahn

– 205 –

und Glück und Erfolg suchten... Da draußen in einer Welt, die so unendlich ferne lag...

Wie von einem Märchen las sie in dem großen, englischen Journal, das heute ihren Ruhm zu ihr in ihre Abgeschiedenheit trug: Von ihren Vorfahren – von ihrer Kindheit – las kleine, lustige Geschichten aus ihren Schultagen und feine, geistvolle Worte eines gescheiterten Mannes über das Werk ihres Lebens und von dem, was sie der Zukunft schuldig sei... Sie

lächelte in Gedanken versunken ihr stilles Mädchenlächeln. Es überfiel sie plötzlich mit jäher Gewalt das Bewußtsein, erreicht zu haben, wonach tausende von kraftvollen Männern vergebens ringen und kämpfen...

Es kam wie aus weiter Ferne durch das Rauschen des Regens, vorüber am Stöhnen des Windes ein Ruf zu ihr, wie eine helle Geisterstimme –. Dort draußen lebte sie ja! War denn dies alles um sie her nicht nur ein wirres beängstigendes Traumland? Hinaus – hinaus in das wahre Leben! Zum Kampf – zum Wirken – zu neuen Taten, neuen Siegen! schrie plötzlich jubelnd ihr erwachender Mut.

Ungeduldig warf sie das Nähzeug hin, sprang auf und reckte die Arme. Die niederen Balken drückten auf sie, die übelreichende Glut des Raumes beklemmte sie.

„Ja, Fräulein Cornelia, wollen's denn hinaus bei dem argen Wetter?“ fragte die Uffenbacherin erstaunt.

– 206 –

„Nur an die frische Luft,“ sagte Cornelia zerstreut. „Der Regen tut mir nichts!“

„Was haben's denn da als wieder?“ fragte die Hebamme, auf das große grüne Heft deutend, „kann man nit einmal schauen?“

„Sie können's doch nicht lesen, Frau Uffenbacher,“ sagte Cornelia und trug das Blatt hinauf in ihre Stube.

Unterwegs, während sie tapfer mit aufgehobenen Röcken durch die Pfützen der Landstraße tappte, fiel es ihr ein, daß sie das Journal am Ende doch vergessen hatte zu verschließen, wie sie es sonst mit ihren Postsendungen aus dem anderen Dasein zu tun pflegte.

Ein spitzbübisches Lächeln flog über ihr Gesicht. Jetzt werden sie alle oben bei mir an dem Englisch herumraten, dachte sie fröhlich. Und Gott mag wissen, was sie davon denken, daß auf derselben Seite, wo mein Konterfei sich befindet, der neue Lordmayor von London abgebildet ist, wie er in seinem Triumphwagen durch die City fährt. – Nun, Annerle wird es mir schon berichten.

Dies geschah auch, sobald sie heimkehrte. Annerle und Toni erstickten beinahe vor unbändigem Gelächter.

Fräulein Cornelia hatte das Haus kaum verlassen gehabt, da war auch schon die Alte hinaufgesprungen, um das Bett für die Nacht zu richten.

– 207 –

Zwei Minuten später winkte sie Annerle und Toni ins Zimmer, ihnen in dem grünen Heft das Bild des Fräuleins zu zeigen. Vergebens aber hielt sie die Druckschrift bald nah bald weit vor die Brille, sie konnte doch nichts weiter entziffern als den Namen „Cornelia Reimann“, der sowohl unter dem Bilde, als auch auf der folgenden Seite immer wieder zwischen dem sonst so unverständlichen Gedruckten auftauchte. Nun sollte Annerle weiter helfen.

„Das wird ihr Herr sein,“ riet die findige Hebamme und betrachtete kritisch die neugewählten Londoner Bürgermeister, „jung ischt er nit – aber ein feiner Mann!“

Des Annerles Englisch war nicht gar weit her, dennoch buchstabierte sie zuversichtlich an der Unterschrift.

„Lordmajor von London ist er,“ sagte sie oben hin.

„Donnerschlag!“ rief die Hebamme, „machst mir auch nix weiß?“

Sie buchstabierte nun selbst und fand denselben geheimnisvollen und hochtrabenden Titel heraus. Mit offenem Munde starrte sie auf Corneliens Bett – auf ihren Waschtisch, ihren Kleiderschrank und das tabaksduftige Kanapee.

„Lordmajor von London...“ wiederholte sie erschüttert, und von plötzlicher Gewissensangst befallen. „Lordmajor von London“ – und sie hatte

– 208 –

dem Fräulein Lunge mit saurer Sauß' vorgesetzt – zweimal die Woche...

Ja – wer das hätt' denken können... Auch der Trommelstock von der Gans und andere Sünden fielen ihr bei.

Das Annerle aber stachelte der Schelm, der ihr im Nacken saß. Sie kauerte sich auf das Kanapee und studierte eifrig an dem Aufsatz, der von der Cornelia Reimann handelte. Und endlich auf das Flehen und Bitten der Alten, ließ sie sich herbei, ihr dessen Inhalt zu übersetzen, obschon er ein großes Geheimnis enthielt.

Cornelia Reimann war die angetraute Gemahlin des Lordmajor von London, und in der goldnen Kutsche mit den vielen Pferden, die alle nickende Federbüsche auf den Köpfen trugen, war das junge Paar nach der Hochzeit im Triumph durch London gefahren. Aber eine nahe Verwandte der alten Königin hatte sollen den Lordmajor heiraten. Deshalb verbannte die Königin Cornelia von ihrem Hof, sie mußte fliehen und sich unter falschem Namen verbergen, sonst hätte die Prinzessin ihr nach dem Leben getrachtet. Endlich habe der Lordmajor die Verzeihung der Königin erhalten, und wenn das Kind geboren sei, dürfe Cornelia an den Hof von England und in die Arme ihres Gatten zurückkehren.

Alles dieses las Annerle aus dem grünen Heft der andächtig lauschenden Hebamme vor.

– 209 –

„Am End' gar kommt der Herr Major selbst, seine Frau Gemahlin zu holen...“ sagte atemlos die Uffenbacherin.

„Lordmajor,“ verbesserte Annerle, „das ischt was anders Vornehmes, als ein simpler Herr Major.“

Die alte Schwäbin aber sah in ihrer Phantasie bereits die verschnörkelte goldne Kutsche mit den Pferden, die nickende Federbüsche auf den Köpfen trugen, mit den Dienern hinten und vorn, in den wunderlichen Hüten und Kleidern, die Straße vom Bahnhof herabgefahren kommen, vorüber an den Vorgärtchen der Witwen mit den Kinderwagen – sie sah sich selbst hineinsteigen, in einem schwarzseidenen Kleide mit einer großen Flügelhaube auf dem Kopfe, wie sie sich die Kindsfrauen in vornehmen Häusern vorstellte – das Neugeborene unter weißen Schleiern auf dem Arme tragend...

– Das wär ein anderes Pöstle für sie, als hier das Gefrett' mit den ledigen Mädeles, bei dem man nit sein trocknes Brot herausschlagen könnt', erklärte sie dem Annerle und der Toni.

Sie war ganz bereit mit nach England zu gehen, und eine Vertrauensstellung bei der Frau Lordmajor einzunehmen – der Herr müsse sich doch auch dankbar erweisen, dafür, daß sie die verlassene Frau in ihrer schweren Zeit bei sich aufgenommen und gehegt und gepflegt habe! Es sei nicht zu

– 210 –

viel, wenn er in ihren alten Tagen nun für sie Sorge!

Cornelie fiel es bei dieser sonderbaren Geschichte ein, wieviel Schönes, Verwunderliches und Tolles die ausbündige schwäbische Phantasie der deutschen Welt schon geschenkt habe – und sie beschloß bei sich selbst, die Hebamme in ihren verworrenen Träumen vorläufig nicht zu stören.

Oh – wie war die zornige, herrschsüchtige und boshafte Alte nun so demütig und dienstbeflissen!

Dreierlei Knöpfe gab's in die Supp', Zwetschkuchen und Zwiebelkuchen wurde abwechselnd gebacken, und es war schier, als wär's im Tränenhaus mit einemmal Kirmes geworden. Fast kam den Fräuleins eine Furcht an, wie es mit dem guten Leben, das sie jetzt führten, einmal schrecklich enden könne. Doch Annerle, die auch nicht umsonst von der schwäbischen Grenze her gebürtig – und – wer weiß – vielleicht ein unverfälschtes Schwabenblut war, schürte künstlich und verschlagen mit halben Versprechungen und unbestimmten Zusagen, die sie von dem Fräulein Cornelie für die Frau Uffenbacher erhalten zu haben behauptete, das Feuer des Begehrens, Planens und Hoffens in der Brust der alten Hebamme immer wieder zu hellen Flammen auf.

Neunzehntes Kapitel

Unbegreiflich lange verzögerte sich die Stunde der Befreiung für Cornelia. Der Doktor Schwärzle, den sie befragte, versuchte ihre Sorge zu zerstreuen: solche Anomalien kämen hin und wieder vor, erwiesen sich später ohne Schaden für Mutter und Kind, ihr Körper sei so ausnehmend geschaffen für die Mutterschaft, daß sie auch einer erschwerten Entbindung mit Ruhe entgegensehen könne.

Sie hatte in keiner Weise damit gerechnet, den Oktober noch bei Frau Uffenbacher verbringen zu müssen. Jeder neue Tag vermehrte die Gefahr, daß ihre Mutter durch ein Gerücht, durch irgendeinen unberufen sich zudrängenden Warner vor der Zeit aufgeklärt werde. Sie schrieb sorgenvoll traurig über ihrer Tochter verlängerte Abwesenheit, ja, sie drohte hin und wieder trotz ihres leidenden Zustandes, sich auf die Reise zu ihr zu begeben, sie eines Tages überraschen zu wollen. Mit stets neuen Listen und Ausflüchten mußte Cornelia sie beschwichtigen – mußte endlich hart und streng die Freiheit der Einsamkeit für sich fordern, um die Arme nur fern zu halten.

Es jährten sich nun die Tage, die sie im letzten Herbst mit Rudi Imgart am Rhein verbracht hatte – da unter grün-goldenem Nebengerank aus

– 212 –

der zarten Freundschaft jäh die Liebe emporgeflammt war.... Erinnerungen drängten sich süß und schwer an ihr Herz – ein von Abendrosengluten überschimmerter Strom bereitete sich, – der Wein funkelte in den Gläsern und letzte duftende Teerosen blühten an ihrer Brust. Wie heiß und lebendig Rudi gewesen und wie doch ein Fremdes zwischen ihnen beiden geblieben war – wie sie es in jedem Augenblick gespürt und sich angstvoll gefragt hatte: ob dies der Liebe letzte Erfüllung sein könne?

War das Gefühl leise quälender Enttäuschung auch in ihm verborgen unter aller stürmischen Zärtlichkeit?

Vor kurzem hatte er sorgend gefragt, warum er keine Nachricht von ihr erhalte, sie an ihr Versprechen gemahnt, es ihm zu sagen, wenn sein Kind geboren sein werde....

Er empfand das werdende also doch als sein Kind.

Und nun begann auch Cornelia mit einer leisen wunderlichen Erwartung zuweilen die Landstraße hinabzusehen, auf der in diesem Sommer so viele Menschen, beladen mit so vielen Schicksalen gekommen und gegangen waren. Nicht nach einer verschnörkelten, goldenen Kutsche mit Pferden, welche nickende Federbüsche auf den Köpfen trugen, schaute sie aus – nur nach einem kräftigen Wanderer

– 213 –

in einer braunen Lodenjoppe, der durch die feuchte Herbsdämmerung auf sie zugeschritten käme....

Sie hatte Rudi geschrieben, daß sie seine Gegenwart nicht wünsche. Es wäre ihr unerträglich gewesen, seine ästhetisch verwöhnten Augen über ihre entstellte Gestalt gleiten zu sehen. Sie fragte sich zuweilen, welches Wunder einer tiefen Herzensvereinigung – oder welcher Stumpfsinn alltäglicher Gewohnheit dieses Peinliche zwischen Eheleuten vernichte? Einmal – als sie jung war, hatte sie anders darüber empfunden – das wußte sie. Und ihre frische, junge, ungebrochene Empfindung war besser, reiner, natürlicher gewesen, als diese Scheu und Scham, die sie nun vor dem Manne fühlte, dessen Kind sie unter dem Herzen trug.

Wenn nun aber doch das Wunder geschehen sollte? Wenn sein Herz, dessen Bewegung sie in seinen letzten Briefen zu spüren gemeint hatte, ihn unwiderstehlich zu ihr triebe....?

Konnte die Geburt ihres – seines Kindes auch zu einer Neugeburt, zu einer verklärten Auferstehung ihrer gestorbenen Liebe werden?

Das Annerle trat dem Fräulein Cornelia ihr Zimmer ab. Es war größer und besaß einen Ofen, in dem geheizt werden konnte. Aber das Kanapee mußte mit hinüber – Cornelia war sein altfränkisch-muffiger Geruch allmählich lieb und ver-

– 214 –

traut geworden. In dem zweiten Bett sollte die rote Bärbe schlafen und des Nachts ihr Kindlein hüten. Frau Uffenbacher erbot sich zwar dienstfertig, bei dem Fräulein zu wachen, doch wurde dieser Vorschlag von Cornelia mit dem Hinweis auf ihre nächtlichen Hebammenpflichten im Dorfe freundlichst abgelehnt. Sie hatte auch das Annerle gefragt, ob sie Cornelia nicht besser „gnädige Frau“ tituliere, doch Annerle hatte ihr entschieden erklärt, die Gnädige wünsche jedes Aufsehen zu vermeiden, sie würde es nie verzeihen, wenn durch einen von ihnen ihr Geheimnis vor der Zeit verraten werde.

Annerle selbst freute sich des wiedergewonnenen schlanken Figürchens und der frischen Beweglichkeit der Glieder. Zwar blieben ihre Sachen vorläufig noch bei der Uffenbacherin stehen, aber sie selbst war bald in Stuttgart beim Herrn Geheimrat, bald in Ilferlingen bei der mütterlichen Frau Bubenberg, bald traf sie da und dort mit dem Hans zusammen, der in Geschäften die Gegend bereiste. Ein keckes Blumenhütchen auf dem blonden Schopf, tauchte sie dazwischen wieder in der Villa Uffenbacher auf, um nach ihrem Bübchen zu sehen, und den Fräuleins von der Welt draußen zu berichten. Ergötzlich erzählte sie, wie sie die dicke Bäckerin besucht und ihr den Mund wässerig gemacht habe nach den guten Dingen, die es jetzt in der Villa Uffenbacher zu schmecken gäbe.

– 215 –

Einen Abend hatte sie auch mit der wieder genesenen Lucie und ihrem Baron zusammen verbracht. Lucie habe ihr vertraut, sie habe viel Schmerzen aushalten müssen, aber nun könne sie auch ohne jede Sorge sich ihrer Liebe freuen. „Sie ischt und bleibt der Glücksvogel,“ erklärte Annerle, die Brauen ein wenig hochziehend. „Gelb und dürr ischt sie freilich geworden – ich

mein' fast, der Baron mag sie nimmer so arg gern.... Der Fritz, sein österreichischer Vetter, ist auch dabei gewesen und hat recht schön getan mit ihr – dazu hat der Baron so eigen gelacht – gefallen hat mir die Geschicht' einmal nit. Ich bin froh, daß ich einen Buben hab' – die Mädels sind arme Hascherln, alle miteinand'.“

„Ich wünsche mir nur ein Mädchen,“ sagte Cornelia leise. „Tausendmal besser leiden, als leiden machen. Mir ist's, als könnt' ich einen Jungen gar nicht so recht lieb haben.“

Auch die arme Toni mußte Cornelia noch durch ihre schwere Stunde geleiten. Sie ging mit dem ächzenden Mädchen im Zimmer auf und nieder – sie hielt sie in den Armen, wenn die Schmerzen sie überfielen, und sie wimmernd durch das Dunkel nach der Mutter rief – mit der angstvollen, verzweifelten Kinderstimme – nach der Mutter, die ihre junge Tochter allein das Furchtbare tragen

– 216 –

ließ. Sie waren beide zufrieden, daß die Uffenbacherin fest schlief und Toni wehrte immer wieder ab, wenn Cornelia sie rufen wollte. Endlich mußte es doch geschehen, Corneliens Kräfte waren plötzlich zu Ende. Taumelnd, an den Wänden sich entlang tastend, versuchte sie im Dunkel ihr Zimmer zu erreichen, da klingelte die Alte schon der Hanne und schrie nach Badewasser.

Cornelia hörte durch die Wand das dünne Quäkstimmchen des Neugeborenen.

Toni bat sie am folgenden Morgen ihre Eltern zu benachrichtigen. Corneliens Augen strömten von Tränen, während ihre Feder über das Papier glitt. Man nannte sie eine Meisterin des Wortes, die an der Menschen Herzen zu rühren verstand – nie noch hatte sie so inbrünstig begehrt, mit dem Worte zu wirken, wie in diesem Brief, in dem sie den fernen Eltern sprach von dem tapferen Ausharren, von dem klagelosen Dulden ihrer Tochter – von der Hochachtung, die sie in allen diesen Monaten vor dem stillen Mädchen bekommen habe – und – sie konnte es nicht lassen – sie mußte die Mutter fragen, ob sie nicht im Geiste empfunden, wie das Kind in seinen Schmerzen so unablässig nach ihr gerufen habe?

Am nächsten Sonntag nachmittag bewegte sich ein seltsames Paar die Bahnhofstraße hinauf, dem Häuschen an der Hügelflanke entgegen. Ähnelte die Frau in der Gestalt einem prächtig aufgegangenen Gugelhupf, so besaß der Mann mehr das Aussehen einer endlos langen schlackerigen Rudel, die man vergessen hatte zu einer Brezel zu formen. Es war die Bäckerin, die, angezogen von Annerles Erzählung, eilig an dem Götterleben im Tränenhaus teilnehmen wollte. Aus Vorsicht aber hatte sie dieses Mal den Bäck gleich mitgebracht. Die Uffenbacherin empfing die beiden nicht eben freundlich, Türen krachten und zornige Worte flogen gleich bösen Wurfgeschossen zu dem Ehepaar aus der Ulmer Backstube hinüber. Aber das kümmerte die Dicke und den Dünnen wenig. Wie zwei Blutegel saugten sie sich in der Küche fest, aßen und tranken, was sie erreichen konnten und dachten nicht ans Heimgehen.

Die Uffenbacherin mußte gute Miene zum bösen Spiel machen. War sie doch schon seit Monaten den Metzgern, dem Tischler und Bäcker die Rechnung schuldig, so kam's am Ende nicht darauf an, wenn diese noch ein wenig länger und größer wurde. Zahlen konnte sie einmal nicht, aber was ging sie die Rechnung beim Metzger von Schopfingen an, wenn sie mit dem Lordmajor und seiner Gemahlin nach England fuhr?

Sie machte der Bäckerin den Vorschlag, falls diese glänzende Zukunft sich ihr auftun würde, statt barem Gelde die Anstalt zu übernehmen und weiterzuführen. Das Ehepaar aus der Backstube, dem es auf dem Lande bei den gefüllten Kochtöpfen der Uffenbacherin gar wohl gefiel, schien denn auch nicht übel Lust zu haben, dem Vorschlag näher zu treten.

Zwanzigstes Kapitel

Cornelie war früh zu Bett gegangen, nachdem sie mit der Toni weidlich über die Ankunft der dicken Bäckerin und ihres schlackerigen Ehemann gelacht hatte. Es mochte noch nicht Mitternacht sein, als sie aus dem Schlaf emporfuhr, überfallen von einem jähen Schmerzensanfall, der ihr untrüglich kündete, daß ihre Stunde gekommen sei. Sie erhob sich, warf einige Kleider über und wollte zur Alten gehen, sie zu benachrichtigen, aber ehe sie dies noch auszuführen vermochte, überfiel eine neue Wehe sie mit solcher Gewalt, daß sie die Pein erst austoben lassen mußte, ehe sie die kleine Treppe hinabsteigen konnte. Das war nicht wie bei Annerle und Toni, wo alles langsam und normal begonnen hatte – die gleichsam vorbereitend vom Leichten zum Schlimmeren geführt worden waren, Cornelie meinte schon bei dem zweiten Anfall, ärger könnte das Leiden ja kaum werden.

Aber die Uffenbacherin dachte nicht so.

Unwirsch, weil man sie geweckt hatte, murzte sie: „Das kommt noch ganz anders und vor morgen Abend wird's einmal nix mit Ihne – deshalb hätten's mich nit im Schlaf zu störe brauche. Halten's nur aus – das müssen wir Weiber alle.“

– 220 –

Cornelie begab sich in ihr Zimmer zurück. Schlafen konnte sie doch nicht mehr, also entzündete sie die Lampe, kleidete sich vollends an, und wenn die Anfälle kamen, klammerte sie sich an die Seitenlehne des alten tabaksduftigen Kanapees und zerbiß ihr Taschentuch, um die nebenan schlummernde Toni nicht durch ein Stöhnen zu erschrecken.

Eine Weile erholte sie sich etwas, und vermochte das Hemdchen, das Jäckchen und die Windeln für das Erwartete zu richten.

In der Nachtstille steckte sie die winzigen Ärmelchen ineinander, wie sie es einst als Kind die Mutter hatte tun sehen und ein Schauer von Seligkeit rann durch ihren gepeinigten Körper.

Plötzlich erinnerte sie sich des Schlafzimmers in ihrem Elternhause, wo die kleinen Geschwister zur Welt gekommen waren – in all dem luxuriösen Behagen, mit dem ihr Vater die Frau, die er liebte, sorgend umgab – und sie sah auf das alte schmutzige Kanapee – auf die dürftige, häßliche und zweideutige Umgebung, in der ihr Kind geboren werden sollte. Da nahm sie jedes einzelne Stück der Kleidung, die sie ihm bereitet hatte, und küßte es mit heißen schmerzverzogenen Lippen, als könne sie es dadurch weihen und heiligen. Und dann kam die Angst der Verlassenheit und der Einsamkeit und riß sie nieder, daß sie den Kopf in die Kissen wühlte,

– 221 –

daß sie wimmerte wie ein sterbendes Tier, dem auch niemand hilft auf dieser Gotteserde.

Sie hörte unten an der Haustür läuten, sie hörte, daß man die Uffenbacherin ins Dorf zu ihrem Amte rief. Die Schulzenfrau erwartete ebenfalls diese Nacht.

Cornelie hob den Kopf. War es denn möglich, daß die Alte fort ging und sie so allein ließ? Ja – sie ging – doch – sie kam herauf, steckte den Kopf in die Tür und sagte eilig: „Wie steht’s denn? Haben’s nur keine Angscht – so schnell geht’s das erschte Mal nit – in zwei Stunden bin ich wieder hier.“

Und dann hörte Cornelie sie die Treppe hinunterstapfen, hörte die Haustür schlagen und war wieder allein. Wie sie sich nach dem Annerle – nach irgend einem teilnehmenden Herzen sehnte!

Sie ging umher, rang die Hände und fühlte doch zugleich eine von Sekunde zu Sekunde sich steigernde Spannung, eine Begierde, sich in dieses grausame Leiden hineinzustürzen – sich ihm ganz hinzugeben, bis zur Vernichtung leiden zu dürfen...

Zuweilen empfand sie, daß die Oktobernacht kalt war, daß, während ihr der Schweiß von der Stirne rann, ihre Hände erstarrten. Sie hüllte sich in ihr Tuch, griff nach einem Buche – sie mußte versuchen, sich zu zerstreuen. Sie versuchte einige Seiten zu lesen – von irgend einem Liebes-

paar, das sich in Florenz an der unsterblichen Kunst ästhetisch ergötzte...

Mit solchen feinen geistreichen Unterhaltungen hatte einst auch ihre Liebe begonnen, bis das Leben brutal und gewaltig die Ästhetik zerschlug, und ihr nun die Glieder auseinanderriß, um neues Leben zu gebären...

Sie erinnerte sich, wie sie einst ihren Bruder zu ihrer Mutter hatte sagen hören: „Wie kannst du nur wünschen, daß Cornelia heiratet – siehst du nicht, daß sie viel zu zart ist, um je ein Kind haben zu können...“

Ob dies der Tod war, der in ihrem armen Leibe wütete –?

Nun – so würde sie ihm widerstehen!

Sie erhob sich, sie stand in der dunklen Nacht ihm Auge in Auge gegenüber, die Hände geballt, jede Muskel gespannt – jede Kraft der Seele und des Willens hell wach – zum äußersten Kampfe gerichtet...

Sie wollte ihr Kind nicht allein lassen! Sie wollte es küssen und an ihrem Herzen halten – sie wollte leben – leben – leben!

Die Stunden der langen Nacht schlichen dahin, als vermöchten sie kein Ende zu nehmen. Die Alte kehrte noch immer nicht zurück. Und wieder sank Cornelia zusammen und war nur noch ein

wimmerndes Geschöpf, das mühsam seine Leiden trägt.

Gegen Morgen tappte es vom Boden herunter: im grauen Dämmern des Oktobertages kam die Bäckerin an Cornelias Tür vorüber.

Ein leiser jammernder Ruf erreichte ihr Ohr. Sie trat ein: „Ja, Fräulein, ischt denn gar niemand hier?!“

Das Antlitz tränenüberströmt, klammerte das Mädchen hilfesuchend die Arme an den Hals der guten dicken Bäckerin, die sie aufs Lager geleitete, ihr die Kleider löste, und die Hanne nach der Hebamme sandte.

Und die Qualen stiegen – stiegen – stiegen – bis alles in ihr und um sie nur noch wie eine wirbelnde Hölle war.

Ein fremder Mann erschien neben ihrem Bett, sprach mit dem Dr. Schwärzle und sagte, er werde am Abend wiederkommen.

Am Abend –? würde es da noch nicht vorüber sein? Sie wollte nicht mehr leben – sie flehte nur noch, daß man sie töten möge - - daß man doch Barmherzigkeit haben und ein Ende machen möge!

Die Uffenbacherin hatte alle wilden Zukunftswünsche vergessen, fragte nicht mehr nach Mittag- und Vesperbrot, stand wie ein Soldat in der Schlacht, tapfer, geduldig und brav.

– 224 –

In einem Augenblicke helleren Bewußtseins sah Cornelia den kleinen Dr. Schwärzle an ihrem Bette und es war ihr als habe sie ihn dort immerfort gesehen, seit der Dämmerung des Morgens, unermüdlich in den Versuchen, ihr Erleichterung zu verschaffen.

„Lieber Doktor, gehen Sie, ruhen Sie, stärken Sie sich,“ flüsterte sie ihm zu.

Er schüttelte den Kopf. „Mein einziges Kind liegt heute auch in Wehen,“ sagte er und hatte die Augen voll Tränen. „Heut‘ früh bekam ich ein Telegramm von ihrem Manne. Sie ist noch so jung...“

Cornelia preßte heftig seine Hand.

Und dann waren Stunden, wo sie überhaupt nichts mehr von sich und ihrer Umgebung wußte. Plötzlich hörte sie einen Angstruf, der nicht aus ihrem Munde kam: „Herr Doktor, Erbarmen, sie verliert den Verstand...“

Und eine fremde Stimme sagte: „Jetzt ist es Zeit.“

Etwas wurde über ihr Gesicht gelegt, sie atmete einen süßlichen, fremden Duft – murmelte Zahlen – und sank erlöst in ein tiefes Dunkel, wie in die göttliche Ruhe der Vernichtung.

Nach einer langen Weile tauchten aus dem Dunkel Stimmen auf, die klangen wie hinter vielen schwarzen Schleiern, welche den Schall bis zu einem

– 225 –

fernen Murmeln dämpften. Sie hatte die Empfindung, daß sie die Augen öffnen möchte und es doch nicht könnte.

Und aus diesem Dunkel, aus diesem Murmeln und Bewegen um sie her, löste sich eine Stimme, die sagte heller und lauter, dicht an ihrem Ohr: „Es ischt ein Mädele! Fräulein Cornelia, ein Mädele ischt’s!“

„Ein Mädele....?“ wiederholte sie lallend, zufrieden. Und die Dunkelheit legte sich aufs neue über sie.

Endlich – es mochte eine geraume Zeit vergangen sein, da war es ihr, als spüre sie ein beizendes Brennen an ihren Augenlidern und einen süßen zarten Rosenduft.

Sie atmete ein paarmal – er war immer da, der süße zarte Duft. Und nun schlug sie die Augenlider weit auf und blickte um sich. Ihr Geist war hell, klar und ruhig. Sie fühlte keine Schmerzen mehr.

Im Zimmer, an der niedern Decke schwelten graue Rauchwolken, die aus de Ofen quollen. Eine Lampe brannte. Der fremde Arzt, ein eleganter Herr in einem langen schwarzen Rock, befestigte sich die Manschetten mit goldnen Knöpfen. Der kleine Dr. Schwärzle stand mit hochaufgestreiften Hemdärmeln, eine blaue Schürze der Frau Uffenbacher war sonderbar um seinen Hals gebunden,

– 226 –

er wusch sich in der Waschschüssel etwas rotes von den Armen. Und auf den weißen Dielen sah Cornelia einen roten trägen Strom langsam gegen den Ofen zu schleichen. Eine alte Frau mit entzündeten Augen in dem hexenhaften Gesicht tauchte einen Scheuerlappen in den roten Strom und wand ihn dann in einem Eimer aus. Konnte das Blut sein? Ihr eigenes Blut?

Sie blickte an sich nieder, reine Linnentücher umhüllten sie, man hatte sie sauber gebettet, auf ihrer Brust lag eine voll erblühte Rose.

Und nun befahl sie ein jäher, fürchterlicher Schrecken.

Dort hinten standen die Uffenbacherin und die Bäckerin – und weiter sah sie nichts.

Da – in der abendlichen Stille drang ein Ton zu ihr – der energische Schrei eines neuen Lebens...

Man brachte ihr das Kind – in ein weißes Tuch war es gehüllt; kraftvoll, rot, mit derben Fäustchen, lag es in ihrem Arm und schrie, daß man das Zünglein in dem Mündchen zittern sah.

„Es lebt – es ist gesund,“ murmelte Cornelia, noch wie in einem unwirklichen Träume befangen.

„Neun Pfund wiegt's,“ rief die alte Hebamme befriedigt. „Alle Achtung. Das hätt' dem Fräulein wohl keins zugetraut.“

„Meinen Glückwunsch,“ sagte auch der fremde Arzt. „Der Doktor Schwärzle hat heut' sein Meister-

– 227 –

stück vollbracht. Eine Leistung, die unseren ersten Professoren zur Ehre gereichen würde.

Die Kollegen schüttelten sich die Hände. „Nun muß ich schauen, ob zuhaus' eine Nachricht eingetroffen ist,“ sagte der alte Landarzt mit einem zuversichtlichen Lachen.

Das rosenrote Kindlein rührte sich in Corneliens Arm, spreizte die Finger, blinzelte mit den Äuglein, machte ein verdrießliches Gesicht und begann zu schlafen.

Cornelia lächelte still in sich hinein. Ein unendlicher Friede war in ihrer Seele.

Einundzwanzigstes Kapitel

Immer wenn ein Mensch stirbt, oder wenn ein Mensch geboren wird, gibt es dabei so viel Geschäftigkeit, ein Hin und Her von Sorgen und Unruhe, daß der, dem das Leid oder auch das neue Glück gegeben wurde, nicht alsobald zum Bewußtsein dessen, was ihm geschehen ist, gelangt.

So war es auch Cornelien noch wie etwas sonderbar Fernes, Fremdes, das gleich wieder verschwinden müsse, als sie in der Morgenfrühe aus tiefem, erquickendem Schlaf erwachend, die Bärbe mit hängenden roten Zöpfen leise im Zimmer herumhantieren fand, und diese ihr dann das Kindchen brachte.

„Mein's – Bärbe – es ist mein's,“ sagte sie nachdenklich und verwundert sich in dem Anblick des rosenroten Gesichtchens verlierend und die Hand liebkosend um das feste runde Köpfchen legend, – das feste Köpfchen, das die Ursache ihrer großen Schmerzen gewesen war.

Von der heiligen Ruhe, die sonst um das Lager junger Mütter sorglich erhalten wird, sollte Cornelia zunächst so wenig empfinden wie Annerle und Toni.

Zwar trat kein kluger Onkel mit dem Anerbieten vorteilhafter Transaktionen an ihr Bett, noch war sie genötigt, wie die arme Toni, das grausame Leiden einer andern in nächster Nähe mit anzuhören

– 229 –

und mit durchzufühlen. Es waren nur Briefe – ein ganzer Stoß Briefe, den Frau Uffenbacher ihr mit der Morgenmilch brachte. Cornelia las sie einen nach dem andern und wandte sich dann zur Bärbe, die sich eben bereit machte, heimzukehren.

„Bärbe, Sie haben mir versprochen, aufzupassen, daß mein Kindle nicht in demselben Wasser gebadet wird mit dem schmutzigen Versuchskind,“ sagte Cornelia. „Und außerdem müssen Sie mir jetzt Papier und Bleistift bringen.“

„Fräulein Cornelia,“ rief die Bärbe und lete vor Schrecken gleich das Kleine der Mutter aufs Deckbett, „Sie wolle doch nit gar schreibe? Das leid' ich einmal nit...“

„Das müssen Sie schon leiden, Bärbe,“ sagte Cornelia und wandte den Kopf mit einem Ausdruck von humoristischer Verzweiflung nach der rotzöpfigen Frau, „es muß geschehen! Alle wollen sie mich plötzlich hier besuchen – meine Mutter und meine Cousine und meine Freundin und der Vater meines Kindes.... Alle miteinander, die sich hassen, wie Menschen sich hassen können, und vor denen ich mich fürchte, wie sich nur ein Mensch fürchten kann, sie werden jetzt hier an meinem Bette zusammentreffen...“

„Jesus, Marie!“ sagte die Bärbe und bekreuzte sich, „das gibt eine Geschicht'!“

„Wenn sie kommen, müssen Sie auf den Bahn-

– 230 –

hof gehen, Bärbe, und ihnen sagen, die Cornelia Reimann, die sie gekannt hätten, wäre gestorben und schon längst begraben.... Es ist ja auch die Wahrheit....“ fügte sie nachdenklich hinzu. „Aber zuerst will ich versuchen, sie alle fernzuhalten. Richten Sie mich ein wenig auf, denn mir ist, als könnte ich das allein nicht fertig bringen.“

Die Bärbe tat kopfschüttelnd, wie ihr geheißen. Und dann stand sie neben dem Bett und schaute mit einer Art von abergläubischer Furcht, als sei sie Zeuge einer übernatürlichen Handlung, wie Cornelia Bogen auf Bogen mit eilig hingeworfenen Schriftzügen bedeckte.

„Herrschaft,“ sagte sie staunend – ich besinn' mich acht Tag', wann ich einen rief zu schreiben hab' – und dann ischt's mir noch das ärgst' auf der Welt.“

Cornelia war sonderbar hell und frei und leicht zu Sinne – was sie alle diesen verschiedenen Menschen sagen wollte, floß ihr auf das papier, ohne daß sie auch nur einen Augenblick nachzudenken gehabt hätte – Herz und Geist waren erfüllt von einem Jubel, einem Triumphgefühl ohnegleichen!

Ihr war zu Mut, als wäre sie befreit von aller Erdschwere, einem beschwingten göttlichen Wesen gleich, dessen friedevolle Seligkeit keine irdische Schwierigkeit mehr zu trüben vermag.

Bärbe begab sich zu ihrer Tagesarbeit und das Kleine wurde neben die Mutter aufs Kissen gelegt. Und dann blieb sie ganz allein.

Das Dunkel war nun gewichen und alles Grauen war von ihr genommen. Ein schimmernder Herbstsonnenschein glitt durch das kleine Fenster in das niedere Zimmer und füllte es mit einem milden Licht. Neben ihr duftete die Rose, die Annerle gleich nach ihrem Eintreffen der noch Bewußtlosen auf die Brust gelegt hatte – und dicht, dicht neben ihrem lauschenden Antlitz fühlte sie den leisen Atem des kleinen Wesens, dessen Regung sie noch vor wenigen Stunden unter ihrem Herzen gespürt hatte. Sie berührte seine warme, seidenzarte Wange mit ihren Lippen, sie sog den süßen Duft nach Milch und Blumen ein, der den Neugeborenen anhaftet und der einer Mutter Sinne inniger berauscht als die Wohlgerüche aller Sonnenländer.

Sie träumte zurück in ihre frühe Jugend und lebte wieder die Stunde, da sie zum erstenmal ein Patenkind im Arm über die Taufe gehalten und sich nach der heiligen Handlung von den Gästen hinweggeschlichen hatte, als sie durchschüttelt von namenlosem Begehren und von dem Ahnen der wartenden Leiden schluchzend auf ihr Bett gefallen war.... Zwanzig Jahre hatte die Sehnsucht, immer Lager gestanden und mit heißen Händen an ihr Herz gerührt.

Zwanzig Jahre hatte dies heilig glühende Herz sich bezwungen im strengen Tempeldienst der Kunst.

Und nun kam die Erfüllung....

- - - Unbegreiflich schien es Cornelia, daß Mädchen und Frauen zu Müttern wurden im gegebenen alltäglichen Verlauf der Dinge. Nein: in Trümmer das bisherige Dasein – zerscheitert alle Vergangenheit – verbrannt alle Schiffe – so war es recht – so mußte es sein! So stieg aus

den grauen Salzwogen öder Schmerzen das grüne Eiland ihrer Mutterschaft der Geretteten
selig empor.

Zweiundzwanzigstes Kapitel

In der folgenden Nacht erwachte Cornelia mit einem seltsamen Unbehagen aus dem Schlafe. Sie lag eine Weile offenen Auges auf den Kissen, da fühlte sie etwas wie einen kleinen, eiskalten Wassertropfen am Rückgrat niederrieseln. Es wiederholte sich – die Kälte kroch ihr durch alle Glieder – leise begannen ihre Zähne zu knirschen, bis sie unwiderstehlich klappernd aufeinander schlugen – bis die Finger sich krümmten und alle Glieder wie geschüttelt von unheimlicher Gewalt ihr im Froste bebten.

Eine Weile danach löste sich der Krampf, nun kam die Glut des Fiebers – und sie wußte, was ein Fieber jetzt für sie zu bedeuten hatte.

Aus den Schatten der Dunkelheit kroch aufs neue das Entsetzen und hob sein Haupt und kam ihr näher und näher, legte die harte Hand umklammernd auf ihr zuckendes Herz und flüsterte ihr höhnend ins Ohr:

„Da siehst du es nun, was es heißt, sich gerettet glauben... Ich bleibe bei dir – du verstehst mich so gut – ich will noch manche Stunde an deinem Lager sitzen, bis du die allerletzten Schrecken leiden wirst... Mache dich nur gefaßt – was bis jetzt geschah, war nur ein Vorgeschmack gegen alles, was nun kommen wird...“

– 234 –

Der Spezialist aus Stuttgart und der kleine Dr. Schwärzle standen wieder an Corneliens Lager und bereiten und gaben ihre Verordnungen. Die Wöchnerin tat einige Fragen, welche den Ärzten zeigten, daß hier eine gebildete Frau klar und sicher ihren Zustand überblickte. Sie bat um schonungslose Wahrheit. Man erklärte ihr, daß die Gefahr einer Blutvergiftung allerdings bestehe – ebenso stark aber sei die Aussicht, sie durch die gewissenhafteste Befolgung aller Vorschriften abzuwenden.

Cornelie dachte an den Mangel der notwendigsten Sauberkeit in diesem armen Häuschen, wie im Hirne seiner Eigentümerin, und ein hoffnungsloschweremütiger Zug flog über ihr Gesicht. Der fremde Arzt beobachtete sie:

„Ja – wenn Sie nicht den Willen haben, gesund zu werden... Der Wille gehört dazu! Drei Wochen – wie ich Ihnen schon sagte – strenge auf dem Rücken liegen – keine unvorsichtige Bewegung – wenn Sie das aber nicht durchführen wollen...“

Cornelies Augen leuchteten zu dem Manne empor.

„Lieber Doktor – und wenn mir befohlen würde, jeden Tag vier Stunden auf einem glühenden Rost zu liegen, ich würde es gehorsam tun, um zu leben und gesund zu werden!“

Er drückte ihr warm die Hand.

– 235 –

Der Dr. Schwärzle und Cornelie wurden gute Freunde in dieser Zeit. Manche halbe Stunde verplauderte er an ihrem Lager. Sie nahm herzlich teil an seinen Großvaterfreuden und ihn fesselte das fremde Leben mit seinen starken Erschütterungen, das sich allmählich vor ihm enthüllte.

„Dagegen kommt einem nun so eine Existenz von einem schwäbischen Landarzt freilich arg schlicht vor,“ sagte er einmal mit seinem guten, humorvollen Lächeln. Cornelie antwortete ernst: „Seien Sie zufrieden, lieber Doktor – in solchem einfachen, arbeitsvollen Leben wie das Ihre, verbirgt sich unseres Volkes sicherste Kraft.“

Das Fieber, das sie noch immer spürte, das aber bald nicht mehr zu heftigen Ausbrüchen kam, störte sie nicht allzu sehr. Sie hatte nun wieder die gewisse Zuversicht, ihr Dasein werde nicht wie eine sinnlose Zufälligkeit enden, sondern seiner Erfüllung entgegen reifen.

Nach Verlauf einer Woche konnte der Stuttgarter Frauenarzt die Versicherung des Dr. Schwärzle wiederholen, daß die Gefahr so gut wie überstanden sei. Cornelie begann heiter zu lächeln, wenn Dr. Schwärzle sie trotzdem fort und fort zur Vorsicht mahnte.

Mit täglich neuem Entzücken genoß sie die Befreiung von dem Drucke hoffnungsloser Schwer-

mut, der viele Monate auf ihrer Seele gelegen hatte. Ihr Denken war klar, bestimmt und sicher – tausend Einfälle strömten auf sie ein – Bilder drängten sich in reicher Fülle in ihrer Phantasie, es war ein Opfer, daß sie jetzt auf geistige Arbeit verzichten mußte. Und dennoch war es freudige Erntezeit.

Der Frau Uffenbacher mußten wohl einige Zweifel über die Geschichte in dem grünen Heft aufgestiegen sein – am Ende hatten die Nachbarinnen nicht die genügende Zuversicht in ihre glänzenden Aussichten als Kindsfrau in London bei dem Lordmajor und seiner Gemahlin bewiesen. Auch kränkte es ihr leicht verletztes Ehrgefühl, daß Cornelia, ohne sie im mindesten um Rat zu fragen, ihre weitere Behandlung dem Dr. Schwärzle anvertraut hatte. Sie zog sich grollend zurück, betrat das Zimmer der Wöchnerin nur zu den notwendigsten Obliegenheiten und kümmerte sich wenig darum, ob das Kleine auch die genügende Menge Nahrung erhielt. Aber dafür hatte das rosenrote Fräulein schon in seinen ersten Lebenstagen einen ergebenen Freund gefunden, der sich mit Eifer seinem Dienste widmete. Das war der Bäck – der lange, schlackelige Ehegemahl der dicken Bäckerin. Er sorgte, daß die Milch rechtzeitig geholt wurde, und trabte nötigenfalls selbst mit dem Töpfchen auf den Gutshof – er stand am Brunnen mit

der Milchflasche und spülte, bis sie blitzte und blinkte. Wenn das in appetitliche weiße Jäckchen und gestickte Kissen gehüllte Dämchen nach dem Bade unten in der Wohnstube in einem Waschkorb zu schlafen pflegte, saß der arme, alte Quartalssäufer neben ihm, murmelte unverständliche Begeisterungsworte und starrte verzaubert in das süße Gesicht und auf die feinen Fingerchen.

Cornelia jedoch meinte, sobald das holde Geschöpfchen aus dem Bereich ihrer Augen entschwunden war, das Lager oft wirklich als glühenden Rost zu spüren, auf dem sie selbst sich gelobt hatte, geduldig auszuharren.

Nachdem Toni sich wieder regen konnte, schlüpfte sie herüber zu Cornelia, pflegte sie und diente ihr und der Kleinen mit der stillen, treuen Ausdauer, die so charakteristisch für das unhübsche Mädchen war.

Strahlend vor Glück hatte sie Cornelia die Sachen vom Schwesterle gezeigt, die die Mama ihr für das Xaverle gesandt hatte. Und der Papa versprach ihr beim letzten Besuch, Weihnachten dürfe sie heim kommen und man wolle ihr verzeihen. Cornelia spürte, wieviel tiefer das junge Geschöpf noch im Boden des Elternhauses wurzelte, als in der neuen Mutterschaft, die ihr kaum andere als unheimliche Gefühle wecken konnte.

– 238 –

Ihr Vater hatte sich nicht überwinden können, das Kind zu sehen. Jeden Abend besuchte Toni es bei der Frau Lebzelter, aber sie war schnell wieder oben bei Cornelien, wo sie dann eilig, wie von einer traurigen Pflicht befreit, das fremde, kleine Mädchen in die Arme nahm, es wiegte und mit ihm schön tat.

Cornelia verstand die arme Toni. Der Xaver war ein unerfreuliches Wesen, grünbleich von Farbe, mit zurückfliehender Stirn, tiefliegenden Augen und großen, abstehenden Ohren – es war, als habe das Verbrechen, das ihn gezeugt, ihm seinen Makel auf die Stirn gedrückt. Die Frau Lebzelter hatte manche Not mit ihm, er vertrug die Kuhmilch nicht und wimmerte fortwährend. Toni, der der strotzende Busen mit der üppigen Nahrung brannte und schmerzte, sagte geduldig: „Der Papa hat verboten, daß ich ihn anlege – damit das mütterliche Gefühl nit kommt.“

Und dennoch kam es dem jungen, gepeinigten Geschöpf – es brach auf wie eine gewaltsam zurückgehaltene Blüte und wendete all seine süße Glut dem anderen, dem fremden Kindlein zu. Cornelia überfiel oft eine tiefe Rührung, wenn sie sah, mit welchen weichen, sicheren Bewegungen der Liebe Toni die kleine Gerda tränkte, wie sie jede Veränderung ihres Äußern, jedes Zeichen der Ent-

– 239 –

wickelung mit ebenso scharfen Augen bemerkte, wie die eigene Mutter. Folgte ihre Blicke dem in der Wochenstube freundlich waltenden Mädchen, dann ging es ihr durch den Sinn: Wie geborgen ein Mann sein möchte, der sie zur Hüterin seines Hauses machen wollte. Eine Gefallene – sie würde es immer den Eltern bleiben, trotz der Verzeihung – sie, welche in Demut und Geduld gereift war zu einem gütigen Begreifen alles Menschlichen...

Und Cornelia dachte an sich selbst... Auch sie würde bis zu einem gewissen Grade den Menschen immer unheimlich sein.

Hatte sich ihr Charakter, ihre Gemütsart irgendwie zum Bösen verändert, dadurch, daß sie ein Kind bekam, ohne eine Ehefrau zu sein?

Ihr Denken war reicher, ihre Erfahrungen tiefer, ihr Empfinden voller und reiner geworden in diesen Monaten der Erwartung, sie empfand es mit dem tiefen Glück, mit dem jeder starke Mensch sich wachsen fühlt. Nun legte das Bewußtsein der gewonnenen Kraft ihr eine Verpflichtung auf, der sie sich nicht mehr zu entziehen dachte. Nicht in die Einsamkeit galt es zu fliehen. Nein – dort, gerade dort, wo man sie früher gekannt, wo sie früher gelebt und gewirkt hatte, dort wollte sie mit ihrem Kinde weiter leben, arbeiten und wirken. Zeugnis mußte sie ablegen für sich und für die

– 240 –

anderen, denen sie sich durch unzerreißbare Bande verbunden fühlte. Zwingen mußte sie die Menschen zur Achtung vor dem selbsterwählten Lebenslos, zu einer Anerkennung, die auch ihren verfolgten Schwestern zu gute kommen sollte.

Dreiundzwanzigstes Kapitel

Am nächsten Sonntag saß Frau Dr. Schwärzle, klein und freundlich, wie ihr Mann, an Cornelies Bett. Der Doktor hatte ihren Besuch angekündigt, und sie war nun gekommen, in ihrer schwarzen Spitzenhütchen, feierlich, wie sie zur Kommunion ging und zur Visite bei der Frau Gräfin, um Cornelia im Tränenhaus ihren Glückwunsch auszusprechen. Zwischen den beiden Frauen lag rosenrot und prächtig gleich der von Säften und Kräften strotzenden Knospe der hundertblättrigen Sommerrose die kleine Gerda und wurde nach Gebühren geprüft und bewundert. Dann ging es an ein zutrauliches Schwatzen zwischen der Großmutter und der Mutter, die an einem Tage zu ihren neuen Würden und Ehren gelangt waren. Die Herzen öffneten sich weit gegeneinander und einten sich in dem stillen Verstehen, das in solchen Stunden heimlich von Frau zu Frau geht. Jetzt war Cornelia nicht mehr die Ausgeschlossene, die sehnsüchtige Beobachterin – sie war nun aufgenommen als ein Glied in der Kette derer, die zu Hüterinnen der Zukunft berufen sind.

„Ich hatte Sie mir ganz anders vorgestellt,“ sagte die Frau Doktor endlich, und legte ihre harte Arbeitshand auf Cornelies blasse, blutlose Finger.

– 242 –

„Mein Mann hat Sie lieb gewonnen und verehrt Sie. Sie haben ihm so viel Geistiges, Schönes gegeben in dieser Zeit – dafür wollte ich Ihnen danken... Aber nun habe ich Sie selber lieb! Und ich wünsche, daß es Ihnen noch sehr gut gehen möge im Leben!“

Cornelia blickte ihr bewegt in das klare Gesicht.

Der Besuch war ihr wie eine freudige Verheißung für die Zukunft. Über wieviele steinige Wälle von Vorurteilen mußten die Menschen hinfort steigen, um zu ihr gelangen. Aber würde sie es nicht gut haben? Die Gleichgültigen und die Feigen, die würden schon draußen bleiben

hinter den Wällen – und wer bis zu ihr kam, den durfte sie mit frohem Herzen als einen Freund begrüßen.

Die Nachtlampe warf hinter einem Bande von Nietzsches Philosophie, den Bärbe sorgfältig als Schirm davor gebaut hatte, ihren friedlichen gelben Lichtkreis auf die Spiritusmaschine und die Milchfläschchen. Bärbes Atemzüge gemahnten Cornelia an das stille Sausen, mit dem der Sommerwind durch ein Weizenfeld fährt. Und wie im warmen Nest ein junges Vöglein sich rührt, bewegte es sich ab und zu ganz sacht im Innern des Kinderwagens. Cornelia lag wachend und

– 243 –

lauschte mit einem Erzittern von Glückseligkeit den süßen Tönen. Sie träumte von dem Wunder, das dort neben ihr in dunkler Nachtstille wuchs und sich bildete – wie schon der kleine, ein wenig unförmige Rosenklos der ersten Tage sich gewandelt hatte zu den feinen Zügen eines schönen Kinderantlitzes – wie schon die Augen eine bestimmtere Farbe erhielten, und einen Blick, der auf die Dinge umher zu schauen begann, wie die selten zart und sicher gezeichneten Brauen über diesen Augen dieselbe Ausdrucksfähigkeit, dasselbe feine Spiel sensitiver Nerven verrieten, wie es dem Vater eigen war. Diese sensiblen Brauen in dem aus absonderlichen Gegensätzen zusammengefügtten Männergesicht hatte sie stets am meisten geliebt – sie waren ihr am festesten in der Erinnerung geblieben..... Nun würde er bald kommen und mit ihr auf das Antlitz des Kindes niedersehen, das ihnen beiden Naturen gebildet, Züge aus beider Wesensart verschmolzen zu einem Neuen durchs Leben tragen mußte. Wie würde das Wiedersehen sich gestalten? Wie würde sie gegen ihn empfinden? Würde der Haß neu aufflammen – war er mit dem Blute, das sie für ihr Kind vergossen, wie etwas Totes, Ausgelebtes von ihr abgestoßen und endgültig entfernt? Konnte der Mann ihr ein Fremder – ein Gleichgültiger geworden sein vor dem Antlitz des Kindes, das seine Leidenschaft

– 244 –

gezeugt, das ihre Liebe in Zärtlichkeit und Wonne empfangen hatte –?

Sie wußte nichts – sie kannte sich kaum noch – sie mußte nur warten, wie alles sich gestalten würde. sie ahnte nur, daß ihr Wille nichts galt in diesem Spiel um ihre und ihres Kindes Zukunft, und gleich unvermögend mochte auch des Mannes Wille sich erweisen.... Unberechenbare, aus unergründeten Tiefen jäh empordringende Gewalten bestimmten am Ende alles....

Sie versuchte sich ein Leben an seiner Seite vorzustellen und ihre Phantasie versagte. Auch früher schon hatte ihr das niemals gelingen wollen. Nun hatte sie so lange, schwere Monate allein in der innigsten Gemeinschaft mit dem werdenden Geschöpfchen und ferne von ihm gelebt... Nein – er war ihr nur noch eine Schattengestalt – etwas Wesenloses, das an ihres Daseins Grenzen gespenstisch ihren Frieden bedräuete. Nicht mehr...

War es unklug, daß sie ihm erlaubte, zu kommen und das Kind zu sehen? Ein alter Respekt vor dem Recht des Vaters auf sein Kind, von dem sie sich nicht zu befreien vermochte – vielleicht tiefer noch: eine Achtung der Rechte des Kindes an seinen Vater....

Das war nun die erste Stufe hinaus zum neuen Leben, aus dem Zwischenland, darin sie in dämmernden Träumen gefangen gelegen.....

– 245 –

Leicht würde die hohe steile Treppe hinauf zum Licht des Tages ihr nicht werden. Der Atem würde ihr beim Steigen wohl manchesmal ausbleiben.

Und ihre Gedanken wandten sich von dem Manne – gingen alle Wege, die gegangen werden mußten, prüften alle Stationen, wo Marterkreuze standen, und alte Freunde mit Steinen in den aufgehobenen Händen.... Sie wollte sich durch nichts überraschen lassen. Es hatte ihr immer unbegreiflich armselig geschienen, wenn Menschen nicht den Konsequenzen ihrer Handlungen gegenüber zu treten wagten....

„Fräulein Cornelia,“ flüsterte die furchtsame Stimme der Bärbe aus den Kissen des Bettes an der gegenüberliegenden Wand, „sind Sie wach?“

„Ja, Bärbe – schon lange....“

„Fräulein Cornelia, mich graust es gerad'...“

„Warum graust es Sie denn, Bärbe?“

„Höre Sie nit? Es ischt ein Mäusle im Zimmer!“

„Ja – das ist nichts neues. Schlafen Sie nur weiter. Das Mäusle frißt Sie nicht – Sie große, dicke, furchtsame Bärbe!“

„Fräulein Cornelia – 's ischt in der Lade vom Kommödle.... Ich mein' als gerad', es knuspert an dem dicke Buch, wo Sie geschriebe habe....“

„Bärbe!“ schrie Cornelia, plötzlich hell wach, „springen Sie, und holen mir mein Buch heraus!“

– 246 –

Es ist die Arbeit eines Jahres, wie konnte ich sie nur so ganz vergessen!“

„Ha, Fräulein Cornelia,“ stöhnte die Bärbe, „das tu' ich einmal nit! Ich kann kei Mäusle sehen, seit mich als Kind eins bisse hat!“

Die starkknochige Frau kam langsam unter dem Federbett hervor. Unschlüssig stand sie im Hemd mit den hängenden roten Zöpfen im unsichern Licht des Nachtlämpchens. Cornelia sah, wie sie vor Angst zu zittern begann und sich am Bettpfosten hielt.

Das Mäuslein knasperte und raschelte mit den Papierblättern. „Der Seelenzustand des modernen Kulturweibes“ schien ihm gerad' recht zu einem Rest für seine junge Brut.

Cornelia fühlte das milde Klopfen ihres Herzens. Plötzlich wußte sie wieder, was dieses Werk ihr bedeutete.

Die Bärbe aber barmte: „Fräulein Cornelia, ich kann's nit über mich bringe.... Ich mein' gerad', mich müßt' der Schlag treffen oder ich krieget die Krämpf'“

Da war Cornelia aus ihrem Bett heraus, und mit ein paar Sätzen an ihrer Kommode. Sie riß die Lade auf, riß ihr Manuskript heraus – die Maus entfloh mit einem sonderbaren Pfiff – und Cornelia lag wieder in ihren Decken, die Arbeit unter dem Kopfkissen geborgen.

„Ja – Fräulein Cornelia, könne Sie aber springe.... der Herr Dr. Schwärzle hat doch gesagt, Sie dürfet sich nit rühre....“ rief die Bärbe bewundernd.

„Das hat er freilich gesagt,“ antwortete Cornelia lachend. „Aber wenn doch meinem Kind Gefahr droht! Das Buch ist auch so eine Art von Kind, Bärbe.“

Die Bärbe kam zögernd und noch immer furchtsam nach dem Kommödle schielend, an Corneliens Bett.

„Ja, sein Sie mir nur nit bös‘, Fräulein Cornelia,“ bat sie treuherzig. „Schau’n Sie – es hat ein jedes etwas, wovor’s ihm halt graust!“

„Meine gute Bärbe,“ sagte Cornelia, „ich bin auch nicht böse. Es hat ein jedes etwas, wovor’s ihm halt graust.“

Sie streckte die Glieder und dachte lächelnd im Einschlafen: „Nur eine Maus....“

Vierundzwanzigstes Kapitel

Annerle, die einmal wieder für einige Tage bei der Frau Uffenbacher eingekehrt war, weil sie nicht so recht wußte, wo sie sich sonst aufhalten sollte, war im Verein mit der Toni beschäftigt, das Zimmer des Fräulein Cornelia wohnlich herzurichten. Die Mädchen wußten: heute erwartete das Fräulein Cornelia Besuch und konnten sich nicht genug tun im Putzen, Abstäuben und Ordnen. Über das tabakduftige Kanapee ergoß das Annerle ihr ganzes Veilchenparfüm, so daß eine neue Nuance in der Geruchssymphonie entstand, welche seine zerschlissenen Polster umspielte. Auf Tisch und Kommode prangten rot und blau und gelb die letzten Herbstblumen aus den bunten Vorgärtchen der Witwen in der unteren Dorfstraße. Die kleinen Fenster waren weit geöffnet, als sei es mit einem Male wieder Frühling geworden – so linde floß der Sonnenschein ins Zimmer, so warm spielten die Luftwellen um Cornelies Stirne. Noch immer war sie durch den strengen Befehl des Dr. Schwärzle ans Lager gebannt – sie wußte selbst nicht so recht, warum, denn sie fühlte sich frisch und wohl.

Und sie hatte sich auch geschmückt, in einem wunderlichen Stolz und Selbstbewußtsein – sie wollte keinen mitleiderweckenden Eindruck hervorrufen.

– 249 –

„Ha,“ rief das Annerle, „jetzt hol’ ich aber einen Spiegel, jetzt müssen Sie schauen, Fräulein Cornelia, ‘s ischt gerad’ zum Staunen!“

Cornelia blickte in das Glas und war verblüfft über das in den zartesten Farben schimmernde Gesicht mit den dunkel leuchtenden Augen, das, umrahmt von einem feinen, alten, spitzenbesetzten Schleiervuch, wie ein ihr fremdes, unbegreifliches Bild auf den weißen Kissen ruhte.

Die Mädchen gaben ihr die kleine Gerda in die Arme, Annerle küßte sie hungerissen und flüsterte ihr ins Ohr: „Am End’ gibt’s doch noch eine Hochzeit!“

Cornelie schüttelte lächelnd den Kopf. Sie war über sich selbst verwundert – wie froh und leicht ihr zu Sinne war. Das schöne Kind an ihrer Brust war ihre Rechtfertigung – ihre Mutterschaft war wie ein goldenes Gitter um sie her.

Rubi Imgart kniete vor ihrem Bett, sein Kopf lag an ihrer Schulter, sie hatte den Arm um seinen Hals gelegt und küßte ihn auf das kurze blonde Haar. Ein Strom von mütterlicher Liebe ergoß sich aus ihrem Herzen, überflutete den Mann, löschte alle Vergangenheit, erlöste sie von jedem Haß, von jeder Kälte....

Sie tauschten leise zarte Worte, wie Menschen tun, die sich hüten müssen, Wunden zu berühren.

– 250 –

Aber Cornelie wurde fröhlich und sicher, während sie ihm das Kind zeigte und von ihm zu sprechen begann. Um sie her war es wie draußen in der Natur: ein linder, fast unheimlich süßer, warmer Sonnenschein, eine milde Frühlingsluft – in der man doch den Hauch von welkenden Blumen, von moderndem Laube spürt – den herben Duft des Herbstes....

Es war ein sanftes Staunen zwischen ihnen, daß es so schön war, wieder beisammen zu sein, und ein zitterndes Bangen, daß es ja doch nicht bleiben könne und ein inneres Danken, weil sie sich diese friedvoll goldene Stunde gegenseitig schenken durften.

Und dann wollte er Abschied nehmen.

Da stieg es wie ein letzter Schrei der Sehnsucht aus ihrem Herzen: „Bleibe noch bei mir – gehe noch nicht!“

Aber ihre Lippen flüsterten es nur leise und scheu und sie sah auch gleich, daß ein Schatten, eine Unruhe über sein Gesicht flog.

„Sieh‘ – was soll ich bei dir – du bist noch krank – du kannst mir jetzt nichts sein....“

Ihre Augenlider schlossen sich für die Dauer einer Sekunde.

„Gewiß – du mußt wohl gehen,“ sagte sie freundlich.

„Ich werde auch erwartet, du weißt....“

„Ja – ja....“

Er küßte sie sacht. „Du bist mir nicht böse? Später – nicht wahr?“

Sie antwortete nicht, der Blick ihrer Augen ging an ihm vorüber und senkte sich auf das Kind an ihrer Seite.

Cornelie wußte nun, daß sie allein bleiben mußte. Und es war gut so.

Der Frau Uffenbacher zerrann ein lockender Zukunftstraum, als sie den Mann in der Lodenjoppe, den zerbeulten Filz auf dem kurz geschorenen Kopf, mit dem rüstigen Schritte des Wanderers, der nach fernen Zielen strebt, die Straße zum Bahnhof hinabgehen sah. Das war nun und nimmer der Lordmajor von London und niemals würde sie in der goldenen Kutsche durch die jubelnde Menge fahren.

Aus Rache über die Enttäuschung steckte sie am nächsten Morgen die kleine Gerda mit dem dicken Ziehkind und dem Säugling der Luis in ein Badewasser.

Nach einer Woche rüstete sich Cornelie zur Abreise.

Das Annerle gestand ihr, daß der Hans am Tage von Corneliens Entbindung im Tränenhaus

gewesen und ihr Stöhnen gehört habe. Nun sei er mit einem Male bereit, dem Annerle eine Filiale einzurichten.

„Und für den Buben macht er's notariell – wenn einmal sein Vater gestorben ist,“ fügte sie hinzu.

Cornelie fragte, ob Annerle nicht ihre Kinder zu sich nehmen könne, wenn sie einmal selbständig geworden sei.

Aber das Annerle meinte, das dürfe sie den Alten nicht antun.

„Wenn der Kommerzienrat nit wüßt‘, daß ich mehr vom Geschäft versteh‘ als die andern Mädels miteinander‘, würd‘ er’s eh‘ nit erlauben, daß ich eine Filial‘ krieg‘. Jetzt kann ich doch für meine Kinder schaffen und bring‘ auch dem Hansel einen Nutzen.“

So sah Cornelia die beiden guten Kinder, die ihr zumeist lieb geworden waren, auf dem Wege zu sicherem, tüchtigen Leben. Cornelia umarmte sie innig und mit heißen Tränen hingen die Mädchen ihr am Hals, als es zum Scheiden ging.

Einsam war sie gekommen, nun gab eine Schar seltsamer Freunde ihr das Geleit. Die Uffenbacherin, das kleine Fräulein würdevoll auf den Armen tragend, ging mit manchem guten Ratschlag und schier gerührt über die Feierlichkeit dieses Abschiedes an ihrer Seite. Es fehlte nicht der Bäck und seine

– 253 –

Bäckin; die Hanne mit dem Versuchskind, das Annerle, die Toni und die Luis, die rote Bärbe, die Cornelia heim begleiten sollte und ihre Freundin, die Fischerin. – Es traten auch der kleine Dr. Schwärzle und seine freundliche Frau mit Blumen und Abschiedsgrüßen vor ihre Haustür. Fast wie ein Taufzug anzuschauen wandelte die lange Reihe Leut‘ die Landstraße zum Bahnhof hinab – die Landstraße, auf der Cornelia im Laufe dieses Sommers so viele Menschen mit so vielen Schicksalen beladen, hatte kommen und gehen sehen; vorüber an den Häuschen der Witwen mit den Vorgärten, darin im blassen Novembersonnenschein die Kinderwagen standen.

Hinter ihr blieb das Tränenhaus, das sich seines sommerlichen Blütenschmuckes entkleidet, als die armselige, baufällige Hütte, die es in Wirklichkeit war, unter dem knorrigen Gerippe des alten Birnbaumes an die Hügelflanke schmiegte. Cornelia schaute zurück und umfaßte es mit einem langen, zärtlichen Blick.

Hier hatte ihr Glück die Augen zum Lichte geöffnet – hier hatte ihr Kind zum ersten Male gelächelt.

Vor dem Bahnzug stehend, nahm sie das kleine Mädchen aus den Armen der Uffenbacherin entgegen und drückte es mutvoll und freudig an

ihr Herz. Wieder umfaßte ihre Hand liebkosend sein festes, rundes Köpfchen, das ihr fast das Leben gekostet hatte, und dabei dachte die Mutter: Gott erhalte dir deinen harten Schädel und einen harten Willen geb' er dir dazu, denn beides kann ein Weib gebrauchen.

Ende

Getrud Franke Schievelbein

Liebeswerben

Roman

Berlin W

F. Fontane & Co.

1897

Das Tränenhaus

Roman

von

Gabriele Reuter

Achte Auflage

Von Gabriele Reuter ist im gleichen Verlage erschienen:

Auß guter Familie. Roman. Achtzehnte Auflage.

Der Lebenskünstler. Novellen. Dritte Auflage.

Frau Bürgelin und ihre Söhne. Roman. Sechste Auflage.

Ellen von der Weiden. Roman. Sechste Auflage.

Frauenseelen. Novellen. Vierte Auflage.

Liselotte von Neckling. Roman. Sechste Auflage.

Das böse Prinzesschen. Märchenspiel.

Wunderliche Liebe. Novellen. Vierte Auflage.

Der Amerikaner. Roman. Sechste Auflage.

S. Fischer, Verlag, Berlin

1909



Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung vorbehalten.

Published, October 30, 1908. Privilege of copyright in the United States reserved under the act approved March 3, 1905 by S. Fischer, Verlag, Berlin.

Das Tränenhaus

Erstes Kapitel

Satte Cornelle geschlafen und hatte sie geträumt? Es geschah ihr in der letzten Zeit öfter, daß sie aus wachem Sinnen in einen Zustand halben Schlummers hinüberglitt, in dem dann seltsam deutliche Bilder von Dingen, die waren und von solchen, deren Zusammenhang sie nicht zu enträtseln wagte, vor ihrem inneren Auge sich formten und oft schon, während sie sich bildeten, wieder zer-rannen. Und so mochte es wohl auch jetzt gewesen sein. Sie ruhte unter einem großen alten Lärchen-baum, dessen hellgrüne Nadelbüschel an den grau-rissigen Zweigen bewegungslos über ihr hingen. Die Luft des südlichen Frühlingsmittages war still und warm. Ihre Augen blickten zwischen erzitternden Wimpern, geblendet von der sonnenflimmernden Helle auf die üppige Farbenschönheit der Blumen-wiese. Ein feines Surren und Sirren, ein Flirren und Säuseln schwebte über dem Gräsergewoge. Es war als spielten über all den bräunlichen Rispen, den bunten Kelchen die Geister der Sonnenstrahlen eine auf- und abschwellende Melodie auf den Saiten der Luft. Und dieses leichte Klingen war der einzige Ton in Nähe und Weite. Die Felsen standen totentstill, die Häuser der Menschen in dem schönen Thal lagen weit von hier, der Himmel spannte sich in einer blassen milchartigen Helle über die Welt, lautlos

stiegen die Wellen schweren Würzduftes aus Orchisblüten und Thymian.

Und alle Schmerzen schliefen. Sie waren betäubt von den Düften und der Wärme und der stillen Einsamkeit.

Cornelie lächelte entrückt. Sie sah es doch wieder . . . wie war das nur? Sie sah das Bild in zauberisch dünnen und doch deutlichen Umrissen inmitten der zitternden Luft über der Blumenwiese schweben.

Es war etwas wie ein hölzernes Gartengitter, mit einem Pfortchen . . . In dem geöffneten Pfortchen, die Hand am Schlosse, stand das Kind. Es war ein Mädchen. Sein Haar, von einer feinen Goldfarbe, in der ein silbernes Schimmern webte, schmiegte sich eng an das schmale Gesicht. Die roten Lippen waren geöffnet, aus Scheu und Schelmerei — so als wollten sie gern ein lustiges Wort sagen und getrauten es sich doch nicht. Am deutlichsten aber war der Blick der hellgrauen und sehr großen Augen, denen Vertrauen und Schüchternheit und das Glück des Spiels eine wunderbar holde Bedeutung gaben.

Um den Ausschnitt seines Kleides hatte das Kind kleine Büschel rosigter Blumen gesteckt, so daß das Köpfchen sich wie aus einem zarten Kranze erhob, aber als Cornelie mit den Augen blinzelte, um die Art der kleinen Blumen deutlicher zu sehen, da war das Bild zerronnen. Sie schloß die Lider und streckte

sich in dem sonnenwarmen Grase aus, den Kopf auf den Arm gelegt. Das Lächeln war noch immer um ihren Mund, der in den letzten Wochen gramvoll und blaß geworden war, wie der Mund einer alten Frau. Sie genoß das eben Geschaute — mochte es nun Traum oder Vision gewesen sein — in tief beseligter Erinnerung.

So schön würde ihr Kind werden, so hold und lieb würde es sie einmal anschauen. — Sie tat einen tiefen Seufzer, der nicht nur ein müdes Stöhnen dumpfen Leidens, der ein Verlangen war nach Stärke und Zuversicht.

Eine Weile später raffte sie sich auf, suchte das kleine Nähzeug, an dem sie nur wenige Stiche getan hatte, zusammen und erhob sich um heimzukehren, denn es war Mittagszeit. In dem ländlichen Wirtshaus neben dem kleinen Bahngelände wohnte sie. Während sie eintrat, begann sie zu denken, daß sie hier bleiben möchte, wo niemand sich um sie kümmerte, wo die Natur ihr lieb war, und so traumverlorene Morgenstunden vor ihr lagen, wie die heute genossenen, die auch dem kleinen Leben unter ihrem Herzen wohl tun mußten. Das war doch nun das einzige, worauf für sie noch etwas ankam.

Es schien ihr zum erstenmal, daß auf diese Weise das Unmögliche möglich, das Unerträglich erträglich werden könne — zum erstenmal seit sie — halb

irrsinnig vor rasenden Schmerzen — geflohen war aus ihrem bisherigen Leben, geflohen, wie man mit Todesangst, mit wilder Hast aus einem Hause flieht, dessen Grundfesten in jähen Erdstößen erbeben, wo Mauern und Decken in erstickenden Staubwirbeln zu Trümmern um uns her zusammenstürzen.

Schon jetzt wußte Cornelia nicht mehr, wie sie auf den Bahnhof gekommen war, sie erinnerte sich nicht mehr, welcher Art der Abschied von ihrer Mutter gewesen und welche Worte dabei gesprochen wurden. Ihre Reise hatte kein Ziel gehabt. Man hatte ihr Adressen von Pensionen und Kurorten mitgegeben, aber sie sah sie nicht einmal an. Als der Abend dunkelte, erblickte sie, während der Schnellzug einige Minuten hielt, die einsame Station, neben der ein kleines Wirtshaus lag. Da stieg sie aus, man reichte ihr das Köfferchen aus dem Wagen, sie trat in das Haus und fragte, ob sie ein Zimmer haben könne. Ja, man hätte ein Zimmer für Touristen. Ob sonst noch Fremde hier seien? Nein, man wäre eigentlich nicht für Herrschaften eingerichtet.

Das war ihr genehm. So blieb sie. Nun schon drei Wochen. Niemand achtete auf ihr Kommen und Gehen. In der Gaststube wurde es nur abends lärmend, wenn die Bahnarbeiter dort ihren Schoppen tranken und die heißblütigen Südtiroler mit ihren italienischen Grenznachbarn in Streit gerieten. Desto

stillter war's im Herrenstüble. Dort wurde ihr das Gedeck am anderen Ende des Tisches gelegt, an dessen oberer Ecke der Stationsvorsteher seinen Platz einzunehmen pflegte. Ein alter schweigsamer Jungeselle, der seit fünfzehn Jahren die Strecke beaufsichtigte. Neben ihm saß stets ein stiller junger Mann, der, gleichfalls im Eisenbahndienste, die Strecke für die nächsten fünf Jahre zu besichtigen verpflichtet war. Einmal wollte sie den Jüngeren fragen, wie er solche Zukunftsaussicht ertragen könne. Aber schließlich war sie doch zu gleichgültig, um die Frage zu tun. Übrigens interessierte er sich für Botanik. Die beiden Männer rauchten schweigend nach den Mahlzeiten ihre Zigarren, dann gingen sie mit verdrossener Pünktlichkeit an ihre, Cornelian völlig rätselhaften Obliegenheiten.

Sie lag die Nächte meist wachend, hörte die Schnellzüge, die zwei Welten miteinander verbanden, durch das dunkle weite Tal brausen und litt noch einmal in jeder qualvollen Einzelheit alles schon unzählige Nächte Durchlittene. Am Tage überfiel sie oft eine unbezwingliche Schlassucht. Wenn sie bei ihrer begonnenen Arbeit saß, sank ihr mitten im Satz der Kopf auf das Manuskript und sie wußte später kaum, wie lange sie in so unbequemer Lage geschlummert hatte. Auch wenn sie langsamen Schrittes in dem blühenden Lande, dessen Lieblichkeit sie sah, ohne sie zu empfinden, ziellos umherwandelte, mußte

sie sich oft niederlegen. Eine Gleichgültigkeit kam über sie, die einem Entschwinden jeder geistigen Fähigkeit glich. Es war ihr schwer, danach den Weg zum Wirthshaus zurückzufinden, sie wußte auch am nächsten Tage nicht mehr, welche Straße sie eigentlich gegangen war. Nur dem Umstande, daß die Station so weithin sichtbar im breiten Talgrunde lag, hatte sie es zu danken, daß sie sich nicht öfter peinvoll verirte. Sie machte deshalb auch keinen der Ausflüge, die ihr die Wirtin zuweilen empfahl, denn sie konnte sich nicht zum geringsten Interesse für die berühmten Punkte der Gegend ermuntern.

[Sie wollte ja nur auf irgend eine Weise so viel Kräfte sammeln, um ihre Arbeit, ihr neues Werk zu fördern und in den nächsten Monaten zu beenden. Hatte sie um das Leben des kleinen Geschöpfes, das unter ihrem Herzen wuchs, so hart kämpfen müssen, hatte sie alles dafür hingegeben, was ihr bisher wertvoll geschienen, alle Reinheit und Ehre und Frauenwürde, und zuletzt auch alles Liebesglück, so durfte es nicht verhungern, wenn es auf die Welt kam. Sollte sie selbst bei seiner Geburt sterben, was sie erwartete, und so weit sie noch etwas zu wünschen vermochte, auch wünschte, so mußte sie doch für ihr Kind sorgen. Ihr neues Werk sollte ihr die Mittel geben, um dem unaussprechlich verlassenen Wesen Freunde zu erwerben, die sich, wenn auch nicht aus Liebe, so doch

um des Verdienstes willen seiner annahmen, es pflegten und groß zogen.]

So stark war dieser Instinkt, der den Vogel sein Nest bauen und die Fuchsin für ihre Jungen ihre Höhle graben läßt, in Cornelia lebendig, daß ihre Arbeit, wenn auch langsam, doch stetig fortschritt. Freilich hatte sie sie in einer früheren Zeit komponiert, hatte sie seit Jahren energisch und oft durchdacht. Sie brauchte nun nur in das aufgespeicherte Material zu greifen, um es zu formen. Doch kam sie oft bis zu einem müden Verwundern, daß Worte und Sätze, die sie in einem Traumzustande niederschrieb, dennoch Zusammenhang und Farbe und Leben bekamen. Und sie irrte sich nicht — das Werk besaß ein blutwarmes Leben, für welches sie sich kaum noch verantwortlich fühlte. Es wuchs und wurde fein und stark, gleichsam aus sich selbst voraus genährt von einer Zeugung, welche weit zurück lag. Aber war nicht alles in diesem Dasein voll ungeheurer, verworrener Rätsel, warum sollte denn die geistige Produktion davon ausgenommen sein? Sie verstand nichts mehr davon.

[Es war eine vermessene Torheit gewesen, daß sie sich einmal für eine von den Ausgewählten gehalten hatte, die den Menschen etwas von diesen Rätseln zu deuten vermochten. Nein, wenn sie ehrlich sein wollte, sie selbst hatte sich nie dafür gehalten. Man hatte sie, wie es ihr schien, mit allzu

wenig Berechtigung zu dieser Ausnahmestellung unter den Frauen erhoben. Unter den Blinden ist der Einäugige König hatte sie oft denken müssen, als die ersten Zeichen zu ihr gedrungen waren, daß ihr Buch „Beiträge zur Psychologie der Frau“, welches vor einigen Monaten erschienen war, ein ungewöhnliches Aufsehen, nicht nur unter den Frauen, sondern fast mehr noch unter den Männern erregte. Und dies geschah, trotzdem sie sicher war, nur ihr Selbstverständliches geschrieben zu haben und trotzdem sie versucht hatte, ihrer ganzen Natur entsprechend, in der Art der Darstellung jede sensationelle Note zu vermeiden. Dachten die Menschen wirklich so wenig über sich selbst und ihre Beziehungen zueinander nach, daß schon die einfachen, zutage liegenden Beobachtungen, die Cornelia hier zusammengestellt hatte, hinreichten, sie in Erstaunen und Erschütterung zu versetzen?

Es mußte wohl so sein.

Hatte sie doch selbst erlebt, daß ein kluger Mann und einer, mit dem sie aufs Innigste vertraut zu sein glaubte, dem sie ihr Wesen stets rückhaltlos erschlossen hatte, als der Augenblick kam, wo ein höheres Verstehn zur Notwendigkeit wurde, hilflos und töricht versagte. Hatte er sie nicht damit am zerstörendsten beleidigt, daß er alle Grundbedingungen ihrer Persönlichkeit, ihrer Naturanlage mißachten zu können meinte?

War es ein absichtliches Nichtverstehenwollen, aus hartem Egoismus —? War es ein Unvermögen an Seelendelicatesse? Und worin lag die größere Hoffnungslosigkeit für sie?

Aber sie wollte den Mann jetzt gar nicht mehr erkennen oder beurteilen.

Sie konnte es einfach nicht mehr in dem rasenden Haß, der wie eine scheußliche Krankheit ihr Inneres zerrührte, ihre Nächte peinigte mit dem unerträglichen Verlangen, ihn mit ihren Händen zu martern, seine Not in Blut und Todesgrauen mit ihren eigenen Augen zu sehen, in der eifigen Gier nach Rache, wie nach einem letzten Besitzen . . .

Heut zum erstenmal war es ihr gewesen, als schaue sie das Flimmern eines goldenen Fadens, an dem sie sich festhalten, sich hinauszutasten vermöchte aus dem unaufhörlichen Kreisen um denselben Jammer, aus demselben dumpfen Umherirren in den dunklen Gängen tausendfacher Qualen, mit dem sie ihre letzten Seelenkräfte erschöpfte. Es gab doch irgendwo noch hellere, reinere Lüfte . . . Wenn sie nur dort hingelangen könnte. Wenn sie nur einmal fertig werden und vergessen könnte . . . Vergessen, soweit das Hirn sich zum Vergessen zwingen läßt . . . Sie hatte eine so große Sehnsucht nach dem Vergessen.

Die erste Bedingung dazu war wohl, daß sie nicht wieder in die alten Lebensverhältnisse zurück-

kehrte. Das einfachste war schon, sie blieb, wo sie sich befand.

Doch gab es ein Bedenken — eine sehr reale dumme Schwierigkeit. So einfach das Wirtshaus, so bescheiden der Preis für Zimmer und Mahlzeit auch sein mochte, es ging doch wahrscheinlich über ihre Mittel, für viele Monate hier zu wohnen. Sie mußte alles klar und kühl überlegen. Ihre Selbstständigkeit und damit der letzte Halt für ihre Selbstachtung ließ sich nur festhalten, wenn sie sich aufs Äußerste einschränkte. [Sie mußte scharf rechnen. Aber schon bei dem auftauchenden Willen, ihre Lage ganz klar und nüchtern zu bedenken, verwirren sich ihre Sinne bis zur halben Ohnmacht. Wollte sie einen Plan machen, einen Entschluß fassen, so sank sie in hilfloser Schwäche zusammen. Dann begann sie zu weinen, bis sie nichts mehr von sich selbst und allem, was sie quälte, wußte, und ihre Seele, losgelöst von Schmerz und Leid, sich nur noch in der Wollust der Tränen badete.]

Zweites Kapitel

Cornelie wanderte einen staubigen Pfad an einer hohen Mauer entlang. Das Grün von Bäumen ragte über das weiße Steinwerk, Glyzinien rankten das feine Gefieder ihrer graugrünen Blätter und die blauen Blüentrauben über den oberen Rand. Aus einem Pfortchen traten zwei Priester und schritten, leise Gespräche führend, vor Cornelie her. [Eine Frau in schwarzem Kleide mit mildem ergebenen Gesicht kam ihnen entgegen und neigte sich demütig über ihre Hände. Cornelie dachte, es müsse doch eine Erleichterung sein, Not und Reue so an eine bestimmte Stelle tragen zu können, um sie gleichsam auf diese Weise abzutun, statt allein einen Weg hindurchwühlen zu müssen.]

Es war gegen Abend, als sie den Marktplatz erreichte. Die Schatten lagen schon kühl in den Lauben. [Kleine Lädchen gab es hier unter den Steinbögen, mit bunten Tüchern, mit Bindfäden und Äpfeln, andere mit Kirchengewerten und vielen großen und kleinen Muttergottesstatuen von Porzellan, alle mit dem blauen Mantel und der vergoldeten Krone. Ein Hohn glitt Cornelian um den Mund. „Ja du — du — wie hast du dir deine Krone erschlichen?“ dachte sie voll Ingrimm. Und dann stand sie und sah lange auf die von Staub bedeckte

Auslage einer Buchhandlung: „Thomas a Kempis, Nachfolge Christi“, las sie, und „Das wundertätige Wasser von Lourdes“, „Die Flora von Südtirol“, „Fahrten durch das Pustertal“. Wunderlich genug schauten zwischen den andern zwei Bändchen mit grellen Bildern heraus. „Militärhumoresken“. Sie trugen einen Schriftstellernamen, den Cornelia hatte nennen hören, als sie ein Kind war.

Fremde Welt — fremde vermodernde Welt...

Neben dem Brunnen hielt ein Wägelchen, in dem ein Priester und eine alte Frau saßen. An dem breiten grauen Steinbecken lehnten ein paar Kaiserjäger und schwatzten. Ein Offizier ging, die schlanken Beine in sehr engen Hosen, das Spazierstöckchen lässig in der Hand schwingend, über den stillen Platz und verschwand im Postgebäude. Es schien Cornelian, als ob in dem unter weißem Staub versinkenden Städtchen nur Priester und Soldaten hausten. Die Frauen und Mädchen trugen alle schwarze Kleidung, man begegnete auf ihren Gesichtern immer wieder demselben Ausdruck verschüchterter Demut.

Raum zwei Stunden von hier lag ein großer Fremdensammelplatz. Dort zog sich das bunte Leben zusammen, und wie es denn oft im weiteren Umkreis solcher Brennpunkte doppelt öde zu sein pflegt, so fristete das alte Nest im schönen Tal sein Dasein nur durch die Residenz des Bischofs, durch ein

Priesterseminar und eine stattliche Garnison, deren Offiziere und Mannschaften sich untereinander so gut vergnügten, als sie es eben vermochten, und, wenn es anging, zu den belebteren Orten hinüberfahren.

Nach dem heitern Winterkurort hatte Cornelia ihre Hochzeitsreise richten wollen. Aber nun hingen die Kleider, die sie dazu vorbereitet hatte, daheim bei ihrer Mutter im Schrank und würden niemals getragen werden.

Plötzlich fiel es ihr ein, daß sie auch, wie vorhin der Offizier, über den Platz gehen und in dem Postgebäude nach Briefen fragen müsse. Sie hatte sich mehrere Tage lang nicht dazu aufrufen können. Aber nun mußte sie, daß sie doch wohl deshalb den Weg zur Stadt eingeschlagen hatte.

Sie nannte am Schalter mit einer heiseren, bedrückten Stimme ihren Namen, von dem sie vor drei Wochen geglaubt hatte, sie würde ihn nicht wieder nennen, sondern ihn für immer gegen einen anderen vertauschen. Der Beamte handigte ihr ein Paket Briefe und Drucksachen aus. Obenauf lag ein Schreiben in einem viereckigen grauen Hanfskuvert, von einer wunderbar-eigen sinnigen Handschrift adressiert.

Sie trat einige Schritte beiseite und hielt sich an dem Rand des Schreibpultes fest. Ihr Herzschlag flatterte in ihrer Brust wie der Flügel eines gefangenen Vogels.

Sie sah die kleine skurrile Handschrift mit dem großen Schwung der Anfangsbuchstaben, gegen die sie eine leise Abneigung nie hatte überwinden können, auch damals nicht, als sie die Briefumschläge, welche sie trugen, an die Lippen gedrückt und innig geküßt hatte.

Was hatten sie sich nach jenen letzten Abschiedsworten noch zu sagen?

Cornelie blickte zum Schalter zurück, wo der Offizier mit dem Beamten unterhandelte.

Die Annahme des Briefes verweigern — und dann nichts mehr . . . Sie tat einen Schritt vorwärts — ein Schwindel befiel sie . . . Der Angststrom einer jähen Hoffnung durchrauschte ihr Blut. Sie ging schnell auf den stillen Marktplatz hinaus und dort, im Gehen, mit zusammengebissenen Zähnen, öffnete sie den Umschlag und las.

Es waren nur wenige Worte.

Er versicherte sie seiner Freundschaft und bot ihr seine Hilfe an für den Fall, daß sie dieselbe bedürfen sollte . . .

Ein Almosen . . .

Sie knirschte mit den Zähnen, zerknitterte das Blatt in der Hand — eine Welle blinden Hasses schlug über sie hin und sie spie aus vor erstickendem, würgendem Ekel.

Dann zerriß sie den Brief in kleine Stücke und streute sie in die Luft und ging schnell weiter,

atemlos, doch immer schneller und schneller. Vor ihren Augen drehten sich schwarze, rote und gelbe Ringe, zerfloßen, wurden größer, kleiner, fausten durcheinander und lösten sich wieder, rote Fliegen, schwarze Punkte flogen durch die Kreise, haschten sich, vereinigten sich, trennten sich wieder.

Ihre Glieder zitterten in nervösem Frost, trotz der schnellen Bewegung in der lauen Luft und trotzdem von ihrer Stirne Schweißtropfen sich lösten und an den Schläfen niederrannen.

In ihrem Zimmer angelangt, riß sie den Hut vom Kopf, fiel auf den Divan und lag dort lange totentstill. Im Kopf hatte sie ein Gefühl, als schlage sie jemand in regelmäßigen Pausen mit einem stumpfen, schweren Instrument auf den Schädel.

Endlich fühlte sie Hunger, den unbezwinglichen Heißhunger der schwangeren Frau. Ein bitterliches Lächeln der Selbstverachtung kroch über ihre erstarrten Züge. Schwer und widerwillig stand sie auf. Die Beine hingen ihr gleich Bleisäcken am Körper. Wie eine ganz alte Frau schlich sie zum Spiegel, ihre Kleidung zu ordnen. Sie fror noch immer so entseztlich. Wild starnte das Haar um das ergraute, wie zu Asche gewordene Antlitz, ihre Augen sahen ihr aus dem Glase mit erloschenem Blick entgegen. Sie kämmte sich, setzte einen Hut auf und zog den Schleier hinunter. So ging sie

in die Gaststube und ließ sich eine Omelette bereiten. Sie aß ein paar Bissen, versuchte etwas Brot und einige Schlucke Wein zu genießen und erhob sich dann wieder.

Langsam, ohne irgend etwas um sich her zu sehen, kehrte sie in ihr stilles Zimmer, wo niemand sie stören durfte, zurück. Sie war nun ganz ruhig geworden und sehr müde. Sie war fast gewiß, daß sie in der Nacht schlafen würde.

Der Brief hatte ja kommen müssen.

Sie wußte jetzt, daß sie ihn erwartet hatte, alle Tage und alle Nächte. Auch dieses war nun erlitten und konnte so nicht noch einmal gelitten werden.

Sie sah es erst an diesem Abend ganz deutlich, wie etwas in ihr noch immer geglaubt hatte, unter allen Irrungen und Krämpfen der Liebe müsse ein Unzerstörbares sie ewig verbinden . . .

Und wie sie immerwährend darauf gewartet hatte, daß es sich gerade jetzt in seiner Kraft offenbaren müsse. Ja — wirklich — sie hatte noch immer geglaubt, daß er sie nach dem letzten Kampf und Abschied dennoch rufen werde, ihm schwesterlich beizustehen in der Wirrnis, durch die sie beide sich tasten mußten . . . Und sie hatte tief geschauert vor allem, was ihr in solchem leidvollen Verkehr an heimlichen Qualen bevorstand und hatte doch gewußt, sie werde seinem Rufe folgen müssen,

getrieben von dem Haß und der Liebe, die eins geworden waren in ihr.

Am offenen Fenster stand sie im Dunkel, streckte die Arme und sog die duftenden Lüfte der Frühlingnacht in die von Schmerzen verbrannte, wundete Brust. Und sie wurde stiller und stiller. Sie hob die Hände, strich über Haar und Schläfen.

Vorbei — — vorbei — — vorüber . . .

Nun durfte sie den Namen des Mannes aus ihrer und ihres Kindes Zukunft löschten.

Nun lag das Zukünftige vor ihr als ein weißes leeres Blatt, mit frischen, noch nie versuchten Schriftzügen, noch unbekanntem Figuren zu bedecken.

Ein neu Beginnen.

Cornelie atmete tief und befreit. Jetzt wollte sie das Dasein wieder leben. Wollte es mit ganzem Willen leben!

Sie zündete die Lampe an, um die übrigen Postfächer durchzusehen. Ein Briefchen ihrer Mutter handelte von kleinen häuslichen Dingen und fragte, wann Cornelie heimkehren werde. Ihre Mutter ahnte noch nicht, was vor ihr lag. Die Arme. Mein gutes, altes, liebes Kind, dachte Cornelie sorgend, wie kann ich dich am besten schonen — wie kann ich dich an allen Schrecken, die deiner warten, linde vorüberführen?

Während sie ihre Kleider abzulegen begann, versuchte sie sich das neue Leben vorzustellen.

[War ihr Kleines erst geboren, so konnte sie in einem der Seitentäler dieses Berglandes ein bescheidenes Besitztum mietweise oder vielleicht auch zu eigen erwerben. Hier, wo keiner von ihnen wußte, wo sie sicher sein konnten vor Demütigung und Schande, waren ihnen friedevolle Tage doch wahrscheinlich.] Der Winter war hier zeitig vorüber, wurde schnell abgelöst von einem üppig blühenden Frühling.

Die alte Frau konnte im Garten sitzen, sich an Sonne und Blumen laben. Das Kind würde in schöner Freiheit erwachsen und die Menschen, vor denen Cornelian graute, blieben ihnen fern. Ihr schwebte etwas von einem Namenswechsel vor. Nur auslöschen alles Vergangene.

Die täglichen Bedürfnisse aufs äußerste einschränken, um unabhängig und einsam bleiben zu dürfen.

Eine tägliche Arbeit, mit der sie Brot und Kleider verdienen konnte, würde sich finden lassen — davor war ihr nicht bange. Sie sah sich in ländlichem Schaffen, das ihr aus einer frühen harten Jugendzeit her nicht fremd war, sah sich im Garten und im Weingelände wirken, sah das kleine Mädchen im kurzen Röckchen und barfuß neben ihr traben, hörte sein Lachen . . . Cornelia Reimann, die eine kurze Weile von der Mode auf ihren bunten, üppigen Thron gehoben worden, war nur noch eine halb vergessene Erinnerung.

Wie schön, befreit zu sein — wiederholte sie einige Male, wie man eine Zauberformel murmelt oder einen Segensspruch.

Als sie sich niedergelegt hatte, nahm sie den Brief ihrer Mutter noch einmal zur Hand. Da traf sie auf eine Bemerkung, die quer über den Rand geschrieben, vorhin von ihr übersehen worden war und welche lautete:

„Weißt Du auch, daß Frau von Bdkerling Dich in den nächsten Tagen auffuchen wird. Sie hat sich in Deiner Nachbarschaft für einige Monate eingemietet, sie sucht doch immer etwas Besonderes! Ich fürchte, es wird Dir nicht lieb sein, daß ich ihr Deine Adresse gab, aber es war nicht möglich, sie ihr zu verschweigen, da ihr ja gute Freundinnen seid. Es ist auch wohl nicht recht, daß Du Dich so sehr in die Einsamkeit vergräbst.“

Cornelia legte mit kalten Fingern das Blatt auf den Nachttisch zurück und löschte die Lampe.

Nach einer Weile war ihr Gesicht naß von Tränen. Angst und Hilflosigkeit überwältigten sie nun wieder vollständig. Ein neues Versteck suchen? Sie weinte, bis Tuch und Rissen durchtränkt waren und sie mit einem salzigen Geschmack auf den Lippen plötzlich in die Bewußtlosigkeit eines schweren Schlafes sank.

Drittes Kapitel

Das kleine Haus lag in einer freundlichen Wiesengegend Württembergs. Oben auf dem höchsten Punkt des lang hingestreckten Hügels hob ein graues Grafenschloß seine Dächer über das Grün der Parkbäume, die Dorfstraße mit den Bauernhöfen zog sich auf dem Rücken der Erdhebung entlang. Unten, wo der helle junge Fluß durch Weidengebüsch und über weiße Kiesel plätscherte, gab es freilich noch eine zweite Straße. Hier wohnten nur arme Weiblein in bescheidenen Hütten, mit winzigen, blumenreichen Vorgärten.

Das kleine Haus aber lag ganz allein und abseits von den beiden Dorfstraßen, am linken Abhang des Hügels, in seine Flanke gleichsam verschüchtert hineingedrückt. Der Weg, der vom Dorf zu ihm hinunter führte, war steil und steinicht, voller Löcher und Pfützen. Rechts und links neben den Schlehdornhecken wuchs ein Gestrüpp von Brennesseln. Alles zeigte, daß niemand ein Interesse daran nahm, den Pfad in gangbarem Zustande zu erhalten. Er führte ja auch nur zu einem Gehöft notorisch vermommener armer Leute, und weiter zu dem kleinen Häuschen, von dem die Frauen im Dorf mit einem gewissen halblauten Ton der Scheu redeten, und die Männer mit einem zweideutigen Grinsen.

Freundlich genug schaute es aus unter dem großen blühenden Birnbaum, durch den die Bienen summten. Helle Gardinen hingen vor allen Fenstern, und seine stattliche Eigentümerin stand meistens würdevoll vor ihrer Türe, irgend etwas Gutes zwischen ihren großen weißen Zähnen behaglich kauend, während die kleine Schar ihrer Gäste um sie her auf der Schwelle oder auf der Bank an der Hauswand zu hocken pflegte, gähmend, träumend oder schwazend, wie es sich eben fügen mochte.

Die Gäste waren das Bedenkliche in diesem kleinen Hause, von dessen Türe man unendlich weit ins Land schauen konnte, über das heitere Flüsschen hinweg, bis zu den duftigen Umrissen der Schweizeralpen fern am wolkigen Horizont, und das doch trotz dieser weiten und freien Aussicht so schüchtern sich hinter der Hügelflanke versteckte.

Scheue und stille Gäste waren es, die das kleine Häuschen beherbergte. Meistens trafen sie in der Dämmerung bei der stattlichen Frau Uffenbacher ein. Sie trieben dann eine Weile in dem Hüttchen ihr geheimnisvolles Wesen, — blasse Mädchen mit unförmigen Gestalten, die zu zweien und dreien in den einsamen Feldwegen spazieren gingen, bis sie eines Tages wieder verschwunden waren. Gewöhnlich tauchte nach solchem Verschwinden in der unteren Straße bei den armen Witwen in einem der bunten Vorgärtchen ein neuer Kinderwagen auf

und der scheue Gast ließ dem Dorf einen munter fröhenden Erdenbürger als Pfand seines Besuches zurück.

Frau Uffenbacher aber zählte zufrieden einige Goldstücke, schloß sie in ihre Kommode und harpte einem anderen Gast entgegen. Sie hatte kürzlich, um mit der Neuzeit fortzuschreiten und ihrer Anstalt einen höheren Aufschwung zu verleihen, Inserate in verschiedenen großen Blättern erscheinen lassen. Es waren auch Prospekte gedruckt worden. Gebildeten Damen höherer Stände, welche sich für eine Zeitlang von der Welt zurückziehen wünschten, waren darin alle Vorteile, die ein mehrmonatlicher Aufenthalt in dem gastlichen Hause von Frau Uffenbacher bot, mit unwiderstehlicher Liebenswürdigkeit auseinandergesetzt worden.

Das verfallene und von der ärmsten Dorfmagd verachtete Hütchen an der Hügelflanke nahm in diesen Darlegungen den Charakter eines heiteren buen retiro an, in dessen Lauben und Ruheplätzen ein weltabgeschiedener Friede herrschte, während alle Bequemlichkeiten an Fluß- und Bannenbädern, an vorzüglicher Kost, an sachgemäßer ärztlicher Pflege mit einer Art von fachmännischer Selbstverständlichkeit zugesichert wurden, ebenso wie den Damen die allerstrengste Diskretion und eine gewissermaßen über die allerstrengste Diskretion noch hinausgehende Geheimhaltung ihrer Lebensumstände treuherzig und

zugleich mit geschäftlichem Ernste zugesichert wurde.

Frau Uffenbacher suchte einen dieser meisterhaften Prospekte aus der Schublade ihres Wohnzimmer-tisches hervor, wo sich außerdem zwischen Brotrinden und Wurstschalen, Haarnadeln und sehr fettigen Spielkarten ein Fläschchen Linte, ein Lbschblatt und ein Federhalter befanden. Sie setzte ihre gewichtige Brille auf, und rief die zur Zeit bei ihr weilenden jungen Mädchen, das Annerle von Pfaffenhofen, die Schweizer-Mari und die bayerische Toni herbei, sowie ihre Magd, die Hanne, die ein dickes rotes Ziehkind auf ihren dicken roten Armen schaukelte. Ohne alle diese Hilfe wäre es Frau Ursula Uffenbacher nicht möglich gewesen, einen so bedeutungsvollen Brief zu schreiben, wie es jetzt geschehen mußte. Sie legte sich feierlich einen Papierbogen auf dem Lbschblatt zurecht, rückte ihn rechts und rückte ihn links, leckte die Feder, putzte die Brille, schaute darüber hinweg auf das Annerle von Pfaffenhofen, ein molliges blondes Fräulein, das schmunzelnd in dem Prospekte las, und fragte etwas unsicher: „Sag', Annerle, meinst, die Anfrag' ischt von einem Herrn? Ja, soll ich da adressieren: Sehr geehrter Herr oder sehr geehrtes Fräulein? Eine bessere Herrschaft ischt's jedenfalls — da müßt ihr euch schon zusammennehme, das sag' ich euch, ihr Baggasch!“

„Zeigen Sie den Brief her, Frau Uffenbacher!“
Cornelies Anfrage, die sie auf das in der
Zeitung gefundene Inserat hin an Frau Uffenbacher
gerichtet hatte, ging von Hand zu Hand und er-
regte eine lebhaftere Meinungsverschiedenheit.

„So sachgemäß fragt nur ein Herr — und zwar
ein Geschäftsmann,“ erklärte Annerle, „ich kenn’
mich da aus! Und die Handschrift — ja — und
doch, wenn ich’s recht bedenke . . .“

„Sie werden doch nicht glauben, daß so eine
Frau schreibt,“ rief die Schweizer-Mari, „das ischt
doch alleweil sicher, daß das ein Mann geschrieben
hat! Das Maidli hat gewiß einen lieben Herrn,
der sich um sie kümmern tut . . .“

„Am End’ ihr Vater!“ überlegte Annerle.
„Wisset’s — so das nach allem fragen — nach dem
Vater und so — das tut schon so leicht kein Lieb-
haber — macht mir nix weiß . . .“

„Am End’ die Mutter!“

[„Ach geh’ — kennst die Mütter! — Was tun
denn die, als weine und schimpfe! Die kümmern
sich doch den Teufel drum, was ihre Kinder gut täte
in dere Zeit . . . Ja, die verheirateten Töchter —
die werde gepflegt und gehegt — aber mir arme
Luder . . . Ha!“]

Das Annerle schwang sich auf die Tischkante,
baumelte mit ihren Füßen, die in grauen Filz-
pantoffeln steckten, und las den Brief noch einmal

aufmerksam von Anfang bis zu Ende durch. Ihre
hellen und klugen, etwas hervorstehenden Augen
bekamen dabei einen gesammelten Ausdruck von
Nachdenklichkeit. „Ich mein’ doch, es ischt eine
Frau,“ sagte sie dann bestimmt. „Vielleicht eine
Verheiratete. Eine Dame. Mädeles paßt auf!
Das wird interessant!“

„Die macht doch kehrt, wann’s die Räuberhöhlen
hier sieht!“ bemerkte die bayerische Toni. Hanne
puffte sie sofort in die Seite und murrte: „Ihr
tut auch gerad’, als wär’t ihr anders gewöhnt!“

„Sind wir auch!“ entgegnete Annerle scharf,
während die Toni den Kopf wandte und schwieg.

„Für eure sechzig Mark, dafür ischt’s lange gut,“
schimpfte Frau Uffenbacher. „Soll ich euch Schnee-
gans’ eine extra Wurscht brate? Ich möcht’ mehr
nehmen von der hier!“

„Ja, Frau Uffenbacher, da müßten Sie aber auch
mehr geben . . .“

„Mehr gebe — mein’ ich geb’ mehr als genug!
Ein Brot und ein Backsteinkäs — mehr gibt’s
Sommer und Winter nit bei der Frau Wurzler in
Ulm, und die hatte die feinschten Fräuleins. Was
wird dann die Neue viel sein? Wird auch nur . . .“

Sie brauchte einen sehr derben und vollstüm-
lichen Ausdruck, die gute Frau Uffenbacher. Die
Mädchen quiekten ein bißchen aus Schadenfreude
und vor Vergnügen an der Unanständigkeit.

Und dann wurde unter der energischen Beihilfe des klugen Annerle, die von Beruf Buchhalterin in einem Warenhause war, die Antwort an die rätselhafte und aufregende Persönlichkeit verfaßt.

„Vergesse Sie nit ‚Discretion Ehrensache‘. Das verlange die Leut!“ rief Annerle zum Schluß, „Ehrensach‘ mit einem ‚H‘“. Sie baumelte vergnügt mit den grauen Filzpantoffeln. Hier unter all den Frauenspersonen — warum sollte man sich’s nicht bequem machen?

„Ich werd’ als wissen, wie ‚Ehrensach‘ geschrieben wird,“ sagte Frau Uffenbacher würdig, zeichnete ihren Namen und schob die Antwort, nebst einem der verheißungsvollen Prospekte in den Umschlag. Drauf lehnte sie sich im Stuhl zurück, strich befriedigt mit beiden Händen über ihre gestärkte weiße Schürze, und blickte triumphierend im Kreise umher. „Nu wolle wir veschpern.“ Sie nahm Cornelies Brief aus Tonis Hand und legte ihn in die Tischlade, wo ihre diskrete Korrespondenz bei Brotresten und Wurstschaln, Bindfaden, Haarnadeln und den sehr fettigen Spiellarten ihren Platz fand.

Einige Tage später traf Cornelia Reimann in Schopfingen ein. Der verheißungsvolle Prospekt hatte seine Wirkung getan. Sie ging in ihrem langen sandfarbenen Mantel den Weg vom Bahnhof, vorüber an den kleinen Häuschen der Witwen, in

deren Vorgärten je ein bis zwei Kinderwagen standen. Wo die Hütten zu Ende waren, fragte sie eine knochige rothaarige Frau mit einem freundlichen Gesicht nach der Besizung von Frau Uffenbacher. Ihre Stimme war leise und tonlos. Die Frau blickte sie erstaunt an und sah dann schüchtern zur Seite, während sie Auskunft gab. Eine zweite Frau gesellte sich zu ihr. „Ja — will denn die zur Uffenbacherin — das isch doch eine Dam’?“ fragte die andere und die Rothaarige schüttelte bestürzt den Kopf.

„Am End’ für ein Verwandtes?“ „Nein, schau — sie ist doch in der Hoffnung.“

„Ja, ja — schon — — Das sind Geschichte! Da wird die Uffenbacherin sich arg wichtig tun! Gel’ sie kommt schon und verzählt! Sie kann doch nichts bei sich behalte! Wirst schon alles hbre, Fischerin!“

„Da schau ich heut’ abend noch bei dir ein!“ flüsterte die Freundin und die Rothaarige lachte über den Eifer der anderen.

„Komm, Lisle, geh’ her, hole ein Brot zur Veschper. Und bring’ ein Bier mit!“

Das zierliche Kind hüpfte mit dem Krug davon und hatte die langsam schreitende Cornelia bald überholt. Cornelia sah die reizend gebildeten nackten Füßchen der Kleinen mit den feinen Gelenken vor sich her über den Staub der Dorfstraße tanzen und freute sich der Schönheit seines leichten Ganges.

„War das deine Mutter?“ fragte sie freundlich das Kind. Es schüttelte den Kopf. „Meine Ziehmutter,“ sagte es verlegen, am Schürzenzipfel drehend.

„So — deine Ziehmutter,“ wiederholte Cornelia. Sie sprach nicht weiter, die Kleine lief davon. Corneliens Schritte wurden müder und müder.

Nur Ruhe finden . . .

Nur einen Winkel, der außerhalb, ganz außerhalb ihrer eigenen Welt lag — zu dem gar keine Fäden mehr hinüberführten. Wie dieser Winkel beschaffen sein mochte, war gleichgültig.

Ein warmer Nachmittagssonnenschein wob um die windtschiefe Hütte der Uffenbacherin einen feinen Märchenduft, und die tausende von Bienen, die durch die Zweige des blühenden Birnbaumes aus- und einschwärzten, summten friedlich sommerliche Melodien dazu. Eine „Anstalt“ in irgend einem Sinne von modern hygienischem Komfort war dies nun freilich nicht, aber Cornelia war es lieber so. Die Uffenbacherin in ihrer breiten mütterlichen Würde einer „weisen Frau“ des Dorfes mißfiel ihr nicht, das Bett des kleinen Zimmers war gut und sauber. So wurde sie schnell mit ihr handelseinig und beschloß, den Sommer über zu bleiben und ihre Stunde hier zu erwarten. Die Mahlzeiten wollte sie auf ihrem Zimmer nehmen. Ein oder das andere Fräulein, das vielleicht im Laufe der

Zeit noch einkehren würde, oder jetzt schon hier war — o nur bessere Damen, dafür garantierte Frau Uffenbacher — ja, von denen würde die gnädige Frau nicht das mindeste zu sehen bekommen. Denn . . .

Gewiß — das machte Cornelia zur Hauptbedingung, sie durfte in keinerlei Beziehung zu diesen anderen Damen gebracht werden, sie mußte ganz einsam für sich leben können.

„Aber das ischt ja selbstverständlich,“ beteuerte die Uffenbacherin treuherzig. „Sehen Sie, gnädige Frau, die Damen sind ja alle auf Discretion angewiese, wie sollte denn eine solche Anstalt bestehe, wenn sie nicht auf Discretion gebaut wäre — und überhaupt mein Beruf — eine Hebamm' — da könnte ich ja Geschichte erzähle — da erfährt man ja die Geheimnisse von ganze Familie! Schau'n Sie, da ischt jetzt so ein junges Fräulein bei mir“ — sie hob die Hand an den Mund, ihr breites Gesicht erglänzte vor Wichtigkeit, sie senkte die Stimme: „Der Vater besucht sie jeden Sonntag — niemand darf ihn sehen! Der Mann verliert seine Stellung, wenn was verlautet! — Das Ding war siebzehn Jahr — gnädige Frau — da geschehen Verbrechen, wenn man davon reden dürfte . . .“

„Also, dann lassen Sie meinen Koffer holen,“ sagte Cornelia ungeduldig.

„Darf ich Ihnen auch die Laube zeige? Der

Schloßpark steht den Damen gleichfalls zur Verfügung, die Herrschafte sind nie anwesend."

Frau Uffenbacher schritt Cornelia voran, das Treppchen hinunter über den kleinen Flur, rechts aus der Thür guckten blonde und braune neugierige Köpfe. Cornelia ging abgewendeten Hauptes vorüber. Sie fragte sich, ob sie dies werde ertragen können? Aber war nicht schließlich alles gleich unerträglich?

Einige Augenblicke später sah sie vor sich ein Bild, das sie seltsam bewegte. Die Laube auf dem Hügel, eine Bretterhütte mit schrägem Dach, von jener einfachen Form, wie altdeutsche Darstellungen aus der heiligen Schrift sie zeigen, war erfüllt von goldenem Abendlicht. Auf der Wiese, die sie umgab, standen blaue und weiße Blumen mit schlanken Stengeln, die von den schräg fallenden Sonnenstrahlen durchleuchtet, in einer unirdischen, gläsernen Schönheit erglänzten. In der offenen Holzlaube, mitten in dem goldenen Duft saß ein junges Weib von einer holden, süßen, leidenden Lieblichkeit der Erscheinung. Ihre schmalen und bleichen Hände lagen ihr müde im Schoß, ihre braunen durchsichtigen Augen blickten durch Tränen über die frühlingsblühende Weite in ein Thal von Schmerzen, das nur ihrem Blicke sichtbar wurde. Und über ihr, am blauen Himmel, unter den schneeglänzenden, goldumsäumten Sommerwölkchen flog gemächlichen Flügelschlages ein großer schwarz-weißer Storch.

"Der hält sich immer hier in der Näh'," sagte Frau Uffenbacher mit einem fröhlichen Stolz. "Die Freilen füttern ihn. Er gehört ja auch zu uns."

"Wer ist das Mädchen?" fragte Cornelia leise.

"Das ischt die Rose von Ulm. Hat letzte Woche entbunden. Morgen geht sie heim. Das Kind ischt vor einer Stunde geholt."

Cornelia stürzten die Tränen aus den Augen.

"Ja freilich," sprach Frau Uffenbacherin in einem strengen Ton. "'s ischt so — ich sag's alleweil: Ein Wochenbett ischt kein Brautbett! Das bedenkt so ein Mädle nit vorher. Ei — Köstle, muscht nit heule! Ranscht doch jede Woche herüber und das Kleine sehen! Gut hat's das Ding bei der Frau Lebzelter — sauber — da ischt nichts zu sage! Der Herr Papa wird ja doch einmal nachschauen! Na ja . . . Denket Sie an die Freilein Toni — das ischt ein Elend . . . Ihne wollte doch die Eltern von Eurem Herrn was gebe fürs Kindle . . ."

"Ja, Frau Uffenbacher," sagte die Rose von Ulm in einem gereizten Ton, "ich weiß schon — aber ich will ihr Geld nicht — ich will einen Vater für mein Kind!"

Ihr feines Mädchengesicht zog sich zusammen zu der krampfhaften Energie eines Entschlusses, der mit der Wucht einer fixen Idee ihre Zukunft regieren würde: Ich will einen Vater für mein Kind!

Die Rose von Ulm . . . Wie sie dort saß im goldenen Licht, im holden Blühen ihrer unschuldsvollen Schönheit hätte man der jungen Madonna gern den Göttersohn geglaubt — den Jupiter, der aus Himmels Höhen sich zu ihr niedergesenkt hatte. Doch Frau Uffenbacher flüsterte Cornelia ins Ohr: „'s ischt ein' Leutenant — die Eltern wollen's nit leide — er soll eine reiche Waas freien, eine Tuchfabrikantenstochter aus Keutlingen.“

Viertes Kapitel

Auch eine Welt — auch eine Welt — dachte Cornelia, als sie wachend auf ihrem Bette lag. Und sie hatte geglaubt, etwas vom Leben zu wissen — — hatte sich vermessen, Urteile zu fällen, Rätsel zu lösen, Vergleiche zu ziehen. In die Einsamkeit hatte sie zu flüchten gemeint und war, wie in alten Märchen, gleichsam in Schlaf und Traum in ein anderes Leben hinabgesunken, das unter dem hellen Tageschein, in dem sie bisher gewohnt hatte, sich regte und bewegte, erfüllt war von Gestalten und Schicksalen, von denen sie vorher nicht das mindeste ahnte. Sie war sich ein Einzelfall bisher gewesen — ein Unerhörtes, Niedagewesenes, nie wieder Seiendes, durch keinen noch so dünnen Faden mehr mit allen Lebenden verknüpft — gleichsam ausgestoßen aus der Gemeinschaft alles Menschlichen, von dem sie wußte, und das ihr bis heut allein als Menschliches gegolten hatte. Wie weit dahinten lagen nun alle bekannten Begriffe — — Wie unsicher schienen die Umrisse ihrer Existenz geworden, wie matt und zerflossen, elend gleichgültig die Farben ihres bisherigen Seins — selbst ihrer Liebe, die kaum noch zu ihr zu gehören schien, die ihr über den Rand des dunklen Brunnens, in dem sie versunken war, mit toten, leeren Gespensteraugen nachblickte.

Aber um sie her aus dem Dämmer drang es auf sie ein von neuen Dingen, neuen Erscheinungen, die schattenhaft sich durcheinander bewegten und regten und leise raunten von unerhörten Geheimnissen und schweren Gefühlen und von tiefem Wissen, das in dieser Unterwelt verborgen, seiner Auferstehung, seiner Erhebung zum Lichte der Erkenntnis harpte . . .

Und doch schien die Sonne auch hier und die gleichen Blumen blühten wie im Tageslicht — und am Himmel schwebte der gleiche, vertraute Sagenvogel, von dem einst in der eigenen warmen Kinderstube die Mutter Liedchen gesungen und Märchen erzählt hatte. Mit ungeschickten Kinderfingern hatte sie ihm Brosamlein und Kuchenbrocken auf die Fensterbank gestreut, damit er ihr ein Brüderlein oder Schwesterlein bringe. Die schöne Mama hatte daneben gestanden und geheimnisvoll gelächelt . . . Und die ersten Schauer des Unbegreiflichen, des großen Wunders des eigenen Daseins hatten an ihr kleines Mädchenherz gerührt, bei jenem befangenen, glücklich-bangen Lächeln der Mutter . . .

Die Luft in dem niederen Raume, dessen Decke Cornelia von ihrem Lager aus fast mit der ausgestreckten Hand berühren konnte, war schwül und dumpfig. Sie hatte am Abend das Fenster öffnen wollen und dabei gesehen, daß die weißen Gardinen,

die es so sauber umhüllten, in der Mitte zugenaht waren, gleichsam um jedem Versuch einer Lüftung von vornherein vorzubeugen. Als Cornelia ihre Schere nahm und diese seltsame Naht auftrennte, welche ihr die etwas übertriebene Ordnungsliebe der Frau Uffenbacher angenehm zu bestätigen schien, entdeckte sie den tieferen Grund dieser Maßregel. Das Holz der Fensterumrahmung war so vermorscht, die Hasten und Niegel so vom Rost zerfressen, daß die Flügel, sobald sie sie aufzustößen versuchte, auf der Stelle in die Nesseln, die unter dem Fenster blühten, hinabzustürzen drohten und nur mit einer energischen Anstrengung ihrer Arme noch an diesem Unglücksfall verhindert werden konnten. Augenscheinlich wurde die Tür zur Durchlüftung des Raumes für ausreichend erachtet, und dies war wohl der Grund, daß sich aus der Küche empörsteigend, ein fettiger Schmalzgeruch der Zimmerluft eindringlich mitgeteilt hatte. Trotzdem der Dunst von Speisen Cornelia unerträgliche Übelkeit verursachte, mochte sie doch die Tür nicht offen stehen lassen — sie empfand allzu unbehaglich die Neugier, die draußen lauerte.

Immerhin, eine Nacht konnte man bei geschlossenen Türen und Fenstern verbringen. Morgen, in der Frühe, würde sie zu einem Tischler senden und die Sache auf eigene Kosten richten lassen. Aber nun wurden nach und nach alle die Ge-

rüche lebendig, die in dem eingeschlossenen kleinen Zimmer schon so lange Zeit gefangen gehalten worden waren.

Aus dem vorsündflutlichen Kanapee krochen uralte Dufte von Menschenschweiß, von dörrlichem Knaster und Pfeifenrauch, aus dem wurmstichigen Holzwerk des Waschtisches und der Bettlade, ja aus Rissen und Decken wand sich ein fader, süßlich-ekler Brodem gemischt aus Moschus, Kamillen, Ammoniak und Karbol. Cornelies geschärfte Sinne vermeinten den Dunst von Blut und Wunden zu spüren — von Blut, das über das Lager geflossen, auf dem sie ruhte — von Wunden, die hier erlitten waren in einsamer Not . . . Angst und Ekel beklemmten sie bis zur Atemlosigkeit. Sie warf die Decken von sich und wollte aufspringen — da hielt sie zitternd inne und lauschte . . . der Schweiß brach ihr aus, lief ihr in kalten Tröpfchen das Rückgrat hinab. Ein Wimmern drang zu ihr, ein leises, ersticktes Winseln und Weinen, so, als werde es erstickt in den Rissen eines Bettes. Und doch wurde es stärker und stärker, schwall auf zu jähem Schluchzen, sank zusammen zu ergebennem Weinen, wurde wieder lauter, wurde zum verzweifelten Sämmern eines verlassenen, der dunklen Nacht und den dunklen Schicksalsmächten sein Elend klagenden Geschöpfes.

Cornellie starrte mit weitaufgerissenen Augen in

die Finsternis. So grauenvolles Weinen hatte sie noch nie vernommen . . . Doch, doch — sie kannte jeden Laut — es war ihr allmählich, als höre sie sich selbst, losgelöst vom eigenen Körper, dort drinnen schluchzen . . . War es nur eine Stimme? Eine zweite gesellte sich aus größerer Entfernung hinzu — es war nicht mehr ein einzelnes Mädchenweinen — die Klagelaute drangen vom Boden herauf und aus den Mauern hervor — es schien Cornelien, als wimmere das ganze kleine dürftige Haus, als vereinten sich alle Tränen, die in seinem Innern schon geflossen sein mochten, zu einem Regen, der mit geisterhaftem Gewinsel aus den Poren des Mauerwerkes, aus den Ritzen der Dielen, aus den Rissen der Lagerstätten empordrang und hilflos, hoffnungslos, doch unerschöpflich der Nacht und dem Dunkel die Schmerzen klagte, die dem harten Tageslicht verborgen werden mußten.

So viele heiße, liebevolle Herzen hatten hier der Liebe fluchen gelernt, hatten hier in wilden Angstkrämpfen das Muttergefühl in der Brust erstickt und morden müssen.

Was Wunder, wenn der fühllose Mörtel der Wände bebte, wenn das Holz der Dielen, das alle die zahllosen Tränen aufgesogen hatte, ächzte unter dem Brand der salzigen Tropfen . . .

[Die Stunden vergingen und Cornelle saß aufrecht in ihrem Bette, lauschend auf die geister-

haften Stimmen ihrer eigenen Schmerzen, und sie wurden ihr zu einem Klagestöhnen, das nicht mehr ihr eigenes blieb, das aus fernen, fernen Zeiten durch die Jahrhunderte scholl, gleich einem ewigen unstillbaren Gesang der Zertretenen, Verlassenen, Besiegten.]

Fünftes Kapitel

Ser trübe, laue Frühlingstag lockte unter den knorrigen, von rosenroten Blüten bedeckten Apfelbäumen auf den Landstraßen weiter und weiter zu wandern und dem Tirilieren der Lerchen über den hellgrünen Feldern zuzuhören.

Als Cornelle heim kam, war die Sonne schon eine Weile untergegangen. Sie sah in der Dämmerung Frau Uffenbacher breit und wuchtig in ihrer kleinen Haustür stehen. Die Hanne war bei ihr und drei der Fräuleins; die Rose von Ulm war am Morgen abgereist. Cornelle hörte lautes, heftiges Schwagen und zögerte, um einen Augenblick abzupassen, in dem sie unbemerkt die Treppe hinaufschlüpfen konnte. Seit man ihren Zustand offen anerkannte, war ihr zumute, als gehe sie nackend zwischen den Menschen hindurch. Sie fühlte deren Blicke wie die Stiche böser Insekten auf ihrer empfindlichen Haut, und bis tief in ihre Brust hinein.

Während sie in der Dämmerung am Himbeer- gebüsch des Gartens stehen blieb, hörte sie Innerles helle Stimme:

„Jesses, da kommt sie ja schon, Frau Uffenbacher! Hab' ich's nit gesagt, sie wird halt spazieren gegangen sein!“

Cornelle überwand sich und trat in ihrem langen, sandfarbenen Regenmantel langsam näher.

„Ist es schon Essenszeit? Es tut mir leid, wenn ich habe warten lassen,“ sagte sie obenhin. Mit einem leichten Neigen des Kopfes wollte sie an der Gruppe vorüber.

„Das geschieht mir aber nit wieder,“ schrie Frau Uffenbacher sie an, der Zorn der vollblütigen Frau brach zuweilen ganz unvermittelt aus ihr hervor.

„Was geschieht nicht wieder?“ fragte Cornelia befremdet.

„Daß Sie hier fort gehe, ohne mir auch nur ein Wörtle zu sagen, und stundelang fort bleibe und mir wisse nit, wo Sie sich aufhalte! Das gibt's nit — die Angst will ich nit noch einmal habbe!“

„Aber — Frau Uffenbacher,“ sagte Cornelia irritiert, „warum hatten Sie denn Angst? Ich bin doch ein erwachsener Mensch! Was soll mir denn hier zustoßen? Sind die Landstraßen in der Gegend so unsicher?“

„Ja, was meine Sie denn,“ schrie die Uffenbacherin laut und drohend, „in dem Zustand, wo Sie sich befinde, da rennt man doch nit stundelang auf die Landstraß! Wenn Ihne da was zustößt und Sie komme im Straßengrabe nieder? . . . Nachher hab' ich mit der Polizei zu schaffen! Das kömmt' mir passel! Oder Sie krieget's in den Kopf und tun sich ein Leid an! Gar noch! 's wär' nit das erschte Mal!“

Cornelia stand mit gesenktem Kopf und ließ die Scheltworte der wütenden Frau auf sich niederprasseln. Sie trafen wie brennende Splitter aus einer Explosion, von denen jeder eine Brandwunde schlägt.

„Morgen früh reise ich wieder,“ dachte sie mutlos, leidend. „Es muß doch einen Ort geben, wo ich mich unbehelligt verkriechen kann.“

„Wir meinten, gnädige Frau hätten sich vielleicht verirrt,“ mit dieser Unterbrechung stürzte sich Annerle kühn in den Wortschwall der Uffenbacherin. Damit die Zornwellen nicht wieder aufstoben möchten, sprach sie eilig weiter mit der lebenswürdigen Verbindlichkeit, die sie besseren Kunden gegenüber anwendete, und die sie ihren Chefs so schätzenswert machte. „Gnädige Frau wissen die Wege hier nit und es wurde schon dämmerig. Da hat sich Frau Uffenbacher um gnädige Frau gesorgt — wir alle haben's ein bissel mit der Angst kriegt.“

„Das war unnötig,“ antwortete Cornelia abweisend. „Ich bin es gewöhnt, allein spazieren zu gehen und kann diese Gewohnheit nicht ändern.“

„Da muß ich doch halt sehr bitten . . .“ fuhr die Uffenbacherin aufs neue los. Cornelia ging schnell an ihr vorüber, die zwei ausgetretenen Stein-
stufen hinauf in den Flur. Von dort aus wendete sie sich noch einmal zurück und sagte mit ihrer leisen, klaren und höflichen Stimme: „Sie senden

mir das Abendessen wohl auf mein Zimmer.“
Dann stieg sie, ohne sich umzusehen, langsam und ein wenig schwer die schmale Holztreppe hinauf.

„Was ist denn die — was will denn die!“
keifte die Uffenbacherin mit hochrotem Gesicht und schaute sich wütend unter ihren Damen um. Die Schweizer-Mari und die bayerische Toni lachten schadenfroh. Sie gönnten der großen dicken Tyrannin die Niederlage.

Annerle häfelte aufgeregt weiter am Saum der wollenen Bindel, die sie mit einer rosenroten Kante auszierte. Sie sagte dabei scharf pointiert, wie das Annerle ihre Weisheitsprüche von sich zu geben pflegte: „Die will gar nix! Die ischt nur eine vornehme Dame! — Ja, Frau Uffenbacher, die läßt sich nicht behandeln, wie wir armen Hascherle —!“

„No — wie behandle ich euch denn?“ schrie die Uffenbacherin. Die Arme in die Seiten gestemmt, pflanzte sie sich drohend vors Annerle, so daß sie fast erschrecklich anzusehen war, die gewaltige Frau, in dem aus ihr kochenden und polternden Zähzorn. „Für das lumpig Kaufgeld, was ihr zahlt, ihr Sauband', da werdet ihr als viel zu gut behandelt. Gemeines Pack, ihr alle miteinander. Die lange da oben ischt auch nit um ein Haar besser wie ihr. Trägt die etwa einen Trauring . . .? Ha, da brauch' ich mich, weisich Gott, nit zu scheniere.“

Ihre weiteren Ausführungen über die Stellung der neuen Langen gingen unter in einem wilden Empörungsgeschrei, in dem das Annerle den Ton angab und die andern besseren Damen ihr wacker zur Seite standen. Es wurde ein wüster, kreischender, tobender Weiberzank, der den lauen Frühlingsabend mistöndend durchhallte, und in dem keines mehr wußte, um was es sich noch handelte. Ein paar Nachbarinnen von den Witwen aus der unteren Straße gesellten sich dazu, keiften aus vollem Herzen und voller Lungenkraft mit hinein, bald der Uffenbacherin, bald den Fräuleins' recht gebend, beide gegeneinander aufhezend, und so ihr Vergnügen an der Dischkussion behaglich genießend.

Cornelie lag oben auf dem tabaksduftigen Kanapee. Die zugenähten Gardinen vor den Fenstern konnten den Schall der Schimpfworte, die hin und wider flogen, nur wenig dämpfen. Ihre geringe Kenntniss von den volkstümlichen Ausdrücken für die zarten Dinge der Liebe wurde an diesem Abend um eine tüchtige Anzahl saftiger Kernworte vermehrt.

Beunruhigt lauschte sie. Handelte sich der Streit eigentlich um ihre Person, oder um was denn sonst? Sollte sie eingreifen oder besser fern bleiben?

Mein Gott, dachte sie erschrocken, sie werden sich noch prügeln! Warum bin ich überhaupt hierher gekommen? Was ist dies für ein Haus?

Sie beschloß, am frühen Morgen ihren Koffer zu packen, die für den Monat vorausbezahlte Pension fahren zu lassen und weiter zu ziehen. Denn konnte sie wohl bei dem Geschrei und Gezweil, das hier an der Tagesordnung zu sein schien, ihre Arbeit über das Seelenleben des modernen Kulturweibes mit einiger Wahrscheinlichkeit auf Erfolg zu einem guten Ende bringen?

Und doch schien es ihr beinahe unmöglich, weiter zu suchen und sich all diesen fragenden, verwundernden, mißtrauischen Blicken aufs neue auszusetzen. Eine Angst ergriff sie, in der sie aufsprang und mit flatterndem Herzschlag mühsam und bange atmete. Sie trat an das winzige Fenster, hob die Gardine und blickte hinab. Da sah die vornehme Philosophin Cornelia Reimann etwas, das sie noch niemals gesehen hatte: Frau Uffenbacher wendete sich mit einem jähen Schwung ihrer stattlichen Hüften, hob ihre Röcke hoch auf und streckte ihren Pensionärinnen, den gesamten besseren Damen als Zeichen ihrer äußersten Verachtung ihr weißleuchtendes, breites und mächtiges Hinterteil entgegen. Dann verschwand sie unter dem gellenden Entrüstungsschrei der von solchem Schimpf Betroffenen in dem Flur ihrer „Anstalt“, und dröhnend schlug die Küchentür hinter ihr zu.

Der schwarz und weiße Sagenvogel, der einen zappelnden Frosch im roten Schnabel, von blauer

Höhe herab zugeschaut hatte, schlug gelassen seine schweren Flügel auf und nieder und enteilte zu seinem friedlichen Nest auf der Pfarrscheune.

Cornelia verschloß ihre Tür zweimal und verzichtete an diesem Abend auf die Nahrung, die ihr Frau Uffenbacher drei Viertelstunden später durch die Hanne herausschickte.

In den Nebenstuben hörte sie noch lange aufgeregtes Schluchzen und Hin- und Herreden der Mädchen.

Sechstes Kapitel

Das blonde Annerle grüßte mit Ehrerbietung, als sie der neuen Lagen am nächsten Morgen auf dem Flur in den Weg trat. Bescheiden fragte sie, wie die gnädige Frau geschlafen habe.

Auf das kühle kurze Dankwort Corneliens flüsterte sie erröthend: „Man schläft nit extra gut hier im Tränenhaus — so heißen wir also die verfluchte Hütte . . . Was müssen gnädige Frau nur gestern gedacht haben . . . Ach — gnädige Frau passen so gar nicht hierher . . .“

Cornelie zuckte ungeduldig die Achseln. „Ich werde wieder abreisen,“ sagte sie, und wollte in ihr Zimmer zurücktreten, fügte jedoch im nächsten Augenblick lebhafter hinzu: „Ich verstehe nicht, warum Sie sich die Unverschämtheit dieser schauerlichen Person gefallen lassen. Ich habe mich in ihr geirrt. Sie schien mir anfangs eine verständige und wohlwollende Frau.“

„Ja,“ rief Annerle, „so scheint sie, und damit lockte sie uns alle hierher — damit umgarnt sie auch den Geheimrat! Der hält arg große Stücke auf sie und will mir nit glauben, wenn ich ihm sage: Herr Geheimrat, Sie sollten die Frau Uffenbacher kennen, wie wir sie kennen! Da würden Sie Augen machen!“

„Der Geheimrat?“ fragte Cornelle befremdet. Was würde sie noch ferner für Erfahrungen machen in diesem kleinen Häuschen, das in ländlichem Frieden unter dem blühenden Birnbaum ruhte, umschwärmt von den summenden Bienen.

„Der Herr Geheimrat hat auch dem Vater der Toni die Frau Uffenbacher empfohlen, und darum will er nun nicht die Wahrheit hören — so sind die Mannsbilder,“ berichtete Annerle, verständig unter ihren blonden Flatterlockchen mit den etwas vorstehenden Augen Cornelle anblickend. Sie lächelte ein wenig über die Mannsbilder und Cornelle lächelte auch, aus Höflichkeit.

Plötzlich ging ein Erschrecken über ihre Züge. „Bohnt dieser — dieser Geheimrat hier im Haus?“ fragte sie beklommen. „Frau Uffenbacher hatte mir versichert, es kämen niemals Herren ins Haus, außer dem Vater von Fräulein Toni, der sie Sonntags besucht . . .?“

Jetzt war Annerles ganzes rundes Gesicht eine fröhliche Heiterkeit. „D — Jesses! Der Herr Geheimrat — hier wohnen! Das muß ich ihm erzählen! Der wird lachen. Nein — der schaut nur zuweilen von Stuttgart herüber, ob hier alles in Ordnung hergeht! D — da kann die Uffenbacherin aber schmeicheln und schön tun! Und eine Würdigkeit! Da sollt' man meinen, es könnt' gar nit sein, daß sie sich so schweinißcheträgt, wie

gestern abend. Wir haben uns alle für Sie geschämt.“

Cornelie wendete den Kopf ab und errötete. Ammerle sah ein, daß es besser war, das Thema zu wechseln. Die kleine mollige Person in der losen karierten Morgenjacke, darunter sich kugelförmig das Bäuchlein hob, richtete sich ein wenig auf den Zehen zu Cornelies Ohr und flüsterte geheimnisvoll: „Der Herr Geheimrat hat der Uffenbacherin das Geld gegeben, um die Anstalt zu übernehmen, nachdem ihre letzte Besitzerin verstorben ist, und das Häusle zum Verkauf stand.“

„Woher wissen Sie denn das alles?“ fragte Cornelie verwundert und wider Willen interessiert.

Ammerle schlug die Augen nieder.

„Ich war schon einmal hier,“ sagte sie mit einer etwas künstlich gespielten Verlegenheit. „S'ischt schon mein Zweites . . .“

„Ah so . . .“

„Ja — das Liesel ist bei meinen Eltern . . . Aber gnädige Frau müssen deshalb nicht schlecht von mir denken —“

Ammerle hatte diese Redensart häufig in Romanen gelesen, die von verführten Mädchen handelten, und fand sie jetzt entschieden angebracht. „Ich und mei Hansel, wir leben wie brave Eheleut' zusammen — nur heiraten können wir uns

halt nit — seine Eltern sind jüdisch und mein Onkel ist doch der Dekan.“

Sie machte eine Pause und war zufrieden mit der Wirkung des zuletzt ausgespielten Trumpfes auf die Fremde.

„Ditt' schön, gnädige Frau — ich vertrau' auf Ihre Discretion . . . es wäre arg für mich, wenn's daheim auskäm, daß ich schon wieder in der Hoffnung bin . . . Ja — geltens — so ein verliebter Mann . . .! Und mei Hansel hat immer gesagt: Ammerle, nur nichts gegen 's Gesetz . . . Da steht Zuchthaus drauf . . . Wisse Sie — sein Alter ist als noch so ganz im alten Testament.“

„Wie merkwürdig ist das alles,“ flüsterte Cornelie. „Aber kann Ihnen der — der — Ihr Freund nicht eine andere Unterkunft verschaffen?“

„Ha — mei Hansel — und mir was verschaffen. Jesses, der sagt: Laß mich zufrieden — 's ist schon arg genug, daß d' so garstig ausschaut. Ich wüßt' schon noch andere Orte — aber, das ischt's ja — wir könne hier nit fort — wir habe uns dem Satan in die Händ' geliefert —! Wenn die Männer wüßten, was so ein arm's Mädele auszustehen hat . . . Gnädige Frau, das ist ein bitterböses Weib — die Uffenbacherin — die hat ihre Freud' d'ran, ihr Gift und ihre Bosheit an uns auszulassen . . . Sie weiß von uns allen die Adressen — die läßt sie sich als gleich zu Anfang

geben . . . Für einen Sterbensfall sagt sie — ja — ja . . . Damit sie uns in der Hand hat, und wir nit 's Maul auf tun dürfen, wenn sie uns einen Fraß vorsetzt, wie für die Säue. Gnädige Frau haben doch nicht etwa Ihre richtige Adresse angegeben, von Ihrem Zu Haus?"

„Ja — das habe ich,“ sagte Cornelia geängstigt.

„Das hätten gnädige Frau nicht tun dürfen,“ bemerkte Annerle und hob ihr in die Luft strebendes Näschen mit weiser Überlegenheit noch höher. „Hätt' ich gnädige Frau nur raten dürfen! Von meinen Leuten weiß sie ja — denn ich bin's doch gewesen, die 's beim Herrn Geheimrat vermittelt hat, daß er ihr das Geld gab! Dafür dacht' ich, ich könnt' auf eine menschenwürdige Behandlung rechnen. — Prost Mahlzeit! Nun hat man zu kuschen! Und gar das arme Lonerle — der ihr Vater verliert seine Stellung, wenn's auskommt, wer die Verwandten sind, wo seine Tochter den Sommer zubringt. Wenn das Mädele wagt, sich zu beklagen, da heißt's: Du hascht's nit anders habe wolle — jetzt schweig' und leid'!“

Cornelia neigte den Kopf und bewegte nervös die Finger, die kalt und feucht geworden waren.

„Ach, gnädige Frau . . .“ begann das kleine rundliche Mädchen elegisch — sie besaß einen regen Schönheits Sinn, darum hatte es ihr diese lange, Schlanke, Bornehme gleich angetan. „Wenn ich

Ihnen in irgend etwas behilflich sein könnt', gnädige Frau?“ Eine bewundernde Andacht war in der Stimme, „ich kenne die Verhältnisse hier gründlich.“

„Ich danke Ihnen,“ sagte Cornelia. Das müde und traurige Lächeln, das Annerle bis zu Tränen rührte, kam wieder über das schmale Gesicht mit der kühnen Nase. „Wir müssen uns wohl am besten auch sagen: „Du hast's haben wollen — jetzt schweig' und leid'.“

Annerle nickte. Irgend etwas wie Scheu band ihr plötzlich das behende Zünglein. Sie seufzte.

„Wenn ich nur wüßte,“ begann Cornelia wieder, „wodurch ich gestern diese Frau so gereizt haben kann? . . .“

„Gnädigste“ — Annerle lächelte fein, „Ihr ganzes Wesen reizt sie! Das Weib fühlt, daß sie Ihnen das nit bieten kann, was sie uns bietet — das wurmt sie — da schimpft sie halt hinter Ihrem Rücken, um sich Luft zu machen. Gestern konnt' ich's nit mehr leiden — den ganzen Tag war's schon so in der Küche hergegangen — da hab' ich ihr halt einmal die Wahrheit gesteckt!“

„D — um meinetwillen . . .?“

„Es war schon alles eins! Ich wär' sonst dran erstickt.“

„So — nun dann Ich bin gewöhnt, sehr unabhängig zu leben,“ Cornelia sagte es ent-

schuldigend und etwas förmlich. „Falls Frau Uffenbacher es wünscht, kann ich ihr ja aber sagen, wenn ich ausgehe!“ Ein kleiner Zug von Ironie zeigte sich um ihren Mund.

„Wir sollen uns am Tag überhaupt nicht unter die Leut' sehen lassen, als wenn wir die Pech hätten . . .“ grollte Annerle.

Cornelie hob die Hand und strich sich über die Stirn. „Verzeihen Sie,“ sagte sie leise und höflich, „ich bin etwas müde vom Stehen — ich möchte mich niederlegen.“

Annerle sprang dienstfertig, ihr die Thür zu öffnen, sie war recht behende trotz ihrer Leibesfülle. „Vielleicht möchten gnädige Frau lieber in der Laube sitzen. Die Uffenbacher ischt im Dorf und von uns würde Sie keines stören . . .“

„Vielleicht später,“ sagte Cornelie ausweichend. Annerle fühlte, es war genug mit den Annäherungsversuchen. So grüßte sie denn hochachtungsvoll und bescheiden und begab sich zu Toni, um dieser ihre Erfahrungen mit der neuen Vornehmen freundschaftlich zu berichten.

Die bayerische Toni hatte es sich bequem gemacht und räumte, in eine rosageblünte Nachjacke und einen braunen Moireerock gekleidet, ihre Kommodenschubladen auf. Sie war daheim, in dem kinderreichen Haushalt eines Volksschullehrers an hunderterlei wechselnde Arbeiten gewöhnt. Hier

schlichen die langen Tage in trüber Einformigkeit den kurzen Sommernächten entgegen. Darum traf man Toni meist bei der Aufräumung ihrer Kommode, oder mit dem Stopfen ihrer Strümpfe, Hemden und sonstigen Bekleidungsgegenstände beschäftigt. Alles war von äußerster Einfachheit und durch langen Gebrauch abgenutzt, aber mit Sorgsamkeit erhalten.

Toni zählte nicht mehr als siebzehn Lenze. Von einem Liebesfrühling aber, dessen Freuden sie hier bei Frau Uffenbacher abzubüßen gezwungen wurde, hätte sie kaum sprechen können. Ihre Erfahrungen in der Liebe waren kurz, dunkel und verworren. Sie beschränkten sich auf wenige Stunden, die ihr in der Erinnerung nur Angst und Schrecken zu enthalten schienen. Toni war ein knochiges Mädchen von unreinem Teint und breitem, gewöhnlichen Gesicht, dem nur die treuherzigen Augen ein freundliches Licht verliehen. Aber sie hatte sich darüber klar werden müssen, daß es nicht einmal dieser spärliche Reiz gewesen war, der ihren Verführer lockte. Ach nein — es waren nur die paar tausend Mark, die sie vor kurzem von einer Tante geerbt hatte, und die die beschäftigte Phantasie guter Freunde sofort zu einigen Hunderttausenden umschuf, mit denen ein verschuldeter Abenteuerer sich hatte vor dem Ruin retten wollen.

Zwei von Tonis Freundinnen waren zur gleichen Zeit dem Schurken zur Beute gefallen. Er wollte

die Wahl haben. Von den Eltern konnte ihm unter so zwingenden Umständen doch keiner die Tochter weigern, hatte er wohl gemeint. Aber dieses Rechenexempel wurde ruchbar und Toni wurde von allem in Kenntniss gesetzt. Nun zeigte sie sich demütig einverstanden mit ihrem Vater, als er dem Verführer die Tochter weigerte. Sie sollte ihn niemals wiedersehen und sie verlangte auch nicht danach. Aber sie mußte neun Monate lang sein Kind unter dem Herzen tragen. Das blasse, gedunsene Gesicht der Siebzehnjährigen hatte in dieser Zeit einen Ausdruck von geistiger Stumpfheit angenommen, von ungeheurer Gleichgültigkeit, die fast wie Dummheit wirkte und die doch nur ein Schild war, die verzweifelte Selbsthilfe eines noch sehr jungen und gesunden Organismus gegen das tödende Entsetzen.

Und auch gegen das Heimweh. Das fürchterliche Heimweh, das Toni ergriff, wenn sie ihre Kommodenschubladen aufräumte — das Heimweh nach der Mama, nach der Großmutter und den kleinen Geschwistern, von denen sie noch niemals entfernt gewesen war. Dabei quälte sie fortwährend ein unerträglicher Hunger. Wo sie ging und stand sah man Toni an einem Landjäger kauen — an einer dieser steinharten, geräucherten, flachgepreßten bayerischen Würste, welche die einzigen Liebesgaben bildeten, die Tonis Familie ihr ab und zu in die Verbannung zukommen ließ.

Siebentes Kapitel

Auf halber Höhe des langgedehnten Hügelgeländes, das auf seinem Gipfel die Dorfstraße trug, führte zwischen Haferfeldern ein schmaler, blumentummwachsener Weg zu einem Hain alter zottiger Apfelbäume. Weiße und rosige Blättchen wehten bei jedem Luftzug über Cornelia hin, die auf ihrem Tuch im Grase saß und zu arbeiten versuchte. Dabei mußte sie aber fortwährend über all die Zustände nachdenken, die Annerle ihr vorhin enthüllt hatte. Wenn es so stand, besaß sie ja gar nicht mehr die Freiheit, fortzugehen! Und auch wenn sie blieb, setzte sie ihre Mutter bei jeder Meinungsverschiedenheit mit diesem unheimlichen Weibe der Gefahr eines anonymen Anklagebriefes aus. Wie ein unbedachtes Kind hatte sie sich benommen. Sollte nun ihre Mutter Unsicherheit und Erwartung dieser Monate mit ihr leiden, nur weil sie sich zu schwach fühlte, zu ertragen, was alle die kleinen Mädchen doch ertrugen? Wie sie sich für ihre Willenlosigkeit verachtete!

Ein Bauer, der nach seinen Feldern gesehen hatte, war an Cornelia vorübergegangen, war zurückgekommen, um sie genau zu betrachten, und hatte sie dann in einer gewissen Entfernung umkreist, sie beobachtend, wie man ein fremdes Tier in seinen

verwunderlichen Beschäftigungen beobachtet. Das hatte Cornelia maßlos gereizt — sie war geneigt, ihre ganze Verstimmlung lediglich jener Störung zuzuschreiben. Der von hohen Mauern umhegte gräfliche Park erschien ihr plötzlich als ein Zufluchtsort, wo der Druck von ihr genommen werden könnte. Dort gab es sicher Bänke und Tische. Man konnte seine Blätter behaglich ausbreiten. Das Schreiben auf den Knien, eine Stellung, bei der einem alle Glieder schmerzten, war doch der geistigen Sammlung und Freudigkeit nicht eben zuträglich. Hatte Frau Uffenbacher ihr nicht gesagt, daß die Herrschaft verreiselt sei? Der Gärtner mochte durch ein Trinkgeld zu gewinnen sein.

Cornelia lächelte ein wenig in sich hinein. Sie mußte sich vorstellen, daß die Herrschaft anwesend war, sie ihre Karte hinausschickte — und ob dies unter andern Verhältnissen nicht genügt haben würde, damit man ihr den Park, solange sie es wünschte, zur Verfügung stellte? Es war ihr in diesem Augenblick wieder alles gegenwärtig, was dieses letzte Jahr ihr gebracht hatte. Sie sah ihre altmodischen Stuben angefüllt mit den üppigen, schwer duftenden Gewächshausblumen, sie sah die Stöße von Zeitungen, die ihr Tag um Tag gesandt wurden von Menschen, die sie nicht kannte, in deren jeder ihr Name — der Name Cornelia Reimann — als ein aufgehender Morgenstern, ein Fanal in

der Dunkelheit gepriesen wurde — sie sah bewundernde Augen, verehrende Blicke von Männern und Frauen auf sich gerichtet — sie hörte das Flüstern, welches um sie her entstand, sobald sie ein Theater, einen Gesellschaftssaal betrat — sie atmete wieder die allgemeine Huldigung, die zu ihr empor drang und sie, wo sie auch ging und stand, gleichsam in einen feinen Weihrauchduft hüllte. Sie spürte wieder mit einem seltsamen Vibrieren ihres Herzens die Flammen des Begehrens, die entzündet aus den Weihrauchdüften des Ruhmes heiß zu ihr emporgezüngelt waren, die ihr mit einem Male die verlorene Jugend zurückzuerobern schienen. . . . Nein — der Ruhm war nicht kalt, des Lorbeers Blüten dufteten betäubend, waren umflochten von Girlanden blutroter Rosen. . . . Und die Welt gehörte ihr — zu Genuß und Besitz. . . .

Ihre Lippen wölbten sich voll und rosig in ihrem glühenden Antlitz und ihre Augen glänzten. . . .

Ihr Verweilen in Frau Uffenbachers geheimnisvollem kleinen Häuschen erhielt jetzt plötzlich nur die Bedeutung einer vorübergehenden abenteuerlichen Laune; es bekam den Reiz eines Exils, in dem eine Herrscherin zeitweilig ihre Krone verbirgt — in dem sie, der noch unermessliche Macht und Gewalt vorbehalten ist, sich aus eigenem Willen aller ihrer Ehren und Herrlichkeiten für eine kurze Weile be-
gibt. . . .

Annerle stand vor der Thür und wartete, sie stand dort, eine neue Flanellwindel behäkelt, schon geraume Zeit, um Cornelliens Rückkehr nicht zu versäumen. Als sie die lange Gestalt in dem sandfarbenen Mantel kommen sah, ging sie ihr bescheiden entgegen und schlug die Augen andachtsvoll zu ihr auf. Cornelia fragte hochmütig und obenhin nach dem Weg zum gräflichen Park.

Annerle bot sich sogleich als Führerin an. Sie äußerte Bedenken, ob der Gärtner eine Fremde wohl einlassen würde. — Sie selbst dagegen — oh, sie hatte ja der Gärtnerin erst letzte Woche Stoff zu einem Unterrock besorgt. Cornelia wagte, durch Annerles Ansprache jäh aus allen Phantasien gerissen, keinerlei Widerspruch gegen ihren Vorschlag zu erheben, trotzdem dadurch der Zweck der Sache völlig vereitelt wurde. Sie fühlte sich wieder in die schüchterne Behrlosigkeit versinken, die sie so oft dem andringenden Leben gegenüber befiel. Sie hätte dem Mädchen nicht einmal andeuten können, daß sie zu arbeiten beabsichtige. Es würde ihr wie eine Entweihung vorgekommen sein, als zeige sie vorwitzig ihre verborgene Krone — das Manuskript, das sie in einem Leinenbeutelchen am Arme hängend trug. Mochte Annerle ruhig denken, das Beutelchen enthalte nur eine Windel und etwas rosa Wolle mit einer Häkelnadel.

Ergeben dachte Cornelia: Auch dieser Nachmittag

in Annerles Gesellschaft werde vorübergehen, wie schon so manches vorüber gegangen war. Zerstreut aß sie auf ihrem Zimmer ein Beefsteak, welches Frau Uffenbacher mit unmäßig viel Zwiebeln zubereiten pflegte, und streckte sich dann, ermüdet von dem sonnigen, warmen Morgen, auf dem alten Kanapee aus.

Annerle hatte inzwischen beschlossen, die Schweizer-Mari und die arme Toni an der Ehre eines Spazierganges mit der geheimnisvollen Neuen teilnehmen zu lassen. Ihr gutes Herz konnte einmal keine Freude allein genießen und ihr Latendrang ergriff mit Begeisterung jede Gelegenheit eine kleine Rolle zu spielen, sich selbst mit einer lebenswürdigen Wichtigkeit in den Mittelpunkt der Ereignisse zu bringen.

Es war nicht leicht, Tonis Menschenscheu und Maris bäuerische Schüchternheit zu überwinden und sie aufzumuntern, die Einladung der gnädigen Frau zum Spaziergang im gräflichen Park, die Annerle ihnen mit der größten Feierlichkeit, mit flüsternder und geheimnisvoller Stimme überbrachte, auch wirklich anzunehmen. Die Uffenbacherin dürfe beileibe nichts davon erfahren, denn die gnädige Frau wolle halt nit mit der alten wüschten Her' sich zeigen . . . Frau Uffenbacher indessen, die es für die Pflicht einer mütterlichen Freundin der jungen Schar ansehen mochte, sich über das Ge-

wisper hinter den Türen vermittels der zu solchem Zwecke angebrachten Schlüssellocher auf dem Laufenden zu halten, hatte das Wort von der „alten wüschten Her“ gleichfalls vernommen.

Da es nun in allen Kammern alsbald an ein eiliges Rämmen, Waschen und Putzen ging — wobei denn in der Küche mehrfach warmes Wasser und Schuwische verlangt wurde, zogen sich die Wolken eines finsternen Unwetters dichter und dichter über Frau Uffenbachers Frauen zusammen. Außerlich besaß die breite, gewaltige Frau wenig Ähnlichkeit mit dem blonden molligen Annerle, und doch war beiden ein rege schaffendes Phantasiespiel gleich eigen. Das hatte in der alten Hebamme gewirkt und sich auf dasselbe Objekt geworfen. Es schien auch Frau Uffenbacher lieblich, mit der vornehmen Dame im gräflichen Park zu promenieren. Bei dem Gärtner, dem Verwalter, am Ende gar dem Herrn Pfarrer oder dem Dr. Schwärzle, dem sie leicht begegnen mochten, konnte man sich als Beschützerin einer geheimnisvollen Fremden von hohem Range aufspielen. Der einfache bürgerliche Name, den Cornelle angegeben hatte, war der alten Schwäbin längst nicht interessant genug, auch konnte sie kaum annehmen, daß man ihr gleich so arg vertraute, seinen wahren Namen anzugeben. Dahinter steckte noch manches und die gute Frau Uffenbacher erging sich sowohl Abends in ihren Träumen unter

dem karierten Federbett, wie auch bei ihren Besuchen im Dorf in den üppigsten Vorstellungen, was alles an herrlichen Dingen für ihre eigene Zukunft aus so hohen Beziehungen entspringen könne! Sie hätte dabei schwerlich auseinander zu halten vermocht, wieviel sie mit Überlegung log, wieviel sie von ihren Phantasien allmählich selbst glaubte.

Cornelle ahnte wenig, daß man schon am abendlichen Biertisch in der „Wirtschaft“ oben im Dorf darüber dischkurierte, ob sie eine „Regierende“ oder nur „halt so eine Fürshtin“ sei, und welche romantische oder gar politische Untriebe sie in den abgelegenen Erdenwinkel verjagt hatten. Es wurden in diesen Tagen in Schopfingen uralte Sagen vom Manne mit der eisernen Maske und von in Wäldern gefundenen stummen Prinzenkindern aus dem Gedächtnisse hervorgeholt — auch von der Macht der Freimäurer raunte man sich seltsame Mären in die Ohren. Cornelies gleichgültiges Ablehnen von Frau Uffenbachers Anerbieten, sie in Dorf und Park umherzuführen, hatte diese schwerer gekränkt, als sie ahnen konnte. Aber die Uffenbacherin hatte es verschmerzt und eine gelegenerere Stunde abgewartet. Und nun wollte ihr die freche kleine Person, das Annerle, deren Freundschaft zu dem Geheimrat ihr ohnehin ein Dorn im Auge war, den Triumph mir nichts dir nichts vorweg nehmen!

Der Sturm der Wut begann bereits in ihrer gewaltigen Brust zu kochen und ihr das Blut in den Kopf zu treiben. Als die Mari, die Toni und das Annerle gegen drei Uhr, die auseinandergegangenen Gestalten zum erstenmal wieder in Korsetts gezwängt, mit Jacken, Hüten, Schleiern und Sonnenschirmen, die Treppe hinab kamen, brach das Unheil furchtbar aus und es gab ein Loben schwäbischer Flüche und Verwünschungen, daß das kleine Haus darob in seinen Grundfesten erzitterte. Cornelia, die weder ihrer Absage an die Uffenbacherin noch ihrer Zusage an das Annerle die geringste Wichtigkeit beimaß, machte zu derselben Zeit die Erfahrung, daß das Röhnische Wasser, welches sie über ihr Kanapee entleert hatte, die ihm entsteigenden Dünste keineswegs beseitigte, sondern nur um einen neuen vermehrte.

Sie wollte sich deshalb erheben und gleichfalls ankleiden, als das Gekreisch auf dem Flur bis zu ihr empor drang. Verstimmt öffnete sie ihre Thür, um Frau Uffenbacher anzurufen, und dadurch den wüsten Auftritt zu unterbrechen. Da hörte sie die zornige Stimme der Frau schreien:

„Wer hat die Erlaubnis für den gräflichen Park? Ich oder ihr? Das gab' Geschichte, wann die Herrschaft solchem Sauvolf wie ihr eins seid, ihren Park aufzum wolk! Der Herr Bollrat hat mir eigens gesagt: Sie, Frau Uffenbacher, jeder-

zeit —! Aber das Gefindel, das Sie da beherbergen, ja — ‚Gefindel‘ hat er gesagt! Was fällt euch bei — daß ihr euch hier herausputzt — schämen solltet ihr euch vorm hellen Tageslicht! Ihr H . . .!“

„Frau Uffenbacher!“ rief über ihr eine Stimme mit hartem, hochmütigen Klang, „ich wünsche Sie zu sprechen! Sofort!“

Das war keine Bitte mehr, das war ein Befehl — so streng, und aus einer so fernen Höhe herab gegeben, daß er auf den wollüstigen Zorn der Frau wirkte wie ein Sturzbad kalten Wassers auf tobende Flammen. Sie verstummte jäh und sagte nach einigen Sekunden ganz sanft: „Ich komm' schon!“

„Ich warte,“ antwortete Cornelia mit derselben hochmütigen Kälte, die im Gegensatz zu der freundlichen Milde, in der sie sonst zu sprechen pflegte, wie eine unerhörte Beleidigung wirkte. Sie verschwand und schloß die Thür ihres Zimmers.

Einige Sekunden später tappte der schwere Tritt der Uffenbacherin die schmale Holztreppe hinauf.

„Das gnädige Fräulein sind gewiß erschrocken,“ begann die Frau, ihr dunkelrotes, aufgeblähtes Gesicht zu einem harmlosen Lächeln zwingend, „ja, die Gesellschaft, die ich hier hab', da muß man als mal dreinfahre, anders ischt da kei Ordnung zu halte!“

Cornelia erhob sich von dem Stuhl, auf dem sie gesessen hatte und die Hebamme bekam plözlich

den Eindruck, sie habe nicht gewußt, daß die Gestalt vor ihr so viel größer und höher sei, als sie selbst. Auch sonst hatte sich das Gesicht des Fräuleins verändert. Aus der schmerzhaften Gleichgültigkeit war plötzlich eine Entschlossenheit geworden, die die weichen Züge straffte. Die großen Augen blickten mit einer so strengen Macht, daß die Uffenbacherin fast eine Schwäche und ein Zittern in den Knien befiel.

Cornelie sprach zu ihr, nicht laut und ziemlich langsam. Aber jedes Wort besaß einen Klang, spröde und scharf wie Diamantensplitter.

„Frau Uffenbacher,“ sagte sie und hielt das Weib fortwährend unter ihrem Blick, „ich will Ihnen jetzt etwas sagen und danach mögen Sie sich einrichten! Wenn ich hier im Hause bleiben soll, so darf niemals wieder ein solcher Auftritt stattfinden, wie gestern und wie eben dort draußen! Hören Sie —! Niemals wieder! Wie können Sie sich unterstehen, junge Mädchen, die sich zu Ihnen in Pension begeben haben, deren Geld Sie nehmen, über die Sie keine Macht und Gewalt irgend einer Art besitzen, mit Worten und Gebärden, wie ich sie hier gehört und gesehen habe, zu beschimpfen —?“

Die Uffenbacherin öffnete den Mund zu einer Verteidigung, aber Cornelie hob die Hand und Frau Uffenbacher senkte den Kopf und schluckte und schloß den breiten Mund.

„Das Leben dieser Mädchen draußen in der Welt geht Sie gar nichts an, verstehen Sie mich? Erlauben Sie sich noch ein einziges Mal in Worten oder Taten ein Urteil darüber, vergessen Sie noch einmal die Höflichkeit gegen die Mädchen, die sich Ihnen anvertraut haben, dann werde ich deren Partei ergreifen. Dann werde ich dafür sorgen, daß sie ein würdigeres Unterkommen finden — ich werde es für sie suchen, und Sie werden mir wohl glauben, daß ich es ohne Mühe finden kann. Der Vater der Toni und dieser Geheimrat, von dem Sie abhängen, werden durch mich benachrichtigt werden, was hier vorgeht. Und wir verlassen alle — hören Sie — alle! an demselben Tage das Haus. Sie sind dann ruiniert. Das werden Sie wohl begreifen! Ich werde dafür sorgen, daß jedermann erfährt, wie Sie Ihr Amt hier ausführen . . .“

Cornelie hielt inne und ließ der Uffenbacherin einige Sekunden Zeit zur Überlegung. Sie genügte, die Frau zur Besinnung zu bringen.

„Ich hab' mich hinreißer lasse,“ brummte sie stammelnd. „Die Geduld geht einem halt aus! Es soll schon nit wieder vorkomme.“

„Das erwarte ich von Ihnen. Sie wissen nun, was Ihnen bevorsteht, und Sie werden wohl nicht zweifeln, daß ich mein Wort halte.“

Frau Uffenbacher bewegte wie in einem krampfhaften Rauen und Würgen die Kinbacken. Der-

gleichen war ihr noch nicht geschehen, in ihrer ganzen Praxis nicht. Immer hatte sie nur winselnde, hilflose, ihrer Macht preisgegebene Weiber unter ihren Händen gehabt. Nun fühlte sie mit dumpfem Staunen etwas Fremdes, die Kraft eines Geistes, vor der ihre brutale und dumme Macht sich feige verkroch, wie der Hund vor dem Blick des Herrn.

Sie nahm sich zusammen, stammelte Entschuldigungen und Versprechungen und fragte schließlich demütig, das Fräulein werde doch ihre Worte nicht wahr machen, sie sei ein armes Weib, und müsse auch hart um ihren Verdienst arbeiten, und neun Kinder habe sie gehabt, die seien ihr alle gestorben, bis auf die paar, die in die Welt gegangen seien und sich nicht mehr um sie kümmerten. Cornelia hörte wenig mehr auf ihr Geschwätz, sondern starrte stumm zusammengefaßt vor sich nieder und wunderte sich, wie sie zu dem Mut gekommen sei, den Kampf mit diesem fürchterlichen Weibe aufzunehmen. Es war ihr unheimlich, daß sie so schnell die erste Schlacht gewonnen hatte. Doch war es wohl nur die erste Schlacht gewesen und weitere mußten folgen.

„Wünschen das gnädige Fräulein, daß ich den Tee herauf bringe?“ fragte die Uffenbacherin. „Der Bäcker im Dorf hat frischen Zwiebelluchen, der ischt als sehr gut — die Hanne könnt' springe und hole.“

Cornelia schüttelte schweigend den Kopf. Aber als Frau Uffenbacher, die sich entlassen sah, die Tür

schon erreicht hatte, rief sie ihr nach: „Ich werde von jetzt ab meine Mahlzeiten mit den übrigen jungen Mädchen nehmen.“

Allein geblieben, fiel sie von aller Kraft verlassen auf das Kanapee nieder und lag dort einige Minuten mit dem Gefühl, es sei ihr unmöglich, auch nur die Hand zu ihrer Verteidigung zu heben, wenn jetzt jemand käme und sie schlagen würde. Aber sie wollte nun bleiben und sie wollte den Kampf durchführen.

Cornelia trank in der Laube mit den jungen Mädchen Tee und nahm von den kleinen Kuchen, die Annerle anbot. Dann ging sie in Begleitung der breithüftigen Mari, der armen Toni und des molligen Annerle an Frau Uffenbacher vorüber zur Besichtigung des gräflichen Parkes. Und dies war das einzige Mal, während ihres Aufenthaltes in Schopfingen, daß ihr Fuß die heißumstrittene grüne Schattenwildnis betrat.

Achtes Kapitel

Es kam nun eine stille Zeit. Ein Friede, der dem Annerle schier unheimlich dünkte, herrschte zwischen der Uffenbacherin und ihren Fräuleins. Die Alte bezeigte ihnen demütige Unterwürfigkeit und nur die Hanne erfuhr, wenn Türen und Fenster geschlossen waren, in der Küche die wahre Meinung der Gekränkten.

Die Schweizer-Mari übte sich auf der Wiese im Spiel mit dem dicken Ziehkind des Hauses, das die Fräuleins das Versuchskind nannten, in mütterlichen Handgriffen. Die Toni räumte ihre Kommodenschubladen auf, kaute an einem Landjäger, untersuchte die Gurken im dreieckigen Gärtchen, ob sie noch nicht bald einen Salat geben könnten und erhielt an den Sonntagen den Besuch ihres Vaters, eines protestantischen Lehrers an der Volksschule einer kleinen bayerischen Stadt, den keines der anderen Mädchen jemals erblicken durfte. Das Essen wurde der Toni dann aufs Zimmer gebracht und man hörte ab und zu ein leises Gemurmel. Die Toni schrieb unter der Aufsicht ihres Vaters Postkarten an ihre Freundinnen, die er mitnahm, und auf der Rückreise in Augsburg in den Postkasten warf. Dort in Augsburg lernte Toni offiziell die Wirtschaft. Nach der Abreise ihres Vaters, die jedesmal um fünf Uhr nachmittags erfolgte, hatte

Toni rote Augen und ein vom Weinen aufgeschwollenes Gesicht.

Am Sonntag kam auch gewöhnlich die Rose von Ulm, um ihr Kleines bei der Frau Lebzelter in der unteren Dorfstraße zu besuchen. Zuweilen wurde sie von dem Leutnant in Zivil begleitet, dann frühstückten sie beide warm oben im Wirtshaus und die Rose bezahlte. Aber auch an solchen Tagen ließ sie es sich nicht nehmen, bei der Frau Uffenbacher einzuschauen. Eine sonderbare Anhänglichkeit fesselte alle die früheren Gäste an das kleine Tränenhaus, daß sie immer wieder kamen und mit Seufzen und Stöhnen sich in den niederen Stuben umsahen, wo sie ihres jungen Lebens bitterste Schmerzen gelitten hatten. Nur die Mutter des Agathle, das bei der rothaarigen Bärbe in der Pflege war, ließ sich niemals blicken, sondern fragte zuweilen brieflich an, ob die Kleine immer noch lebe, andere Kinder stürben doch, wenn man sie zu einer Ziehmutter gebe. Die Bärbe hatte nun erst recht einen Trost darauf, das Agathle groß zu bringen, und lief die Nächte durch mit dem Kind auf den Armen im Stübchen auf und nieder, weil es zahnte und unruhig war. Am Tage saß sie an der Maschine und nähte für die Bäuerinnen Kinderwäsche — denn das Kostgeld für die Agath' hatte die Mutter aus lauter Arger über den Eigensinn der Bärbe schon lange zu schicken vergessen.

Das Annerle war immer geschäftig, sie führte eine ausgebreitete Korrespondenz, packte und verschnürte zahllose Pakete und empfing andere aus allen Windrichtungen. Es war immer mit ihr ein eifriges und geheimnisvolles Treiben, als sei man acht Tage vor Weihnachten.

Cornelie hatte sich eine Tagesordnung aus Arbeit, Ruhe und Umherschlendern gemacht, die eine angenehme Gleichförmigkeit² und dadurch so etwas wie Häuslichkeitsgefühl mit sich brachte. In ihrem Zimmer lagen große Stöße von Büchern; die Empfindung zu haben, jeden Augenblick sich der Gesellschaft auserlesener Geister erfreuen zu können, sollte sie vor der trivialen Melancholie schützen, die ringsumher in der Luft verborgen lauerte.

Sie hatte bei den Bestellungen in den Bibliotheken auch ein wenig an ihre Hausgenossinnen gedacht, doch fand sie nur bei Annerle Dank und Begeisterung für geliehene Bücher. Der Toni war von Mutter und Großmutter der Genuß eines Buches höchstens im Verein mit dem Strickstrumpf gestattet worden.

Annerle dagegen stopfte sich mit Liebesgeschichten voll wie mit Kuchen und Zuckerwerk. Der mythische Hans wie der unwahrscheinliche Geheimrat versorgten sie schon reichlich mit solcher Art von Druckerschwärze, die leidenschaftlich Liebende nach

schauerlichen Abenteuern endlich zum erschnitten Ziele führt. Rote, grüne und gelbe Bändchen türmten sich auf ihrer Kommode zu fast ebenso hohen Stößen, wie in Corneliens Zimmer kulturhistorische und philosophische Werke. Und das war noch nicht alles, was Annerle an Lektüre verschlang — unter den blau und rosenrot behäkelten Bindeln in der Lade verbarg sich noch manches Heftchen, das allerlei wissenswerte Dinge enthielt, die verliebten Mädeln zu gewissen Stunden recht zugute kamen — von denen man aber besser nicht sprach . . .

Am wenigsten zu dem Fräulein Cornelie. Freilich war es auch wieder interessant zu erfahren, was denn so gebildete und ernste Damen von der Liebe lasen . . . Man mußte ja viel überschlagen, weil die Schriftsteller in den Büchern von Fräulein Cornelie so ein langes Wesen von Dingen machten, die gar nicht zur Sache gehörten. Aber manchmal war es doch auch richtig nett unanständig, und dann wieder so schön, daß einem die Tränen kamen.

Das Annerle fühlte sich in ihrer Würde mächtig gehoben, wenn sie mit dem Fräulein Cornelie literarische Gespräche führen durfte. Das Fräulein sagte zwar nicht viel, doch lächelte sie zuweilen. Das war jedesmal für Annerle ein Triumph. Sie kramte aus ihren mancherlei Lebenserfahrungen so viel aus, als ihre Erinnerung und ihre Phantasie nur irgend hergab. Und so erreichte sie es mehr

als einmal, daß Cornelia nach dem Abendessen eine Weile mit ihr auf dem schmalen Rain über den Haferfeldern, bis zu dem Wäldchen alter Apfelbäume hin- und herwanderte.

Cornelia begann gefesselt zu werden von den Erzählungen aus dieser Zwischenwelt, wo das scheinbar Unzusammengehörigste durch ein Gewirr mannigfachster Fäden verbunden wurde. Wie Annerles Sprache eine Mischung aus schwäbischem und bayerischem Dialekt bildete, so war sie auch unaufhörlich unterwegs zwischen Württemberg, Bayern und Baden. Durch ihr langjähriges Verhältnis zu dem Sohn ihres Chefs hatte sie eine sonderbare Art von Vertrauensstellung auch bei dessen Eltern und wurde zu allerlei diplomatischen Missionen unter dem Personal der Filialen des großen Warenhauses verwendet. Sie gehörte gewissermaßen zur Familie und gehörte auch wieder nicht dazu, es war einfach eine Taktfrage, die sie, wie es schien, richtig zu stellen und geschmeidig zu beantworten wußte. Sie zeigte Geschenke von der Mutter ihres Gefährten und seine Brüder schrieben ihr neckische Postkarten. Wo sie nur einige Wochen gewieilt hatte, besaß sie gleich eine Anzahl von Freundinnen und Verehrern, wußte sich überall nützlich zu machen und war alsbald durch ein kunstvolles Gewebe von hin- und hergehenden Gefälligkeiten mit den verschiedensten Gesellschafts-

schichten verknüpft. „Mei Hansel“ wurde beständig in Atem gehalten durch Besorgungen und Vermittlungen, von denen die wenigsten ihr selbst zugute kamen. Denn so gern sie Geschenke entgegennahm, gleich überlegte sie auch, wem sie mit der eben erhaltenen Gabe nun wieder eine Freude machen könne.

Zum erstenmal lernte Cornelia in der kleinen Buchhalterin eine jener munteren Lebenskünstlerinnen kennen, die ihr in der Historie wohl unter klingenderen Namen, in der Literaturgeschichte zuweilen durch die Schilderung eines verliebten Autors, in ihrer bürgerlichen Mädcheneristenz aber noch nie entgegengetreten waren.

Die jungen Fräuleins saßen bei dem schönen warmen Sonnenschein in der Laube und warteten auf das Mittagessen. Annerles Häkelnadel fuhr eilig zwischen grauen Wollmaschen hin und wider. Sie verfertigte ein warmes Tuch für die Mutter ihrer Freundin Lucie, die Frau Fabrikbesitzer Bubenberg in Ulferlingen, die so arg das Reißer in der Schulter hatte. Dabei erzählte sie vom Hansel.

„D Jesses — mei Mädeles, was so ein Mann alles von einem verlangt! Hat sich mei Hansel an einem lustigen Abend mit einer Kellnerin verscharmiert — betrunken ist er gewesen, — das hat

er mir geschwore, und ich glaub's ihm schon — aber nun denk't's euch, das Ding kommt in die Hoffnung und mei Hansel weiß sich kein Rat — und das End' von der Geschichte ischt, ich muß zu dem Mädele hin und muß es tröste und ihm ein Unterkommen schaffe. — Ich hab' mir die Augen fast aus dem Kopf geheult, dazumal — und der Hansel sagt noch ganz getrost: das tut doch unserer Lieb' keinen Abbruch Gar schon . . . ! 's hat ihr auf die lezt' auch keinen getan, aber ich war halt kreuzunglücklich zu dere Zeit. Seine Ruh' hat man keine Stund' mit so ein'm Leichtfuß —! Aber wie der Herr Direktor" — Annerle sagte vor lauter Hochachtung und Wichtigkeit stets „Direktor“ statt Direktor — „der Herr Direktor Häberle von Pforzheim, der als die Tapetenfabrik hat, und wann er in Geschäften nach Stuggert kommt, tut er immer in der Konditorci sitzen, wo ich mit meiner Freundin bedient hab' — als nur so aus Gefälligkeit — wie der mir einen Heiratsantrag gemacht hat — da hab' ich in mich hineingelacht und hab' gedacht: Mei Hansel ist doch ein anders goldiger Kerl. Der Herr Direktor ist ja kein Uebner; nur ein bissel arg dürr!“

„Weischt, Annerle, da muß ich dich gerad' bewundern, daß du zu dem andern Maidli gange bischt,“ rief die Mari, „nimmer hätt' ich das gekonnt und wenn ich hätt' sollen sterben . . . Du bischt halt gar gut!“ . . .

„Die Frau Bubenberg von Ilferlingen hat auch gesagt, es wär' gegen mei' Würd' gewesen,“ sagte das Annerle und reckte sich und ihr Mäschchen in die Höh'. „Ich hab' ihr als geantwortet: Mei Würd' trag' ich in mir selbst und eine Ehefrau, die ihre Würd' zu wahre hätt', die bin ich nit, und will ich auch gar nit sein. Das wär' mir schon viel zu sad, wenn ich nur als jeden Tag an mei Würd' zu denken hätt'. — Die Ehefrauen, die habbe gut rede, die wisset nit. Unserains fühl't's, wie's so einem arm' Ding zu Mut ischt] . . . Jesses — und mei Hansel, der hätt' mich bald auffressen vor Lieb' und Neumütigkeit . . . Er ist nun schon so, denkt nit weiter als an sein Vergnügen, wenn er luschtig ist, ich mag ihn auch nit anders Ja . . . gnädige Frau — so geht's zu in dere Welt!“

„Nennen Sie mich nicht immer gnädige Frau,“ sagte Cornelia, „ich bin keine gnädige Frau'. Ich bin nichts anderes als Sie alle. Nennen Sie mich ruhig Fräulein Cornelia.“

„Cornelia ist ein arg schöner Name und wie geschaffen für die gnä — — für das Fräulein.“ Annerle sprach das Fräulein pointiert hochdeutsch aus. „Wir wisset's doch, daß Sie aus einem andern Holz geschnitten sind als mir, mir haben auch Augen im Kopf“

Cornelia zog die Brauen zusammen. „Bitte nicht . . .“ sagte sie nervös und hob, um die Auf-

merksamkeit abzulenken, den Deckel von der Schüssel, die Hanne soeben mit einem Krach auf den Tisch gestellt hatte.

„Ach du lieber Gott, wieder Lunge!“

„Der Satan!“ schimpft Mari, „mir steigt der Ekel schon im Hals herauf.“

Lunge mit saurer Sauß' war ein Gericht, das, wie Frau Uffenbacher den Damen erklärt hatte, besonders bedrückend für ihren Zustand sei. Sie erhielt die Lunge, welche die Bauern nicht essen wollten, für ein paar Pfennige vom Metzger, und so setzte sie sie den Fräuleins jede Woche zweimal vor, denn es gab zwei Metzger in Schopfingen. Und hätten diese zwei Metzger jede Woche mehr als zweimal geschlachtet, so hätten sie sie eben viermal vorgesetzt bekommen. Seit Cornelia erklärt hatte, sie wolle bei den andern Mädchen essen, war es zu Ende mit den Koteletts und Beefsteaks. Cornelia fühlte, daß es unmöglich sei, unter diesen Verhältnissen auf eine besondere Kost zu dringen.

So versuchte sie denn, von den großen Würfeln des weichlichen porösen Gewebes in der dicken graulichen Mehlkugel einige Bissen herunterzuwürgen. Aber so lange sie lebte, befiel sie hinfort ein unnatürlich heftiger Schauer und Ekel, sobald sie nur irgendwo das Wort Lunge aussprechen hörte. Toni und Mari halfen sich mit Kartoffeln, die sie in Mengen und mit anscheinendem Genuß verzehrten.

Die Kartoffeln verursachten Cornelia Magendruck. So verzichtete sie denn an den „Lungentagen“ lieber auf das Mittagmahl, und kaufte sich unten bei der Fischerin ein frischgelegtes Hühnerei. Mehr als eines am Tage bekam sie dort nicht, weil die Gastwirtin die andern nahm, und eine solche Frau nicht verletzt werden durfte.

Der Nachmittagstee war das beste vom Tag. Die Sonne schien auf die hohen dunkelblau blühenden Salbeistauden, auf die rosigen Esparsettetraubchen und die Sternblumen der schönen Wiese. Vom Tal herauf glitzerte zwischen dem grauen Erlengebüsch das muntere Flüsschen und in der Ferne glänzten am Horizont, aus feinem Duft der Ferne tauchend, die Umrisse der Schnealpen. Annerle sorgte, daß der Tee gut und stark war. Sie bezog eine vorzügliche Sorte aus der „Konditorei“, und die unter den Süßigkeiten dort waltende Freundin, wie auch die mütterliche Frau Bubenbergs aus Ilferlingen sandten abwechselnd gutes schwäbisches Gebäck. Als die Schweizer-Mari nach Stuttgart zu Einkäufen fuhr, beauftragte Cornelia sie, auch für ihre Rechnung einen Kuchen zu besorgen, und sie selbst brachte die ersten Kirichen. So lieferte schwesterlich ein jedes, was es eben erreichen konnte, zur Verschönerung der gemeinsamen Feierstunde. Nur die arme Toni vermochte nichts beizusteuern, denn sie besaß weder Geld noch Leckereien in ihrer

Schatzkammer. Die Landjäger wurden von den andern verschmäht. Darum lehnte sie auch mit schweigsam-troziger Zurückhaltung ab, an dem Kuchenmahl teilzunehmen. Cornelia wußte nicht, ob sie gut daran täte, den ein wenig beschränkten, doch sichereren bürgerlichen Ehrbegriff, der hier waltete, durch Zureden zu erschüttern. Endlich traf nach einem Besuch des Vaters, dem Toni wohl ihre Pein, sich nicht revanchieren zu können, gebeichtet hatte, ein Napfkuchen von der Großmutter ein. Da griff auch Toni wacker zu, und man sah nun an ihrem gierigen Einbeißen, wie viel ihr die Enthaltbarkeit gekostet haben mochte.

Als die Mari aus Stuttgart von ihren Einkäufen heimkehrte, trat das breitschulterige Schweizer-Mädel, dunkelrot vor Aufregung, mit einem in Seidenpapier gehüllten Päckchen vor Cornelia. Sie lächelte schüchtern und wurde dabei von Ammerle aufmunternd in die Seite gepufft.

„Ich hab' Ihne auch was mitgebracht, Freile Cornelia,“ kam's unbeholfen kindlich in den harten Kehllauten ihres kaum verständlichen Schwizerdütsch. „Nehmen Sie's nicht für ungut — seien's mir nicht böß — ich dacht' nur, weil, wenn mein Stündle kommt und ich bald fortgeh, wollt' ich einer jeden ein klein's Andenken“. . .“

Die Tränen quollen ihr, in der Angst, das Fräulein könne beleidigt sein. Cornelia aber lächelte

liebenswürdig und nahm aus ihren Händen eine Mundtasse mit dem Buchstaben „C“ groß und deutlich in blauer Farbe darauf gemalt, entgegen. Sie dankte herzlich, und bewunderte die Tasse nach Gebühr. Ammerle rief triumphierend: „Siehst, die Fräulein Cornelia ischt nit so kleinlich, ich hab' dir's gleich gesagt, daß sie sich freuen wird.“

„Gewiß freu' ich mich,“ rief Cornelia, „und ich werde täglich aus der Tasse trinken, die von der Frau Uffenbacher ist so schwer und grob.“

„Es ischt nur,“ stotterte die erglühende Mari, „weil ich's nicht mit anschauen konnt', daß das Freile aus der Tass' trinke muß, wo die Frau Uffenbacher des Nachts ihre Zäh'n' drin aufbewahrt!“

„O Gott im Himmel!“ rief Cornelia, die Hände vors Gesicht schlagend und Ammerle schrie: „Mari, du Schneegans, das hatte' wir ihr doch nit sage wolle!“

„Ja, mein Helland, 's ischt mir so heraus gewutscht,“ beteuerte die Mari und sah so lieb und verstört aus, daß Cornelia über dem Erbsten und der Freude an dem prächtigen, treuherzigen Geschöpf den Ekel überwand.

Neuntes Kapitel

Cornelie saß in ihrem Zimmer an dem etwas wackeligen Tisch, den sie aus offene Fenster gerückt hatte, und schrieb:

„Modelt die Frau sich nach der Kunst, oder ist die Kunst nur ein sichtbares Symbol für Umwandlungen im Wesen des Weibes?“

Ruhevoll unschuldig blühten die heiligen Jungfrauen und die jungfräulichen Mütter der Primitiven, unbewußt der eigenen Lieblichkeit, gleich den Lilien auf dem Felde. Das Weib der Renaissance aber wurde das Weib-Siegerin. Königlich thronte sie auf dem Sessel ihrer Macht und ihre Macht ruhte auf der Begierde des Mannes. Das Wissen hatten die Jahrhunderte ihr verliehen, und es gab ihrem Lächeln einen satten Stolz, ihren Händen die sichere Haltung der Besitzenden.

In den Frauen des Tokoko zeigt sich schon der leise Zynismus, der alle Reize seiner Reichthümer durchforscht hat, dem die eigene Macht kein heiliges Geheimnis mehr ist, der leichtfertig zu spötteln beginnt über die Grenzen der königlichen Herrschaft — über ihre Allgewalt und ihre Unzulänglichkeit.

Das kokette Lächeln der gepuderten Reifrockdamen, die ihre wollüstigen Busen zur Schau tragen, wie die Insignien ihres fleischlichen und galanten Königreichs, birgt schon ein wenig Ver-

achtung des Besiegten. In ihren lustern blickenden Augen dämmert der noch in Scherz verhüllte Schmerz über eine Herrschaft, die ihrem Ende naht, weil das Weib ihrer überdrüssig zu werden beginnt.

Welche geheimnisvollen Geseze treiben sie, den Gebieten ihrer unumschränkten Gewalt so entschlossen den Rücken zu kehren?

Die Frau von heute, wie die Kunst sie in ihrer typischen Wesensart zu erfassen sucht, ist eine Gestalt der Sehnsucht geworden. Sie trauert weder, noch genießt sie — ihre ranken, schlanken Glieder dehnen sich nach etwas Unendlichem; die Linien ihres Profils bedeuten ein Lechzen nach dem Unausprechlichen, ihre Augen suchen das Übersinnliche hinter den Dingen dieses Staubes . . . Ihre Hände — müde und doch verlangend geöffnet — tasten unsicher nach Kostbarkeiten und Früchten des Wissens, die nur ihren Träumen sichtbar, über ihnen in blauen Lüften zu schweben scheinen — ihre Füße berühren nur noch flüchtig diesen Boden und streben nach unbekanntem Fernen, wo in dunklen Tiefen die Erkenntnisse des Lebens ruhen, zu denen bisher nur der Mann den Schlüssel besaß. Genügt der stolzen unzufriedenen Frau unserer Gegenwart noch eine Herrschaft über die Sinne des Mannes, den sie liebt? Einer mystischen Vereinigung der Seelen und der Geister strebt sie, von dunklem

Drange getrieben, entgegen. Und doch ahnt sie — eine neue Eva — schon, daß das Kosten von jener lockenden Frucht der Erkenntnis sie für ewig aus dem Paradiese ihrer Jugend und alles selig blinden Glückes vertreiben wird.“

Nachdem Cornelia diese Sätze beendet hatte, hielt sie inne und ruhte ein wenig. Resignierte Behmut im Erfassen der auch für ihr eigenes Dasein so verhängnisvollen Wahrheit mischte sich mit dem Vergnügen an der Formel, die sie dafür gefunden.

Jetzt hörte sie, zum ersten Male wieder seit manchem Tage, vom Flur herauf ein Geheul und Gekreisch böser Weiberstimmen tönen. In der nächsten Minute wurde ihre Türe aufgerissen, das Annerle stürzte herein, durch Zorn und Weinen zerzaust, rot, geschwollen und fürchterlich entstellt.

„Die Sau!“ schrie sie gellend, „das Weib — das Nas von einem Weib! Die Augen wenn ich ihr austragen könnt, dem Satansbraten!“

„Um Gottes willen — Annerle — was ist geschehen —? Beruhigen Sie sich doch!“

„Beruhigen?“ heulte Annerle, „oh, mei Freile Cornelia, was das Weib mir antan hat, die böse, böse Her . . . Hab' ich Ihnen nit gesagt — anonyme Brief' schreibt's, das Vieh . . . An meine Leut' daheim! Und nun wissen's alle, wie's um mich steht — und daß ich zum zweitenmal in der

Hoffnung bin . . . Oh, mei Jesus . . . Mei Mutter möcht gerad ins Wasser geh'n vor Scham!“

Cornelia starrte sie an, eiskalt vor Schrecken.

„Das hat die Uffenbacher getan . . .“

Annerle trocknete sich mit dem bereits völlig durchweichten Taschentuch das tränentropfende Gesicht.

„In der Kontitorei wissets sie's auch allbereits,“ schluchzte sie. „Oh, mei Fräulein Cornelia, was hat unsereins zu leide.“

„Annerle — sind Sie ganz sicher, daß die Uffenbacher —? Haben Sie Beweise?“

„Beweise? Ja, wenn doch mei Mutter einen Brief bekommen hat . . . Eine die 's gut mit Ihne meint' hat drunter gestanden — ja — gut meine — das Lügenmensch das! Und die Kellnerin — das Mädele, das eine Was' ist von der Uffenbacher ihrer Schwägerin, das hat 's in Stuggert 'rumbracht, schreibt mei Freundin!“

„Das klingt freilich verdächtig.“

„Fräulein Cornelia, das Weib hat sich rächen wollt', weil Sie so freundlich mit uns verkehren, und mit ihr mir so sprechen, wie halt zu 'ner Untergebenen, das host sie arg — das müssen mir alle Tag' hören . . . Ich habe dran glaube müssen, ich arm's Hascherle, an Sie und die Fräulein Toni da wagt sie sich nit! Da hat sie Angscht! O je, o je! Mei arm's Mutterle, die kann ihre Augen

ja nimmer aufschlagen, die kann ja in Pfaffenhofen nimmer auf die Straß' unter die Leut gehn!"

„Aber Annerle, Ihre Mutter wußte doch vom Ersten, und daß sie das Verhältnis mit Ihrem Hansel haben, da kann sie doch nicht so überrascht worden sein!"

„Ja — aber daß wir halt so faudumm sein würden, das hat sie doch nit denkt," gestand das Annerle kleinlaut. „Wenn sie nur nit in der erschten Rag' gleich den Brief hätt' verbrannt! Ich hätt' lei Ruh' geben — das Weib hätt' ich ins Zuchthaus bracht! Das hätt' ich getan! Bei allem was mir heilig ischt, das hätt' ich getan," schrie Annerle und ihre blauen Augen blitzten rachgierig. „Wenn's doch wenigstens nit noch so ausverschämt lügen wollt' — und von Beleidigung reden — und ich müßt noch heut' aus dem Haus . . . — Auf der Stell' pack' ich mei Sach' und fahr' zum Herrn Geheimrat nach Stuggert. Der soll die Geschicht wissen, der soll jetzt wissen, wie's hier steht.“

Sie stürzte, voll dieses neuen Entschlusses, zur Tür hinaus. Cornelia begriff vollständig, daß das Mädchen keine Stunde länger mit Frau Uffenbacher unter einem Dache sein wollte. Es tat ihr leid, sie fühlte einen Schmerz in der Brust, den sie vor zwei Wochen noch nicht für möglich gehalten haben würde. Der Verlust dieses munteren und originellen Mädchens, die ihr so manche öde Stunde

vergnüglich verplaudert hatte, kam sie hart an. Doch auch hierin hatte man sich eben zu fügen.

Es war ihr fast unheimlich gewesen, daß sie auf einen Schlag sollte über die Hebamme gesiegt haben. Nun nahm diese ihre Revanche — und sie würde noch manche nehmen für die Stunde der Demütigung, die sie hier vor dem tabaksduftigen Kanapee erlitten hatte . . . Sie waren Feinde, und würden es bleiben, bis die Zeit in diesem Hause durchlitten war — ja vielleicht — wer konnte in die Zukunft sehen — für länger noch — für viel länger . . .

[Cornelia senkte ihren Kopf tief in der Erkenntnis, daß mit dem Augenblick, da sie zum erstenmal menschliches Glück genossen hatte, sie eingetreten war in den Kreis der Gehezten, Verfolgten, Verfehmten — preisgegeben jeder Gemeinheit — nichts anderes mehr als eines jener armen, kleinen, mißhandelten Mädchen um sie her. Und vor ihr gähnte ihr Leben als eine von finstern Dingen erfüllte Tiefe.]

Nach einer Weile ging sie hinüber um zu sehen, ob sie Annerle mit Trost und Hilfe beistehen könne. Sie fand das Mädchen nicht, und hörte von Toni, Annerle sei ins Dorf gelaufen, um sich mit der Fischerin und der roten Barbe zu beraten.

Toni sprach ruhig und verständig zugunsten einer Versöhnung der Streitenden. Die Uffenbacherin versichere, nichts von der Angelegenheit zu

wissen. Sie behauptete, daß Annerle das Geschwätz selbst veranlaßte, indem sie vor kurzem erst, wo doch ihr Zustand schon deutlich sichtbar gewesen sei, in Stuttgart mit eben jener Was der Schwägerin geschwätzt habe. Und woher der Brief komme, das könne doch kein Mensch wissen, wo das Annerle jedweden auf der Gasse ihre Geheimnisse anzuvertrauen pflege!

Dies war alles richtig. Cornelia wurde wieder ein wenig unsicher, ob man ihrer Hauswirtin mit dem Verdacht nicht am Ende Unrecht tue.

Übrigens deutete die Toni auch noch an, die Frau Uffenbacher habe gesagt, sie könne das Annerle gar nicht fortlassen, denn sie habe „Garantie für sie übernommen“ beim Herrn Geheimrat, der im Auftrage des Herrn Dekans, Annerles Onkel, für ihren Unterhalt bezahle. Der geistliche Herr aber gebe das Geld nur unter der Bedingung, daß Annerle sich still bei der Uffenbacher, und strenge von der Welt zurückgezogen halte! Darum müsse man dem Annerle, wenn man es gut mit ihr meine, auch zureden, ihren Zorn herunter zu schlucken, sonst käme sie in arge Angelegenheiten.

So geschah es denn auch. Annerle packte ihre Sachen nicht, sondern blieb im Tränenhaus. Sie hatte nur zuweilen Weinanfalle oder schleuderte der Uffenbacherin im Vorübergehen vergiftete Bemerkungen zu über Personen, die wegen Absendung anonymen Schmähbrieft zu vielen Jahren Zucht-

haus verurteilt waren. Eines Abends fand die Hebamme einen Zeitungsartikel, der sich mit einem solchen Falle beschäftigte, durch Stecknadeln auf dem karrierten Kopfkissen ihres Bettes befestigt. Diese Tat gewährte Annerle eine entschiedene Erleichterung. Seitdem wurde sie ruhiger.

Auch ihre Mutter in Pfaffenhofen schien sich, nachdem sie durch heftige Vorwürfe ihr moralisches Gewissen befriedigt hatte, mit den Tatsachen abzufinden. Schon der nächste Brief beschäftigte sich mit der Frage der Unterbringung des zu erwartenden Enkels. Der Vater habe erklärt, ins Haus nehme er nicht noch ein zweites, aber eine Was auf dem Lande wollte gern das Kostgeld verdienen. Und der Bruder, der geistliche Herr, habe gemeint, es sei immer noch besser, die Kinder würden in einer christlich-katholischen Familie erzogen, als seine Nichte heirate einen ungetauften Juden. Seine Schwester möge in Geduld ihr Kreuz tragen. Das wolle sie denn auch, nur möge Annerle dafür sorgen, daß der Hans den Kleinen auch ein Stück Geld verschreibe — haben tue er's ja dazu!

Als Annerle diesen Passus am Teetisch in der Laube vorlas, lächelte sie befriedigt in sich hinein und erklärte: „Ist schon längst geschehen. Vierzigtausend läßt er auf die Kinder schreiben, und wenn's ein Dub' ist, macht er's notariell. Mei Hansel läßt sich mit lumpen!“

Am bittersten blieb ihr die Vorstellung, welchen Eindruck die Nachricht in der „Konditorei“ gemacht haben möge, und daß die Herren, die dort verkehrten, sie nun nicht mehr für ein „braves Mädele“ halten würden! Und sie hatte doch nie von ihnen Trinkgeld genommen, hatte sich mit ihrer Freundin's Wort drauf geben Sogar als der Türke, der auf der technischen Hochschul' studierte, ihr ein Zwanzigmarkstückel in die Hand drücken wollt', habe sie es abgelehnt: „Mein Herr — eine Kellnerin, die Trinkgeld nimmt, bin ich nicht . . .“

Und nun war ihr guter Ruf doch verloren! Wie würde das den Herrn Direktor Häberle kränken — arg nah gehen würd's ihm — er habe gar viel von ihr gehalten und stets gesagt: Da kann man sehen, wie eins luschtig sein kann und doch seine Bravheit bewahren . . . O Jesus Marie!

„Mein gutes Annerle,“ versuchte Cornelia zu trösten, „Sie leben doch schon lange mit Ihrem Hans und wissen, was Sie dafür aufgegeben haben, und daß er es Ihnen auch dankt . . .“

Annerle sah das Fräulein mit großen Augen an. Dann blickte sie nachdenklich und sehnsüchtig seufzend ins Weite. „Schon — schon,“ sagte sie trübselig, „aber man hat doch immer das Verlangen und möcht' von die Leut' für ein anständiges Mädele gehalten sein! Mei Freile Cornelia, wenn

ich jetzt als nur erfahre möcht', was der Herr Direktor Häberle von mir denkt!“

Sie sollte es erfahren und das wurde ein glorreicher Tag für das Annerle von Pfaffenhofen. Aus der Konditorei kam durch die Post eine runde Schachtel an ihre Adresse, die enthielt eine köstliche, mit bunten Früchten belegte Nusstorte. In weißen Zuckerperlen stand in ihrer Mitte zu lesen:

Dem Fräulein Anna
in unveränderter Verehrung und Hochschätzung
ein entsagender Freund.

Die zwischen den Kuchen waltende Freundin aber schrieb als Kommentar:

„Der Herr Direktor Häberle läßt Dir herzlich Glück wünschen. Er fragte mich, womit er Dir eine Freud' machen könnt', da hab' ich gesagt, in Dei'm Zustand wär' man als arg auf Süßes. So nehmen wir eine Nusstorte, die hat sie immer am liebsten gegessen, hat er gesagt — aber mit viel Früchten drauf — Sie wissen schon, Fräulein! Und dazu hat er einen tiefen Seufzer getan, und ganz blaß ist er gewesen und hat kein Wort geredt den ganzen Abend.“

Annerle strahlte. „Ein sehr anständiger Mann, der Herr Direktor Häberle,“ sagte sie in tadellosem Hochdeutsch, was bei ihr stets das höchste Maß der Anerkennung ausdrücken sollte.

Sie lud alle Fräuleins zu der Torte ein. Aber der Mari mußte ihr Teil ans Bett gebracht werden, denn aus lauter Aufregung und Teilnahme war sie vier Wochen zu früh niedergelassen und das Kleine war Gott sei Dank gleich gestorben. Sie war dem Annerle recht dankbar für diese Guttat. Annerle selbst war in der Freude, den treuen Verehrer nicht verloren zu haben, so versöhnlich gestimmt, daß sie selbst ihre Feindin, Frau Uffenbacher, zu der kleinen Feier holte und sie reichlich mit Kuchen versorgte. Nur das Mittelstück, das die Widmung trug, behielt sie für sich selbst und knabberte gerührt, mit Tränen in den Augen, an den Zuckerperlen, die so viel Güte und Liebe verrieten.

Cornelie hob ihre Teetasse und rief lachend, mit einem übermütigen Glänzen in ihren grauen Augen: „Der Herr Direktor soll leben, hoch — hoch und dreimal hoch —!“ Alle stimmten begeistert ein.

Frau Uffenbacher wollte sich erkenntlich erweisen, zog einen Brief aus der Tasche und sagte geheimnisvoll: sie habe eine gute Neuigkeit für die Damen, vielleicht könne noch eine von ihnen ihr Glück machen. Drauf hatte sie ihre Brille an den Ohren fest und las ein in sonderbar verschöndertem Kanzleideutsch abgefaßtes Schreiben, in dem ein Schneidermeister aus Ulm ihr freundlich zu wissen gab, er suche eine Frau und habe keine weiteren Vorurteile, er könne einem Mädchen mit Kind eine gute Ver-

sorgung bieten, weil er mit der Absicht umgehe, sein Geschäft auf feinere Tuche auszudehnen und einiger tausend Taler dazu benötige.

Die Frau Uffenbacher schaute sich triumphierend unter ihren Damen um, und sprach: „Das wär' als eine Gelegenheit, die ich mir nit würd' entgehen lasse. S' ischt doch immer besser, so ein Würmle hat sei Vater, wann's auch ein Stümm'le koschet — der Schneider ischt ein rechtschaffner Mann — da ischt nix gegen zu sagen . . .“ Sie hielt verwundert inne — Cornelie, die ernsthafte Cornelie, hatte sich gegen die Holzwand der Laube gelehnt, lachte laut und schallend und konnte sich aus ihrer Heiterkeit gar nicht wieder zurechtfinden.

„Ja — die Freile Cornelie ischt als wohl zu vornehm,“ sagte die Uffenbacherin beleidigt. „Aber für die andere Freile wär's doch vielleicht was! — Nun, ich hab' als mei Pflicht getan, und mei Auftrag ausgerichtet! Und so lache wie die Schneegans' brauchtet ihr als auch nit, wenn ein rechtschaffner Mann euch ehelichen will.“

„Nein, Frau Uffenbacher, da haben Sie ganz recht,“ sagte Cornelie mit verdächtiger Sanftmut. „Manch' eine würde Ihnen gewiß herzlich dankbar sein! — Nur — ich glaube — wir drei eignen uns nicht gerade zur Vergrößerung des Tuchgeschäftes mit feinerer Ware!“

„Wenn's ein Kaufmann wär', aber ein Schneider . . .“ sagte die arme Toni leise und nachdenklich.

Cornelie wurde hinausgerufen, der Briefträger habe Geld für sie. Und sie trat, die Hand voll Goldstücke, wieder ein. Es war das Honorar für ihren Essay über die Sehnsucht des modernen Weibes.

Die andern schielten neidisch und neugierig nach dem Schatz in ihrer Hand. „Dafür könnt' man gewiß zehn Pfund Kirschen kaufen,“ sagte die arme Toni.

Zehntes Kapitel

Auf den grünen Weiden jauchzte und jubelte die laute Lust der Heuernte. In Schwaden sank die Blumenpracht, die das hügelige Gelände in tausend bunte, zarte Farben gehüllt hatte, unter den ruhigen, gleichförmigen Hieben der Sensen, deren Dengeln seit vielen Abenden die Stille mit kurzen, scharfen, einförmigen Klängen erfüllte. Die Luft war schwül von den betäubenden Düften der sterbenden Blüten, des dorrenden Grases — müde und schwer schritten im Dämmern der Nacht die schweißtriefenden, braungebrannten Schnitter heim, die Sensen wie blitzende Todesswaffen aufgeschultert, den Wehstein im Lederbeutel am Gürtel hängend. Aber auf den hochgetürmten Wagen, die mit Gerassel und Geklirr ins Dorf einfuhren, kreischten und lachten die rotglühenden Mädchen unter ihren weißen Kopftüchern, wenn die Fäuste der Burschen durchs Heu faßten und sie in die Waden kniffen.

Cornelie kam vom Kirchhof, der von einer grauen Feldsteinmauer umgeben, auf windverwehelter Höhe jenseits des Dorfes lag. Ihr hatte sehr davor gebangt, die Geburt eines Menschen zum ersten Male in dichtester Nähe mitzuerleben — mit zu durchfühlen . . . Während sie einige Einkäufe in Stuttgart machte, war dann alles schon abgetan

gewesen, sie hatte die Mari friedlich und erlöst im Bett gefunden und das Kleine war ohne weitere Zeremonien auf der Grenzscheide zwischen geweihter Erde und ordinärem Feldrain, wo die aus dem Hause Uffenbach zur Ruhe kamen, dem Staube übergeben worden. Heute hatte sie sein Gräblein besucht, auf dem ein paar dünne Halme wilden Hafers und einige blasse Skabiosen sproßten. Cornelia hatte ein Kränzlein aus Wiesenblumen dazu gelegt und ging nun langsam heim, durch den schwülen Duft und die laute Fröhlichkeit der Heuernte. Sie war todestraurig und verzagt. Wenn Mari, das prachtvolle Schweizermädchel mit den breiten Schultern, den üppig geschwungenen Hüften, kein lebendiges Kind zur Welt bringen konnte, wie würde es ihr dann ergehen — deren Jugendkraft verbrannt war unter allzu langem Sehnen, unter den Feuern allzu harter geistiger Arbeit. Vor drei Wochen noch, als die Mari mit dem dicken Versuchskind unter dem Birnbaum spielte, hatte sie ein Bild köstlichster mütterlicher Fruchtbarkeit gegeben. Jetzt war sie glücklich, weil das Würmchen, das sie geboren hatte, unter wildem Hafer und Skabiosen still vermodern durfte. Cornelia erzitterte vor Angst, daß auch sie nach ein paar Monaten vielleicht — als wäre nichts geschehen — in die Lüge ihres bisherigen Mädchenlebens zurückkehren könne. Sie sah sich wieder in ihrem alten Mädchen-

bette ausstrecken, hörte die Stimme ihrer Mutter neben sich, ihr dieselben Ermahnungen gebend, die Schuhe vor die Tür zu stellen und sich nicht zu erkälten, welche sie einmal dem kleinen Ding an ihrer Seite gegeben . . . Sie fühlte wieder den Überdruß der fliehenden Tage, die von dem unsicheren Schimmern einer vorsichtigen männlichen Galanterie, von den unfruchtbaren Schwärmereien erregter Freundinnen blaß vergoldet wurden . . . Eine Sehnsucht nach Tod und Vergehen schwoll wie eine gewaltige Welle aus Meerestiefen aus ihres Wesens innerstem Verlangen empor — überflutete alle Dämme, die Vernunft und Wille errichtet hatten — gierte — lechzte nach Vernichtung — wie nach letztem Glück.

Mit dem Kind im Arm an der Kirchhofsecke auf dem öden windumwehten Hügel zu schlafen, schien ihr so süß und friedlich.

Nach dem anreizenden Stachel, den das neue unbekanntes Leben anfangs für sie gehabt, war sie in der letzten Zeit völlig zurückgesunken in eine unermessliche Gleichgültigkeit. Nichts, was die Zukunft ihr noch bringen konnte, und kein Mensch, von dem sie wußte, dünkte ihr wert, um seinetwillen auch nur eine Stunde länger zu leben. Die Liebe und jedes Band zwischen ihr und allen, die ihr einmal nahe gestanden, war in ihr abgestorben, und mit dem letzten Rest von Haß gegen den

Mann, der sich unter der falschen Flagge einer inneren Gemeinschaft, die niemals bestanden, in die wohlverwahrte Festung ihres Herzens eingeschlichen hatte — der sich den Vater ihres Kindes nennen durfte — schwand auch der letzte Rest von Gefühl für ihn aus ihrer Brust. Zwischen ihrer Mutter und ihr hatte schon ihre Leidenschaft zu diesem Fremden das Band zerrissen, das so wie es früher gewesen war niemals wieder geknüpft werden konnte. Was auch geschehen würde — wie wenig oder wieviel die Mutter erfahren mochte, daß sie nicht die erste und einzige in Corneliens Leben geblieben war, würde sie ihr nie verzeihen. Die Tochter wußte es gut genug.

Und das Kind? Das Kind? Würde sie es lieben —? Würde sie es hassen? Würde es ihr ebenso gleichgültig bleiben, wie alles andere auf dieser Welt, weil ihr Gefühl überhaupt gestorben war, an der fürchterlichen Enttäuschung, die sie erlitten hatte?

Sie fragte und fragte . . . Niemand gab ihr Antwort und sie wußte selbst keine Antwort. Aber sie erinnerte sich der Zeit, da sie ihren Vater verlor. Sie war damals dreizehn Jahre alt gewesen, und hatte sich in unermesslicher Verzweiflung in ihren Gebeten an den Thron Gottes gleichsam angeklammert — hatte mit Fäusten der Wut und Empörung an die Pforten gehämmert, die das Wunder vor ihr verschlossen — Gott war un-

erschütterlich geblieben, die Pforten des Wunders hatten sich nicht geöffnet — sie hatte ihn verlieren müssen. Und dann waren die Jahre gekommen, an die sie nun so oft denken mußte, die man die schönsten der Jugend nennt und die gleichgültig und leer für sie gewesen waren, weil sie selbst innerlich tot war, abgestumpft für jedes Gefühl, unfähig jeder wirklichen Anteilnahme.

Endlich hatte die erste starke Liebe zu einem Manne sie aus jenem Zustande von Erstarrung geweckt — eine Liebe, die niemals erwidert wurde. Doch was sollte sie nun wohl wecken?

[Wie sollte sie denn aus Eis und Schlacken so viel Wärme zusammensuchen, wie ein kleines Kindchen zum Leben braucht. Wie sollte sie, erzitternd unter der Qual dieser inneren Kälte die Glut und Kraft zu einer Mütterschaft hernehmen, die täglich neu gegen eine Welt von Hohn und Mißbilligung verteidigt werden mußte.]

Cornelie blieb stehen auf der einsamen Straße und rang die Hände und blickte mit vor Angst weit aufgerissenen Augen umher.

[„Mein Gott, mein Gott, laß mich doch sterben — gönne mir, daß ich sterben kann,“ murmelte sie, wie eine Kranke in unerträglichen Schmerzen, und wußte dabei doch, daß der Glaube an einen waltenden Gott, der solches Gebet erhören kann, längst in ihr ausgetilgt war.]

Plötzlich befiel sie das Bewußtsein, den Tod regieren und mit eigener Hand sich zu Willen zwingen zu können, wie eine wundervolle, tröstende Erlösung. Nein — sie brauchte nicht zu leben, wenn sie nicht leben wollte, und ihr Kind brauchte nicht zu leben, wenn sie es nicht wollte! Kein Gott war im Himmel, kein Gesetz auf Erden, von dem sie gezwungen werden konnte, weiter zu gehen, wenn sie zu müde war — kämpfen zu sollen, wenn sie nur noch zu schlafen begehrte.

Eine listige, heimliche Freude dämmerte in ihrer Seele — als betröge sie irgend jemand um einen seltsamen Triumph, wenn sie sich und das Kleine allen Bitterkeiten, die man ihnen zu trinken geben wollte, still und sicher entzöge.

Und die Angst vor dem Leben löste sich auf in der Begier nach dem Tode . . . Wenn sie wieder kommen und sie überwältigen wollte, so brauchte Cornelia nur unterzutauchen in das ewige Meer des Vergehens, wo es so gut und friedlich zu ruhen war.

Ihre Phantasie begann spielend und versucherisch die Wege zu gehen, die dorthin führten — begann allen Möglichkeiten nachzuträumen, berauschte sich an den Schrecken des Todes, wie an Opiumdüften des Vergessens.

Sie sah ihr Kind nicht mehr lebendig, rosig, mit Blumen bekränzt, wie damals, an jenem

Sonnenmittag — sie sah es schlaff in ihrem Schoße liegen, die Gliederchen steif, das Mädchen in dem grünweißen Gesicht mit einem süß-wehen Ausdruck ein wenig schief gezogen, sie fühlte die Kälte der kleinen Leiche erstarrend in ihr eigenes Herz dringen, empfand mit einer grausigen Beruhigung, wie das Leben auch aus ihrem Körper wich und er sich in der letzten Todesnot zusammenkrampfte . . .

Sie vermochte schon längst nicht mehr zu arbeiten, der Degout auch vor diesem Werk war zu übermächtig geworden. Sie hielt sich viel auf ihrem Zimmer, lag auf dem Kanapee und grübelte — sie konnte gar nicht wieder los von den Gedanken und Phantasien, die ihr zuflüsterten, wie alles am besten auszuführen sein würde . . .

Oh — sie wußte ja, der Tod hatte wartend hinter ihr gestanden, alle diese Monate schon — und sie hatte sich erschöpft, hatte übermächtig gerungen, im Kampf mit der Versuchung, sich nach ihm umzuwenden. Er hatte nur immer still gestanden und gewartet und gelächelt. Er wußte ja, daß sie die Sehnsucht verzehrte, von ihm geküßt — von ihm in den Arm genommen zu werden. Er wußte ja, daß es damit enden mußte, daß sie von selbst zu ihm kam.

Der Sonnenschein reizte ihre Nerven, erbitterte sie förmlich mit seinem Glanz, sie ertrug das „Draußen“ nur, wenn die Dämmerung wie ein zarter silberner Nebel milde über alle Gegenstände

niedersank. Begegnete sie dann einem heimkehrenden Schnitter, der gebeugt und schwer oder aufrecht und stark die Sense über der Schulter, an ihr vorüberschritt, so grüßte sie ihn still in ihrem Herzen als das uralte Abbild und Symbol des Freundes, nach dem sie verlangte.

Es ist ein Schnitter, der heißt Tod —
Er hat Gewalt vom höchsten Gott,
Hüte dich, schön's Blümelein . . .

Sie spürte im Vorübergehen den Dunst von Schweiß und Kraft, der von dem Sensenmann ausging und er erregte ihre überfeinerten Geruchssinne mit einem Gemisch von Widerwillen und Erinnerungszauber. Und so wurde ihr der Mann schlechthin zu einem Bilde des Todes: Leben zeugend, um doppelt Leben zu vernichten, nur von einem blinden Drang getrieben, den er selbst nicht zu deuten gewußt hätte. War das ruhelose Sehnen und Gieren nach Liebe, das sie verzehrt hatte, all die Jahre ihrer Jugend hindurch, im Grunde nicht auch nur ein Verlangen nach Vernichtung, als nach der Erfüllung alles Seins? . . .

Auf einem Bänkehen vor einer der Hütten in der unteren Dorfstraße saßen die rote Bärbere und die Fischerin beisammen. Sie genossen die Abendkühle und die Düfte der Wiesen, die sich mit dem Geruch der roten Rosen in dem kleinen

Gärtchen vermählten. Die beiden stattlichen Schwabinnen hatten sich um die Taillen gefaßt und sangen mit schönen vollen Stimmen in der behaglichen Feierabendstimmung, so daß ihr Lied weithin die Dämmerung durchdrang. Es handelt von einem Mann, der seine Sense wegt und zu dem die junge Bäuerin tritt. Cornelia blieb in ihrer Nähe stehen und lauschte mit einem Gefühl bangen Neides. So viel einfache, gesunde Lebensfreude sprach sich in dem Gesang der beiden tüchtigen Frauen aus. Mit einemmal wurde Cornelia rot vor plötzlicher Scham, obwohl sie doch ganz allein in der Sommernacht dastand und die Worte des Gesanges verstand. Sie waren von einer unglaublichen — von einer haarsträubenden Dbszönität. Aber das genierte die Sängerinnen keineswegs. Im Gegenteil. Sie lehnten die Köpfe mit dem roten und braunen Gelock, das üppig aus den dicken Flechten hervorsprang, gegen einander und lachten laut und herzlich über das unanständige Ende. Und dann singen sie mit rechtem Genuß die Melodie noch einmal von vorne an, und sangen fröhlich und kräftig alle Verse durch.

Cornelia ging leise weiter, gesenkten Kopfes und schnellen Schrittes, um sie in ihrem Vergnügen nicht zu stören. Es war etwas in diesem Erlebnis, das sie im Tiefsten erschütterte. Als habe die zeugende und gebärende Natur selbst sie mit ihrem Fittich gestreift.

Elftes Kapitel

Die letzten Fuhren waren in den Scheunen geborgen. Hoch stand das Korn zwischen den nun flachen, leeren Wiesen, auf denen der Storch gravitatisch nach Futter für die junge Brut suchte, die auf der Pfarrscheune schon mächtig die Schnäbel aufsperrte und für die er gar nicht genug herbeischleppen konnte. Jetzt mochten die Gewitter, die seit mehr als einem Tage drohend am Himmel standen, sich entladen, nun mochte der Regen strömen. Tier und Mensch ersehnte Abkühlung und Frische.

Der Sonntag kam. Die Paare drehten sich in dem vor Hitze und Menschendunst dampfenden Saal des „Sternen“. Fiedeln und Brummhässe kreischten, das Bier strömte aus den Fässern in die durstigen Bauernkehlen. Draußen schlang die Nacht dunkle warme Schleier um das Dorf. Es regte sich kein Windchen, ohrbetäubend schrillten die Grillen, ein banges Warten lag in der Luft.

Die Hanne hatte auch mit im „Sternen“ tanzen wollen. Das war eine, die ihre Röcke zu schwenken verstand, ihre Schätze wechselten mit jedem neuen Mond. Aber heut' erwartete die Uffenbacherin für die Nacht den Ruf zu einer Bäuerin, deshalb sollte ihre Magd daheim bleiben, sehr zu deren Verdruß. Sie war schon den ganzen Tag vor sich hin-

brummend und schimpfend im Hause umhergeschlurft. Abends versuchte sie noch einmal, ihre Herrin umzustimmen. Die Alte war schlechter Laune, wie immer, wenn sie ihre Nachtruhe drangeben sollte, und verweigerte der Hanne die Erlaubnis zum Tanz. Es gab eine wilde Auseinandersetzung zwischen beiden — wenige Zeit darauf verließ die Hanne, mit tückischem, dumpfsinnlichen Ausdruck in den plumpen Zügen das Haus und blieb eine lange Weile verschwunden. Die Fräuleins mutmaßten, sie werde ohne Erlaubnis die Nacht fortbleiben, wie dies schon öfters geschehen war. Die Uffenbacherin erklärte zornig, dann werde sie nicht wieder eingelassen und die Kündigung sei ihr gewiß. Doch gegen neun Uhr stellte sich Hanne wieder ein, redete mit niemand ein Wort und ging auf ihre Kammer.

Mitternacht mochte bereits vorüber sein, als Cornelle durch ein Schlagen an der Haustür und die Rufe roher Männerstimmen erwachte. Sie glaubte, man benachrichtige die Frau zu ihrem Wehenmutterdienst, aber so war es nicht. Ein Fenster klirrte, die Uffenbacherin schimpfte in den saftigsten Ausdrücken hinunter. Gebrüll und wieherndes Gelächter antwortete. Säuste und Steine hieben gegen die Türe, das Schloß im morschen Holze krachte unter dem Gerüttel der trunkenen Burschen, die mit den unflätigsten Worten Einlaß

verlangten und drohten, Türen und Fenster einzuschlagen, wenn die H . . . ihnen nicht gutwillig öffneten.

Cornelie war in Schweiß gebadet und doch von eisiger Kälte durchschüttelt unter ihren Decken. Vom Rückenmark kroch ihr eine Lähmung durch alle Glieder. Vor Entsetzen lag sie wie im Starrkrampf, die Finger und Zehen gekrümmt, die Zähne knirschend gegeneinanderschlagend. Jeden Augenblick konnte sie gewärtig sein, daß die Hölle, die unten an der gebrechlichen Tür rüttelte, die rostigen Bänder sprengen und zu ihr eindringen werde — daß das Fürchterliche, Grauensvolle sie wehrlos preisgegeben finden würde. Schon flogen Steine in die geöffneten Fenster, ein Irrsinn des Vernichtens hatte die Trunkenen ergriffen. Sie brüllten und johlten die wütesten Lieder und dazwischen krächzte und schimpfte die Alte . . . Das Dorf lag weit, jede Hilfe war fern . . . Der nackte, rohe, unbändige Trieb des Geschlechtes tobte in unflätiger Begierde nach dem Fleisch des Weibes. Cornelie fühlte den Wirbel der finstern, tierhaften Urmächte des Lebens um sich kreisen — er griff nach ihr empor, riß sie in seinen Schlund — sie sah rote Fäuste durch die Dunkelheit nach ihr langen, branntweindunstiger Atem umfing sie. — Mit einer wilden Energie reckte sie sich empor, die Betäubung von sich abzuschütteln, da wurde ihre Tür geöffnet, Annerle und Toni

im Hemd mit bloßen Füßen kamen zitternd und weinend vor Furcht, sich zu ihr zu flüchten.

„O mein Jesus, Fräulein Cornelie, hören Sie, die Viecher . . . Hören Sie mit hin, die wüschte Worte — o mei — wann die eindringe, da Gnade uns Gott!“

„Das hat die Hanne anstift . . . ganz sicher die Hanne . . .“

Die jungen Geschöpfe klammerten sich an Cornelie und sie hatte ihre Arme um beide geschlungen. Auch die Mari kam, wankend vor Schwäche aus ihrem Kindbett. Nun faßten sie wieder Mut und schoben mit vereinten Kräften den Waschtisch vor die Tür, die längst keinen Riegel mehr besaß.

Draußen schüttete die Uffenbacherin Hasen nach Hasen mit Wasser über die Köpfe der wüsten Gesellen. Sie drohte mit Polizei und Gefängnis. Das schien die Burschen doch allmählich zu ernüchtern. Lachend forderten sie jetzt nur noch die Herausgabe der Hanne, die sich still auf ihrer Kammer hielt. Es brauste ein Sturm durch den Birnbaum, die halbreifen, harten Früchte prasselten auf die Köpfe der Hitzigen, Staub und Strohhalme in Wirbeln emporgeweht, blendeten ihnen die Augen. Blitze zuckten, der Donner krachte. Da zogen sie schimpfend und johlend ab, um dem Regen zu entgehen, der nun mit Macht herniederbrach.

Man hätte meinen sollen, Frau Uffenbacher würde die offensichtliche Urheberin des Argernisses in der Frühe des nächsten Tages aus dem Hause jagen — aber dies geschah durchaus nicht. Das Annerle bekam den Grund der Milde bald heraus: Die Uffenbacherin war ihrer Magd noch den Lohn der letzten Monate schuldig, ja die Hanne hatte von ihrem Sparkassenbuch abgehoben um der Uffenbacherin auszuhelfen. Nun vertröstete die sie auf den Ersten, wenn die Fräuleins ihre Pension zahlen würden. Die Hanne ließ sich nichts abgehen — arbeiten tat sie gern, das war ihrer kraftstrotzenden Natur Bedürfnis, und die besten Bissen wurden ihr von der Uffenbacherin zugesteckt. Auch ging sie von nun an unbehelligt jede Nacht ihren Liebesfreunden nach — alle Heuschöber boten duftende, weiche Lagerstätten. Im übrigen war sie mit ihrer Herrin auch nach dem kleinen Zwischenfall auf dem besten Freundschaftsfuß.

„Das Mistvieh,“ schimpfte Annerle, „schauen’s Fräulein Cornelia, wann einer der Uffenbacherin Geld geboten hätt’, wir wären keine Stund’ sicher in unsre Betten gewesen — die, wann’s kuppeln könnt’, tât’s schon arg gern.“

So ganz gegenteiliger Ansicht war Cornelia nicht, und auch die Mari stimmte zu.

„Wann wir nit zusammenhielte, die machte einen Sauftall aus der Villa Uffenbacher — und wann’s

nit Angscht vorm Herrn Geheimrat hätt’! Schulde hat sie mehr als Haar unter ihrer Haub’. Mir könne von Glück sagen, wann uns der Gerichtsvollzieher nit, wenn wir in die Wochen komme, die Betten unter dem Leibe fortzieht!“

„Ich bin froh, daß ich’s hinter mir hab’,“ sagte die Mari, „ich hab’ genug von dem Sommeraufenthalt! Nächsten Samstag erwartet mich mein Schatz in Mohrschach.“

„Ja — du hascht’s gut,“ seufzte das Annerle.

„Jetzt schon,“ gab die Mari zu, „wenn freili das Kindle gelebt hätt’, das wâr’ arg geworden. Bis er eine Stell’ hätt’, auf die wir heiraten können, hätten’s die Eltern von ihm doch heraus bekommen, und das sind ehrbare Leut’, die hätten nicht zugegeben, daß er ihnen so Eine’ zur Tochter bringt!“

„Wir müsse noch drei Monate hier aushalte!“

„Mein Papa schreibt, ich soll den ganzen Winter bei der Frau Uffenbacher bleiben,“ sagte Toni ergeben. „Wenn mei Mutterle wüßt’, wie’s hier zugeht . . .“

„So sag’s deinem Vater!“

Toni schüttelte resigniert den Kopf. „Mir glaubt er doch nimmer.“

Nach einer Weile kam tonlos ihre Stimme: „Wenn die Kerle ’nein kommen wâr’n und hätten mich umbracht — am besten wâr’s schon gewesen!“

„Na gar — umbringen wollten sie uns doch nit,“ rief Annerle mit einem kleinen wollüstigen Lachen.

Cornelie war durch das Grauen jener Nacht mit einem Schlage ihrer Todessehnsucht entrisfen. Es war eine Härte in ihr erwacht, daß sie sich ohne Freudigkeit, aber gleichsam aufgereckt und mit zusammengebissenen Zähnen dem Ungeheuer Leben gegenüber stellte. Als sei sie in Drachenblut gebadet, harrete ihr Herz still unter dem hörnenen Panzer.

Zwölftes Kapitel

Für alle gab es eine angenehme Zerstreuung, als bald darauf ein heiterer Besuch an die Tür des Häusleins unter dem großen Birnbaum klopfte. Das Fräulein Lucie Bubenberg aus Ilferlingen wollte sich nach ihrer Freundin Annerle umschauen und füllte gleich Treppe, Flur und Zimmerchen mit dem fröhlichen Geklapper ihrer Stöckelschuhe, dem Rauschen ihrer seidenen Röckchen und Blusen, den perlenden Kadenzten ihres hellen Gesichters. Annerle, die mit wildem Neide die Augen an der schlanken Taille der Freundin weidete, sonnte sich im Glanze ihres eleganten Auftretens und konnte sie nicht oft genug mit „Matame la baronne“ anreden. Die französische Titulatur sollte Welten von pikanten Geheimnissen andeuten. In ihrem bürgerlichen Alltagsleben war aber Fräulein Lucie Bubenberg aus Ilferlingen keineswegs eine romantische oder gar eine zweifelhafte pikante Dame. Sie stammte nicht nur aus gutem Hause, sondern sie gehörte ihm noch heut' als wohlgelittenes und vollberechtigtes Mitglied an. Vater Bubenberg, der kluge, tätige Industrielle, war nicht wenig stolz auf seine hübschen Töchter, die wie eine Schar bunter girrender Vögel ihn umgaukelten. In der Villa Bubenberg gab's ein fortwährendes Aus- und Einfliegen zu Landpartien,

Bällen, Faschnachtsbelustigungen. Um die gastfreien Tische und die reizenden Mädchen schwirte ein ganzes Heer von Anbetern: Musiker, Studenten, Schauspieler, junge Offiziere und Beamte. Wer konnte in dem Tumult von Gelächter, Scherzen und Neckereien ergründen, welcher der Gäste bei dieser oder jener der jungen Damen der bevorzugte Ritter war? Und wer hätte sich unterstehen mögen, zu erraten, wie weit die Bevorzugung sich erstreckte?

Annerle hatte Cornelia oft die gute, etwas rheumatische Mama Bubenberg geschildert, wie sie in ihren soliden, grauen Wolltüchern mit ihrem duldsamen Lächeln als beruhigender ehrbarer Mittelpunkt in dem lauten Getriebe saß. Freilich redete man auch ihr eine lustige Jugend nach. Freunde und Freundinnen aus älteren Jahrgängen zogen zuweilen bedenkliche Vergleiche zwischen den schlanken Gelenken, den feinen Nasenprofilen der Bubenbergs Mädel und dem plumpen schwäbischen Gliederbau ihres geldverdienenden Vaters. Vielleicht hatte die Mama aus solcher vergnüglichen Jugendzeit gelernt, daß auch strengere Aufsicht bei gewissen Anlagen nicht viel hindern kann, und daß es schließlich für eine Mutter weit bequemer ist, beide Augen zuzudrücken und mit zu lachen statt die säuerliche Warnerin zu spielen. Um eines guten Späßes willen war in der Villa Bubenberg gar viel gestattet, die Parole hieß: Lustig sein und einen

guten Humor haben. Nach der untadeligen Gesellschaftszugehörigkeit wurde weniger gefragt. So war auch das Annerle, die das Studentenfest, bei dem sie Lucie kennen lernte, in Begleitung des Herrn Geheimrats besuchte, durch diesen alten Freund der Familie Bubenberg gleich aufs beste eingeführt.

„Es gibt halt gar sonderbare Verwandtschaften in dere Welt,“ flüsterte das Annerle dem Fräulein Cornelia ins Ohr. Mit solcher Erklärung konnte diese ihre Phantasie walten lassen. Sie konnte ebensowohl annehmen, daß der Gönner Geheimrat Annerle zuerst in den Garten der Liebe eingeführt habe, als auch — was ihr wahrscheinlicher schien — daß er ihr illegitimer Herr Papa sei und deshalb einen gewissen ritterlichen Schutz über sie ausübe.

Cornelia Reimann konnte sich nicht verhehlen: sie begann neugierig auf den seltsamen, sich so mannigfaltig betätigenden Herrn zu werden.

Als in den nächsten Tagen wieder einmal der Willkommengruß: „Ja schau — der Herr Geheimrat!“ erscholl, zog sie sich nicht, wie sonst, eilig in ihr Zimmer zurück, sondern blieb vor der Laube auf ihrem Leinwandstuhl sitzen. Es kam ihr kleinlich vor, der Lucie Bubenberg durch ihre Flucht etwas wie Furcht vor den Menschen zu verraten.

Mit einem weiten Schwung seines weichen, grauen Filzhutes grüßte der kleine, freundlich

blickende alte Herr die Damen. Ihre Anzahl wurde durch die Rose von Ulm vermehrt, welche ihr Bübchen unten im Dorf besucht hatte. Vor Cornelia verbeugte sich der Herr Geheimrat zerknirschend und bat sie, sich nicht stören zu lassen, worauf die Lucie kategorisch erklärte: „So, das Fräulein sei gar nit „so“ und warum sollt' sie sich denn auch vorm Herrn Geheimrat geniere . . .“

Ersichtlich war ihm unter der ihn fröhlich umdrängenden Mädchenschar ihre Gegenwart nicht ganz behaglich, doch fügte er sich mit guter Manier. Später konnte er es auch nicht unterlassen, verstohlene Blicke nach der in ihren Stuhl zurückgelehnten und etwas fremd und gleichgültig dreinschauenden Dame zu senden.

Bald war das gemütliche Geplausch mit seinen jungen Freundinnen in vollem Gange. Die Lucie hatte tausenderlei von „Daheim“ zu berichten und erzählte mit viel hellem Gelächter allerlei Schnurren. Den Papa der Toni hatte er kürzlich auch gesprochen — als dieser zu der allgemeinen deutschen Lehrerversammlung in Stuttgart gewesen war. Die Rose von Ulm mußte ihm berichten, wie weit ihre Heiratsaussichten gediehen seien und das Annerle klagte ihm seufzend, daß sie sich „gar nit so recht extra fühle!“ Darauf erinnerte er sich eines Päckchens, das er in der Brusttasche trug und ihr mit verschmiztem Lächeln in die Hand drückte. „Es

ischt daselbe, was ich der Fräulein Toni schon einmal mitgebracht habe,“ und dann zog er das Annerle ein wenig näher und flüsterte ihr das übrige ins Ohr. Aus einer andern Rocktasche entwickelte sich ein rotgebundener Novellenband, für die Toni war eine Lüte Bonbons nicht vergessen. Die Uffenbacherin stand mit triumphierender Miene in der Laubentür. So gefiel es ihr. — Sie strahlte nicht nur in einer reinen weißen Schürze, sondern auch im Glanze von Zufriedenheit und Würde, indem sie dem Herrn Geheimrat schilderte, wie sich der Herr Kreisphysikus und der Herr Polizeinspektor, als sie lezthin zur Besichtigung dagewesen seien, lobend über ihre „Anstalt“ ausgesprochen hätten.

„So findet man's selten, habe der Kreisphysikus gesagt, in dem Zimmer möchte man ja gleich selbst — Sommerfrische halten. Die Fräulein Cornelia habe als immer so schöne Bukettle auf ihrem Tisch und so arg viel Bücher. Und der Herr Kreisphysikus habe eins von dene große Bücher vom Tisch genommen und 'neingeschaut und ganz respektvoll gerufe: ‚Alle Wetter —! Gratulier' zu der Lektür!‘ Und so gemütlich säßen die Dam' jeden Nachmittag in der Laub' und es wär' ein Fried' und ein' Freundschaft unter ihne', daß mer sich's nit besser wünsche könn'.“

Sie triefte von Anerkennung und Wohlwollen und machte ganz verliebte Augen zu dem Gaste hin,

dem sie hatte durchaus nicht die Absicht, dem Herrn Geheimrat den Zins zu zahlen, wenn er etwa deshalb schon so bald wiedergekommen wär'!

Cornelie fühlte sich enttäuscht. Ihre Phantasie hatte sich unter dem „Herrn Geheimrat“ einen ernstesten Menschenfreund oder einen überlegenen Cyniker, einen alten Feinschmecker des Lebens vorzustellen beliebt. Nun sah sie einen gutmütigen Papa, der mit friedevollem Behagen Curellasches Brustpulver austeilte und wohl nur ein ganz klein wenig perverse Lüfte inmitten der dickbauchigen jungen Dinger empfand.

Oder wirkte das Schwäbische so harmlos?

Hier war alles nicht so, wie es zu sein schien, und nahm man das Gegenteil von dem, was Dinge, Beziehungen und Menschen zu bedeuten schienen, so wußte auch man wieder nicht, ob man sich nicht auf falscher Fährte befand. Cornelie kam es wie ein grotesker Humor des Schicksals vor, daß auch sie selbst, die bisher nur im Klaren, Einfachen gelebt hatte, hinfort zu dieser verwirrten, schillernden, zweideutigen Welt gehören sollte.

Lucie Bubenbergs hinwiederum betrachtete Cornelie als ein ganz verwunderlich-fremdes norddeutsches Gewächs, mit unverhohlener Neugier, heimlichem Spott und einer guten Dosis von Mitgefühl — woher aber das Mitgefühl stammte, wußte die kleine lustige Person nur ganz allein.

Sie war gezwungen, nicht, wie sie beabsichtigt hatte, einen Tag, sondern ganze drei Tage bei ihrer Freundin Annerle in dem unerfreulichen Tränenhause auszuharren. Sie hatte sich auf der nächsten Bahnstation mit ihrem Baron treffen wollen, um in seiner Gesellschaft eine kleine Spriztour in die Schweiz zu unternehmen. Der Herr wurde durch irgendwelche gesellschaftliche oder berufliche Pflichten am rechtzeitigen Erscheinen verhindert. Ein Schauer von Telegrammen flatterte zwischen den Liebenden hin und her, konnte aber die Sachlage auch nicht ändern. Platz für Lucie war genügend vorhanden, denn die Schweizer-Mari hatte vor einiger Zeit Abschied genommen und war durch ein junges Dienstmädchen ersetzt worden, die nur eine schlechte Bodenkammer erhielt und bei Frau Uffenbacher und der Hanne in der Küche aß.

Lucie benutzte die Zeit, um sich genau über alle Verhältnisse der Villa Uffenbacher zu informieren.

Vor kurzem war eine dicke Bäckersfrau aus Ulm erschienen und hatte einen heftigen Zank mit der Alten gehabt. Die Toni wollte gehört haben, es handle sich um Schulden. Die fette Bäckerin, wie man in Schwaben sage, habe der dicken Hebamme schließlich mit dem Gericht gedroht, wenn sie ihr Geld nicht kriegen. Während die Lucie noch zum Besuch war, erschien die Bäckerin aufs neue. Es gab wieder einen heftigen Austritt. Doch dann

folgte bei Kaffec und Gugelhupf, den die Bäckerin mitgebracht hatte, eine Versöhnung; darauf wickelte die Ulmerin aus einem Zeitungspapier eine blau-gewürfelte Barchentnachtjacke, einen Kamm und ein Paar Pantoffeln und richtete sich im Schlafzimmer der Uffenbacherin häuslich ein. Sie theilte den Damen vertraulich mit, dies geschähe, um das zähe Weib durch ihre stete Gegenwart zur Herausgabe des ihr in früheren Zeiten geborgten Geldes zu veranlassen, oder, wenn das nicht möglich sei, doch wenigstens eine Zeitlang auf ihre Kosten zu essen und zu trinken und sich's auf dem Lande wohl sein zu lassen.

Da die beiden ungeheuern Weiber, welche die niedrige Küche mit ihrem Leibesumfang so ziemlich ausfüllten, die gleiche Leidenschaft für ausgiebige „Beschperbrote“ mit etwas „Gebratenem und Gesottenem“ und manchem Gläsle Bier hatten, und die Hebamme die gefährliche Bäckerin, deren Mann schon einmal beim Advokaten gewesen war, beide nicht erzürnen mochte, so machte sie gute Miene zum bösen Spiel. Die Mittags- und Abendrationen der „Fräuleins“ wurden dabei freilich immer dürftiger und es stand zu befürchten, daß ihre gesamte Pension im „Beschperbrot“ der verzöbnten Feindinnen verschwand.

Die Bäckerin verriet den Fräuleins: eine ganze Reihe von Bürgerfrauen habe der Uffenbacherin

früher geborgt — sie habe arg gut gelebt und schließlich die Stadt verlassen müssen, weil ihr der Boden unter den Füßen gebrannt habe. Wenn es erst einmal herauskomme, wo die Uffenbacherin geblieben sei, und daß sie nun Besitzerin einer „Anstalt“ geworden — dann würde sie es wohl auch nicht allzu lange mehr bleiben. Die Fräuleins könnten sich nur beizeiten nach einer andern Unterkunft umschauen, damit ihnen nicht auch noch die eignen Sachen mit verkauft würden! Alle diese bedrohlichen Auskünfte gab die dicke Bäckerin mit Seufzen und Geschluchze von sich, und klagte in dem jammervollsten Gewimmer die Uffenbacherin als die teuflische Verderberin ihrer Existenz an. Sie habe sich verleiten lassen, dem bösen Weibe nach und nach alle ihre Ersparnisse auszuliefern, weil die Here ihr vorgespiegelt, das Geld zu höheren Zinsen anlegen zu können. Aber niemals habe sie die Zinsen zu sehen bekommen. Als ihr Mann, der Bäcker, das erfahren, habe er sich aus Gram und Groll aufs Trinken gelegt und das Geschäft arg vernachlässigt, so seien sie arme Leut' geworden und mit ihren Kindern sei sie auch darüber zerfallen. Die setzten ihr nun arg zu — sie müsse ein Teil des Geldes wiederschaffen, sonst getraue sie sich nicht wieder heim. — Der Schwiegersohn und der Mann würden sie gemeinsam totschlagen.

Bestürzt blickten sich die Fräuleins nach diesen Eröffnungen an, als von unten die Uffenbacherin die Bäckerin rief, scharf und befehlend, denn es mochte sie unheimlich anmuten, daß sie gar so lange in Annerles Zimmer verweilte. Das fette Weib, dem die Tränen über das aufgequollene blasse Teiggesicht niedertropfen, schlurste ängstlich und gehorsam die Treppe hinab. Lucie Bubenberg drückte ihr niedliches Fräzchen in ihr Spizentüchlein und prustete in hellem Lachen heraus.

„Was die Dicke eine Angst hat vor der Schuldnerin — wie ein Hündle wedelt sie um sie her! Die Weiber mögen ihre Geheimnisse haben — da mag manches nit koscher sein. Die andern Bürgerfrauen — die werden sich auch als hüten die Hebamm' vor die Polizei zu bringen!“

„D mei,“ stimmte Annerle zu, „so mag's schon sein — aber was fanget wir arme Hascherle an, und wo halte mir unsre Kindbett' wenn die dicke Weiber aus Ulm unsre Pfühl mit Beschlag belege?“

„Wann's zum Schlimmsten kommt,“ sagte die Toni, „da geh' ich zu der Lebzelter unten in der Dorfstraß', die mei Kindle nehmen soll, der Papa hat's schon mit ihr ausgemacht.“ Annerle erklärte, sie werde zu den Fräulein Hottinger ziehen, zwei durren alten Jungfern, denen sie ihr Kleines versprochen habe.

Nur Cornelle blickte unschlüssig zum Fenster hinaus. Ihre Lippen zuckten und preßten sich fest aufeinander.

Lucie beobachtete sie mit Aufmerksamkeit.

So war das — so — so . . . Nein — so armselig sollte es ihr nie ergehen! Nie!

„Ich weiß einen Rat, ich weiß einen Rat,“ rief sie, hob ihre seidenrauschenden Röckchen und drehte sich auf den Hacken ihrer Stöckelschuhe, daß Spizen und Volants um sie her in buntem Wirbel flogen.

„Ich sag's meinem Egon und wir laden das Fräulein Cornelle auf eines seiner Schlösser — zu Gast —! Ha — er kommt ja nie auf das kleine nette Jagdhaus in Tirol. — außer wenn ich da bin — und ich bin als oft schon wochenlang da gewesen! Die alte Schließerin und ihr Mann, die sind verschwiegen — die sind Verschwiegenheit gewohnt bei dem Nirnug —! Da ist das Fräulein Cornelle ganz ungestört und die alte Genzi, die kocht! Da kann man sich die Finger lecken! Dreierlei Knöpfle in die Supp'! Und Wein hat's im Keller! Französischen Schampus! Herben!“ Sie schnalzte mit dem Zünglein. „Das tut mein Baron, wenn ich ihn bitte — er tut mir jeden Gefallen, der verliedte Nick! Wir machen der alten Genz' weiß, Sie seien eine ‚Regierende‘, die der Baron im Auftrag eines hohen Herrn verbergen muß. Ei — das gibt

eine ‚Heg‘, wie meinem Baron sein österreichischer Vetter, der Frigi als sagt! Nur mein Egon darf mir nit hin, so lang Sie auf Schloß Lucienlust sind — so nennt er's, weil wir da so arg lustig war'n, letztes Jahr im September —! Nein — das leid' ich nit! Der Egon spricht als oft, wenn ich ihn geärgert hab', ich sei so nicht sein Geschmack — sein Geschmack seien die Hohen, Schlanken, Vornehmen! —“ Sie kicherte im Triumph ihrer jungen Reize und Cornelia lächelte ein wenig über das romanhaft-naive Plänegepinnt.

Aber Lucie Bubenberg streckte ihr mit einer treuherzigen Gebärde die Hand entgegen. „Gelt, Fräulein Cornelia, so ist's recht? Ich will schon sorgen, daß Sie's gut bei uns haben, und wenn's not tut, komm' ich und pfleg' Sie! Ja, das tu ich, weil ich Sie so arg gern hab'.“ Sie beugte sich mit einer schnellen Bewegung nieder, Cornelia die Hand zu küssen, die ihr das Mädchen hastig entzog. Sie war vor Schrecken und Scham über die jähe Schwärmerei dunkelrot geworden, und doch tat ihr die Bewunderung und Fürsorge der hübschen Lucie wohl.

Alle aufrichtig gemeinte Schwärmerei hinderte die kleine Bubenberg indessen nicht, wenige Minuten später dem Annerle ins Ohr zu flüstern:

„Das Fräulein Cornelia ist mir als ein Rätsel — wie kann man nur so klug ausschauen und so

bligdumm sein, sich hier in die Spelunk' zu setzen! Da gibt's doch andere Mittel und Weg.“

Über diese andern „Mittel und Weg“ wurde in den Tagen von Lucie Bubenbergs Besuch oft und viel, und mit zutraulicher Offenheit geredet. Irigendwie kam das Gespräch immer wieder auf das heikle Thema, mochte es auch mit der harmlosen Geschichte begonnen haben, wie Lucie Bubenberg und ihre Schwester in einem Hotel in Stuttgart einmal frühmorgens hinausgeschlichen waren und sämtliche Stiefel und Schuhe in den Gängen vertauscht hatten, und der Schilderung von dem Geklingel, dem Geschelt und Gerufe, das infolgedessen entstanden sei, oder mit der andern Geschichte, wie sie sich das Haar bei einem berühmten Friseur habe rot färben lassen wollen, und statt dessen sei es grün geworden, und sie habe vier Wochen lang im Zimmer sitzen müssen, und mit tausend widerlichen Dingen waschen und scheuern und puzen, bis die ursprüngliche braune Farb' wieder gekommen sei.

„Ich probier' als alles, ich hab' vor nit Furcht,“ prahlte die kleine Schwägerin und gab den übrigen Mädchen die besten und weisesten Ratschläge, die nur leider für alle ein wenig zu spät kamen.

„Wann du nur nicht auch noch reinfalle tuschst mit deiner Probiererei,“ antwortete dann das Annerle geärgert. „Auf die Mittel pfeifet i gerad. Kennschst nit den Aktuarius Niederhöfner in Ilferlingen in der

Weingass'? Der mit den sechs Mädeln? Dem sei Frau hat mir erzählt, sie tät die Kinder unter sich als jedes nach 'nem anderen 'Mittel' nenne, wo gar nix geholfen hat — 's Kind war halt's Resultat! Ich sag' — das isch Glücksfach! Wo als Pechvögel sind, die krieget die Kind — und die wo Glücksvögel sind, die krieget und krieget sie nit, sie möge noch so leichtsinnig sein!"

Sie häfelte wütend an ihrem grauen Tuch für die mütterliche Frau Bubenberg, die angebetet von Mann und Kindern ein so friedliches Leben führte.

"Ich bin halt a Glücksvögerl — Glücksvögerl Holdrio—o—o —!" trällerte ihre Lucie zu einer Operettenmelodie.

Die blasse Luis', das neu eingetroffene Dienstmädchen, schleppte das schwere Versuchskind, das an einem Stück gefelchten Schweinsknochen herum- schmazte, draußen im Sonnenschein umher.

Cornelie dachte mit schwerer Traurigkeit, wie keinem der schwangeren Mädchen die Ahnung aufgegangen war, daß Mutterschaft auch ohne den Trauring am Finger etwas Heiliges und eine schmerzlich-selige Verantwortung sein könne. So verdorben und verdreht waren ihre Instinkte durch die Gewöhnung konventioneller Anschauungsweise, der auch diese freien Vögel der Liebe, und wie sehr noch, unterworfen waren!

Lucie fragte unterdessen die bayerische Toni, die mit glänzenden Augen ihren Erzählungen von einer ihr so fremden Welt des Vergnügens lauschte, und den ganzen Tag willenlos hingerissen sich an die Seite des seidenrauschenden Glücksvögeleins drängte:

"Nun sagen Sie mir nur, mein liebes Fräulein Toni, wo wir uns hier alle unsre Geheimnisse ausplauschen — wie ist's nur als 'so weit' mit Ihnen gekommen? Sie schauen doch so brav und solid aus, ich kann mir das als gar nit erklären . . ."

"Ich weiß auch nimmer recht, wie's kumme ist," sagte die Toni leise mit gesenkten Augen. "Wir sind halt Schlittschuh gelaufen und er ist recht lieb gewesen — aber gefallen hat er mir gar net so besonders — und dann hat er mich immer heim- begleitet, und da sind wir halt jedesmal an seiner Tür vorüber gekommen — und er hat mir erzählt, er hat einen Papagei, der könnt' singen 'Freut euch des Lebens' — und da hab' ich halt so arg Lust kriegt, den Papagei zu hüren — und da bin ich halt einmal mit 'nauf . . ."

"Hat's Ihnen denn wenigstens ein bißel Pläsier macht — nachher?" erkundigte sich Lucie mit eingehender Teilnahme.

Toni schüttelte finster den Kopf.

"Ich hab' mich halt so entsetzt — er war halt so arg wüsch . . . Aber ich bin doch noch zweimal bei ihm gewesen — ich dacht', ich müßt' — weil

ich doch nun sein Schatz war — er hat mir auch gedroht, er würd' mir sonst auslauern und mich totschießen . . .“

„Der Schuft!“ knirschte Annerle. Lucie aber fragte leise, trotzdem ihre Stimme unsicher geworden war:

„Hat's denn wenigstens einen Papagei drin gehabt?“

„Den hat's schon gehabt,“ sagte Toni ergeben, „aber singen hat er net können.“

„Warum hat denn Ihr Vater nachher nicht mit einem vernünftigen Arzt gesprochen?“ erkundigte sich Lucie weiter.

„Der Papa hat zur Mama gesagt, so was tät er nimmer, was gegen das Gesetz wär' — und was der Herrgott ihm als Prüfung schicken tät, das wollt' er in Demut tragen!“

„Er ist wohl arg fromm?“

Toni nickte. „Wir sind halt Protestanten zwischen all den Katholischen — da müssen wir ein Beispiel geben, meint der Papa. Drum hat's ihn so schwer getroffen.“

Cornelie seufzte.

„Es ist doch auch Mord,“ sagte sie mit einer Stimme, die dunkel war von den Schatten schwerer Stunden.

„Ah, gehen Sie, Fräulein Cornelia, machen Sie mit so arg große Worte,“ zwitscherte Lucie.

„Ich kann's nicht anders sehen,“ wiederholte Cornelia. „Mir scheint es Mord. Und gerade an dem einen Geschöpf, das uns vielleicht noch das Glück geben kann, das für uns aufgehoben ist. Darüber wär' ich nie hinweg gekommen . . .“

„Mord . . . Wenn Sie's so fühlen . . .“ flüsterte Lucie. Sie war während des Gespräches ein wenig blaß geworden. Ihre braunen Augen tauchten mit einem hungrig forschenden Blick in Corneliens grau.]

„Freuen Sie sich denn wahrhaftig auf den Wurm?“

„Nein,“ antwortete Cornelia ehrlich.

„Da schauen Sie . . .“

„Ich warte auf die Zeit, in der ich mich freuen werde,“ sagte Cornelia leise . . . „Ich denke, der Sieg muß einmal kommen.“

Nach diesem wurden die Mädchen schweigsam und man ging in der Abenddämmerung den gewohnten Wiesenpfad an der Höhe entlang, über dem der Ernte entgegenbleichenden Haferfelde. Die Ferne lag in schwerem trübem Sommerdunst, aus dem bewölkten Himmel fielen warme Tropfen. Zur Seite der schmalen Wegspur wuchs auf hartem Gestengel wilde Zichorie mit hellblauen, duftlosen Blumen, die letzten des bunten Gewimmels, das im Frühling den Rain überschäumte. Gewohnheitsmäßig schritten die Mädchen dort auf und nieder, eine hinter der anderen, die Köpfe gesenkt, die

unförmig werdenden Gestalten mit müden Schritten vorwärts geschoben. Corneliens Phantasie sah diese Reihe ins Unermessliche ausgedehnt — die Köpfe gesenkt — die unförmigen Gestalten müde vorwärts geschoben — so wanderten sie geduldig, aus Dämmerung und Nebel tauchend, im trüben, schweren Sommerdunst der verhüllten Ferne entgegen . . .

„Ah — geht — ihr seid's fad!“ rief Lucie überlaut und begann zu singen: „Morgen fahr' i mit meinem Schazerl in die Berge hinein — juvivallera — juvivallera — ein Glücksvdgerl bin i, ein Glücksvdgerl bleib' i, holdrio—o—o!“

Dreizehntes Kapitel

Aus Zürich traf noch eine lustige Ansichtskarte von der Lucie ein. Auch ihr Baron hatte unterschrieben. Dann hörte man geraume Zeit nichts mehr von dem kleinen Persönchen.

„Die hat genug mit sich selbst zu tun,“ flüsterte Annerle und setzte ihre wichtige Geheimnismiene auf. „Die ischt nit umsonst nach der Schweiz!“

Cornelie fragte nicht weiter. Sie hatte, um ihren quälenden Phantasien zu entfliehen, die Gesellschaft der jungen Mädchen viel aufgesucht. Und solange die Lucie anwesend war, hatte sie sich dem Zauber ihres Wesens nicht entziehen können. Zuweilen war ein Neid in ihr aufgestiegen, vor dieser Fähigkeit, gedankenlos lachend zu genießen. Doch, was ging sie im Grunde das leichtsinnige Mädel an? Sie wurde nun aufs Neue von Widerwillen erfaßt gegen das verzerrte, verrenkte Abbild der Heiligtümer ihrer eignen Tempel, das sie in ihren Hausgenossinnen beständig vor Augen sah.

Sie fühlte sich in der letzten Zeit körperlich kräftiger, streifte viel in der Gegend umher, schrieb und studierte. Sie lauschte, in traurige Träume versunken, dem mit heftiger Ungeduld sich regenden jungen Leben unter ihrem Herzen. Dieses Selt-same, einen fremden Willen in sich zu tragen, der da mit bestimmter Energie seinen Zielen entgegen

strebt . . . Sehr früh hatte sie ihn in sich gespürt — hatte an ihm zuerst erkannt, sie sei zur Mutterschaft erkoren . . . Dieses Schauerlich-Heilige, sich nur als ein Gefäß zu fühlen, in dem sich eine neue Zukunft mit tausend neuen Möglichkeiten und Hoffnungen vorbereitet, ergriff sie oft mit staunendem Ahnen über die unergründlichen Quellen alles Werdens. Und sie begann mit einem leisen Bedauern des Mannes zu denken, der sich all dieses heimlich-tiefen Erlebens, das er hätte mit ihr teilen sollen, beraubte, weil er einen unbestimmten Begriff der Freiheit als ein Schild vor die Bürde der Verantwortung hielt, die seinen geschonten ästhetischen Sinnen allzuschwer und niedrig zu tragen dünkte. In diesem Bedauern zerrann allmählich der krankhafte Abscheu, der sie bisher jedes Erinnern hatte meiden lassen.

Das Ungestüm, mit dem das kleine Geschöpf in ihr sich seiner engen Haft zu erwehren schien, mußte sie schon an den einst so sehr Geliebten, an seine heftige, stürmische Natur gemahnen. Solche Art fühlte sie als etwas dem eignen Wesen völlig Fremdes. Ihre schwersten Kämpfe waren allzeit schweigend und ohne viel äußere Bewegung durchgerungen worden. Zäh und still war sie ihren Weg gegangen, und als der laute Sturm ihr begegnete, hatte sie anfangs nur erschrocken versucht, ihm zu entweichen. Er hatte sie erobert, nicht sie ihn — so war es wohl gewesen.

Und auch der Mann hatte sie erobert, zäh, ungestüm, mit der Lebenswärme und Jugendkraft, die so strahlend von ihm ausging, daß sie sich ihr in schneller Bezauberung unterwarf.

Schon als ein Mädchen von fünfzehn Jahren dünkte es sie ein wunderliches Rätsel, wie eine Verbindung zwischen zwei Menschen heiliger, reiner und fester werden könne durch die Erfüllung einer äußeren Form, durch Worte, die ein vom Staat oder von der Kirche Bevollmächtigter spricht. Wie so vielen Rätseln, mochten auch diesem praktische Ursachen zugrunde liegen. Was kümmerten diese praktischen Ursachen sie und ihren Geliebten? Ihnen beiden kam es doch nur darauf an, zum Inhalt und Kern der wahrhaftigen Liebesvereinigung durchzudringen. So wenigstens hatte Cornelia gemeint.

Allmählich — in diesen Monaten inneren Schauens — erkannte sie immer tiefer, daß das Wesen der Ehe, mochte sie durch eine Trauung bürgerlich sanktioniert sein oder nicht, wohl im letzten Grunde immer die Herrschaft und Tyrannei der Frau über den Mann bedeutet. Und hier — auf diesem Punkte hatte ihr die Kraft versagt. So war es immer schon gewesen. Wenn immer ein Mann ihr huldigte, war ein Augenblick gekommen, wo sie hätte um seinen Besitz kämpfen müssen, wo er es gewissermaßen als Liebesbeweis erwartete, daß sie mit listiger oder stürmischer

Tyranei ihr Recht auf ihn geltend machen müsse. Und dann war es, als ob der weibliche Instinkt ihr versagte — lässig, vornehm, degoutiert öffnete sie die Hände, und entließ ihn zurück in die Unabhängigkeit, in die Gleichgültigkeit.] So hatte sie früher manchen Bewerber von sich geschmeichelt.

So hatte sie zuletzt auch auf Rudi Imgart verzichtet. War sie also doch wohl, trotz aller Liebes- und Hingebungs-fähigkeit, zur Ehe unbrauchbar?

[Gerade der hohe Begriff von menschlicher Freiheit und Selbstverantwortung, den sie in sich entwickelt hatte, und auf den sie stolz war, weil sie fühlte, daß sie über die Mehrzahl der Frauen stellte, machte es ihr nun unmöglich, ihr ganzes Wesen in der Herrschbegier der Liebe zu konzentrieren.

Freude an der gegenseitigen Freiheit hatte sie zueinander geführt, ein frohes Schenken und Nehmen hatte ihnen beiden die Liebe bedeutet. — Cornelia war es nur natürlich, als die Stunde der Gefahr kam, von dem Manne, den sie liebte, die feinste Treue, die ritterlichste Hingebung zu erwarten.

Er hatte versagt. — Einen Mann, den sie hätte beherrschen und unter ihren Willen zwingen müssen, der wäre ihr widerlich geworden. Sie hätte ihn nicht haben mögen zum Vater ihres Kindes. Aber noch weniger hätte sie ihn an ihr heiligstes Gefühl für Recht und Unrecht rühren lassen.]

[Jetzt sah sie um sich her in dem Reden, Denken und Handeln all dieser Mädchen das typische Frauenwesen sich enthüllen — nicht mehr versteckt unter mannigfachen gesellschaftlichen und konventionellen Masken. Sie sah es sich in seiner ungeschminkten Wahrheit enthüllen, sie sah die schrankenlose Nachsicht und geduldige Güte der Mädchen gegen ihre Liebhaber, die sich doch alle mehr oder weniger feige und erbärmlich benahmen, sie sah aber auch ihr verzweifeltes Hängen an dem bißchen Freude, was sie durch den Mann bekamen, sah, wie alle, mit Ausnahme der armen Toni, deren Geschick in sich selbst eine Ausnahme bildete, sich unaufhörlich demütig, emsig bemühten, die Gunst ihrer Gebieter auf jede nur mögliche Weise, und sei es um den Preis der letzten Selbstachtung, zu bewahren, die Männer festzuhalten, mit zäher, entschlossener, gieriger Kraft, und in ihrem kleinen Reiche, dessen Grenzen ja eng genug gesteckt sein mochten, unbedingt das Zepter zu führen.

Keine von ihnen ließ sich die Kosten ihres Aufenthaltes bei der Uffenbacher von ihrem Liebhaber zahlen — durch Erniedrigungen der bittersten Art, durch Schluchzen und Jammern vor Basen und Onkels, hatten sie es alle erreicht, die jungen Männer von dieser Steuer zu befreien, um nur ja nicht darüber ihrer Neigung verlustig zu gehen. Selbst das arme Dienstmädel, das keine Base und

keinen Dukel besaß, war erst vier Wochen vor ihrer Zeit gekommen und half bei der Uffenbacher in Küche und Garten, um nur halbes Kostgeld zu zahlen, und ihrem Dienstherrn, einem wohlhabenden und verheirateten Manne, der sie verführt hatte, keine Ungelegenheiten zu machen.

Von der Rose von Ulm aber wurde erzählt, sie habe die ganze Woche kein Obst und kein Süßes gegessen, damit sie dem Herrn Leutnant, wenn er sie Sonntags besuchte, im Gasthof ein warmes Frühstück vorsetzen konnte.

Sie waren es sich gar nicht einmal bewußt, daß sie Opfer brachten — es wäre ihnen nicht eingefallen, daß Männer auch anders sein und handeln könnten. Cornelia würde nicht gewagt haben, sie darüber aufzuklären. [Folgte sie doch, unbeirrt von Bildung und Idealen, einfach den Urinstinkten des Weibes, waren also in ihrem Recht.

Cornelia kam sich zwischen ihnen als eine Absonderlichkeit — beinahe als eine Anomalie vor. Sie hatte nie geahnt, daß ihre innere Kultur sie so weit von der allgemeinen Spezies „Weib“ entfernte, weil ihre Umgebung ja bisher mehr oder minder auch aus solchen Abweichungen bestanden hatte. Zuweilen war sie sich fast unheimlich.]

Unter diesen sie fortwährend umgebenden Einflüssen begann sie langsam — nach und nach — den Vater ihres Kindes milder, gerechter zu beur-

teilen. Wahrscheinlich hatte sie Zartheiten der Empfindung und des Handelns von ihm erwartet, zu denen er seiner Mannesnatur nach einfach nicht fähig war — zu denen die Art des Mannes sich nur unter dem Drucke bürgerlichen Pflichtenzwanges nötigen läßt.

Gleich einem siebzehnjährigen Dackfisch hatte sie gläubig auf „das Wunderbare“ geharrt: Seinen frischen Frohsinn hatte sie als Ergänzung ihrer schwerblütigen Grüblernatur mit innerm Jubel geliebt — hatte geträumt, aus einem freudigen Genießer könne ein freudiger Entsager, ein Mann der Tat und des Kampfes hervorgehen. Aber Zeichen und Wunder geschehen nur unter dem Feuerkuß der Leidenschaft —. Auch er wäre wohl im Rausch der Sinne über seine eigne, im Grunde zaghafte Natur hinauszuhoben gewesen — immer doch nur für die Augenblicke der Leidenschaft Als sie seine schützende Liebe am notwendigsten gebraucht hätte, war ihr versagt, seine Blut zu reizen — sie hätte solches wie eine Entweihung ihrer keimenden Mutterschaft empfunden. Da hätten andere Mächte reden müssen Und er wurde blind und taub gegen ihre sanften Stimmen aus Angst vor dem Leben. War möglicherweise die Furcht ein sicherer Instinkt, daß seine Kräfte wirklich nicht ausgereicht hätten?

Vielleicht glich seine Begabung jenen Trauben-

sorten, die nur in der Sonne gedeihen, sich zart-
behaucht am Nebgelände schaukeln und auch im
Sonnenschein genossen werden müssen, wenn sie
nicht dürr und trocken werden sollen. Und hatte
Cornelie in manchen stolzen Augenblicken die Gewiß-
heit in sich empfunden, daß ihre Schaffenskraft durch
Qual und Leiden wie durch eine notwendige Folter
gehen mußte, um ihre letzte beste Süßigkeit und
Würze herzugeben — durfte sie ihm grollen, weil
er so verschieden von ihr selbst, aus dem unbe-
greiflich reichen Schoß der Mutter Natur hervor-
gegangen war?

Täglich wurde Cornelie ruhiger, in der Sicher-
heit, recht gehandelt zu haben, als sie eine Lebens-
gemeinschaft ablehnte, die dem Manne zum täglichen
Opfer geworden wäre. Mit stillem Lächeln nahm
der Haß von ihr Abschied. Sie konnte wieder der
Stunden denken, da sie beide fröhlich durch Herbst-
gold und Winterschimmer gewandert waren, an
alle traulichen Zwiegespräche über feine, köstliche
Dinge, von denen nur sie beide wußten.

Sie stellte sich nun gerne vor, daß das Böse,
Grausame, welches in der letzten schweren Zeit an
ihm hervorgetreten war, wieder verschwinden mußte.
Sie hatte ihm sein besseres Teil gerettet und er
blieb die heitere, etwas phantastische Gestalt, der
fahrende Geselle, mit den leichten Versen auf den
Lippen, dem schnell lodrönden Zorn gegen alle

dumpe Alltäglichkeit — mit der glühenden Andacht
vor der Schönheit der Welt.

Sie meinte, wenn sie sich recht intensiv der
lieben und schönen Seiten seines Wesens erinnere,
könne sie ihrem Kinde als ein Erbe alles, was sie
an seinem Vater geliebt hatte, übermitteln. Auf
diese Weise kam sie dazu, wenn auch nicht mit
Sehnsucht oder hingebender Wärme, so doch mit
einer Freundlichkeit und einer Art von mütterlicher
Nachsicht seiner zu denken. Das würde sie noch
vor wenigen Wochen nicht für möglich gehalten haben.

Und gerade in dieser Zeit geschah es, daß ein
Brief von Rudi Imgart sie auf mancherlei Umwegen
erreichte. Er fragte bescheiden, aber inständig nach
ihrem Ergehen und bat sie, ihm ihren Aufenthalts-
ort und die Zeit, da sie ihr Kind erwartete, mitzu-
teilen. Es war ein Ton in den wenigen Worten,
wie in der schüchternen Bitte eines Knaben an seine
Mutter, ihm zu verzeihen und ihm wieder gut zu
sein. Das stand wohl nicht ausgesprochen dort auf
dem Blatte, aber Cornelie las es zwischen den
Zeilen, wie sie immer in seine Seele zu lesen ver-
mocht hatte. Sie weinte über den Brief und fühlte
dabei, wie hoffnungslos kalt es in ihr geworden
war. (Wäre sie nun in der Gesinnung den kleinen
Bewohnerinnen des Tränenhauses ähnlicher ge-
wesen — am Ende hätte sie ihrem Kinde den
Vater zu retten vermocht

War es nicht noch möglich, wenn sie auch auf ihr letztes Besitztum, ihren letzten Weibesstolz verzichtete? Forderte die Mutterschaft auch dieses härteste Opfer von ihr?

Einmal hatte sie geglaubt, für ihr Kind stolz sein zu müssen — hatte in den ersten Regungen seines jungen Lebens seine Antwort zu spüren gemeint.

Vielleicht hatte sie geirrt? Es überkam sie nun eine abergläubische Furcht, wenn sie sich nicht bis zum äußersten demütige, könne das Schicksal, oder Gott, oder welche geheimnisvolle Macht über den Menschen walte, und Zerknirschung, Selbstentäußerung, Demut erwarte, ihre Schuld an ihrem Kinde strafen. Der Gedanke verließ sie nicht wieder.

Nach einigen Tagen antwortete sie Rudi Zimgart kurz und freundlich, nannte ihren Aufenthaltsort, bat ihn jedoch, ihre Zurückgezogenheit zu achten und nicht weiter nach ihr zu fragen.

Und wieder nach einer kurzen Zeit schleppten Toni und Annerle mit geschäftiger Wichtigkeit einen Korb, den der Postbote gebracht hatte, in Corneliens Zimmer. Sie begannen sofort an Schnüren und Siegeln zu reißen und sahen dabei neugierig zu Cornelian auf, die zusammengefaßt neben ihnen stand und keine Miene machte, ihre teilnehmende Wißbegier zu befriedigen.

Da erhob sich denn Toni zuerst, warf Annerle einen mahnenden Blick zu und nachdem sie den Korb bis zum bequemen Öffnen fertig aus seinen Hüllen gelöst hatten, verließen sie beide das Zimmer.

Cornelie wandte sich ab, ging zum Fenster, starrte in die Nesselwildnis, die darunter mit sommerlicher Üppigkeit dunkelgrün emporgeschossen war und dachte, wie weh es tun müsse, wenn man dort mit den Händen hineingreife. Sie verfolgte den Storch, der schwerfällig die großen Flügel schlagend, in der Luft sichtbar wurde, wie er seiner abendlichen Wiesenjagd zusteuerte.

Vom Herzen aus lief ihr ein ziehender Schmerz, den sie lange nicht mehr gespürt hatte, durch die Brust und an den Armen hinunter bis in die Fingerspitzen.

Sie erschrak. So wund war alles noch in ihr?

Dann ging sie und öffnete den Korb. Er war gefüllt mit weißem feinen Linnenzeug, wie ein Kindlein es braucht, wenn es zum Leben kommt. Gleich Flaumgewölle entquoll es ihm, als Cornelie hineingriff und die Gegenstände aus der weichsten Wolle, dem zartesten Gewebe, durch ihre kalten Finger gleiten ließ.

Sie saß auf den Boden, legte den Kopf an das Weidengeflecht und ihre Tränen fielen auf die Hemdchen und Tüchchen, wie Nachttau aus den

Tiefen der Erde quillt. Und so weinte sie ihren letzten Stolz in Schlaf und Traum.

Als sie sich endlich erhob und die kleinen Dinge zu denen, die sie selbst genäht hatte, ordnete, war ihr Gesicht noch von Tränen feucht, doch rosenrot und wie ein nadelfeines grünes Grasspizchen streckte eine kleine, wunderbarlich junge Freude ein Fühlfädchen durch erstorbene Trümmer.

Sie dankte Rudi und bat ihn, ihr Kind lieb zu haben, wenn sie sterben sollte. Aber sie glaubte jetzt nicht mehr so sicher, daß sie sterben würde.

An demselben Abend erhielt Annerle die Nachricht, sie solle ihre mütterliche Freundin, die Frau Bubenberg aus Ilferlingen auf dem Bahnsteig treffen. Frau Bubenberg fuhr zu ihrer Tochter nach Zürich. Und schluchzend erzählte Annerle, als sie heimkam: Ein Telegramm habe sie dorthin gerufen, die Ärzte gäben wenig Hoffnung für das Leben der reizenden Lucie, welche dort in einer Frauenklinik sich einer schweren Operation habe unterziehen müssen. Im besten Fall war eine lange Leidenszeit dem armen Glücksvogel gewiß.

„Der Baron hat's halt gewollt,“ murmelte Annerle.

Schweigsam saßen die Mädchen beisammen. Wie Nebelschatten zogen die Erinnerungen der Versuchung durch ihre fröstelnden Herzen.

Vierzehntes Kapitel

Frau Uffenbacher hatte ihr Haus nun richtig gefüllt. Von der Dachkammer bis zur Gartenstaffel war jedes Räumchen ausgenützt. Weil der Toni ihr Papa gesagt hatte, seine Tochter habe sich in alles zu fügen, mußte sie ihr nettes Zimmerchen hergeben und in das ein wenig feuchte, dunkle, welches die Mari bewohnt hatte, übersiedeln. Für die „Neue“ war ihr Herr selbst gekommen, um zu mieten. Ein ernster, stiller Mann — aber er hatte die Matrazen untersucht, und wollte nur ein Zimmer mit der Aussicht nach den Schweizerbergen. Noch ehe die „Neue“ eintraf, kam ein Liegestuhl mit weichen Kissen, eine Kiste mit Trauben und Pfirsichen, eine zweite mit Weinflaschen und Kognak. Sie war eine große, blonde Person, wie aus dem Rubensaal des Münchener Museums herabgestiegen. Die schwere Masse von weißem und rosigem Weiberfleisch wälzte sich verdroffen im Liegestuhl, schaute wenig nach den Schweizerbergen und hatte den Kognak schneller als Trauben und Pfirsiche vertilgt. Umgeben von kalten Hühnern, deren ausgenagte Knochen sie auf die Zimmerdielen spuckte, von Gänseleberpasteten, deren ausgeleerte Büchsen sich auf dem Scherbenhaufen hinter dem Hause türmten und von unzählbaren Flaschen verschiedener anregender Getränke,

führte sie ein verdrießlich=gefräßiges Dasein. Nur zuweilen hörte man ein breites Lachen, mit dem sie die Geschichten zu würzen pflegte, die sie der Uffenbacherin aus ihrer Kellnerinnen=Vergangenheit zu berichten pflegte. Die alte Hebamme hielt sich gern in dem Zimmer auf, wo es so viel gute Tröpflein zu kosten, so viel gute Bissen zwischen den falschen Zähnen zu zermalmen gab. Nachdem der neue Gast die übrigen Bewohnerinnen des kleinen Hauses mit einem verächtlichen Aufwerfen der üppigen Lippen gemustert, schienen diese ihr nicht mehr der Mühe wert, sich weiter mit ihnen abzugeben. Die drei Mädchen, die nun so manche Woche in friedlich=schwesterlicher Eintracht ihres nahenden Zieles gewartet hatten, begehrten auch wenig danach, ihren Kreis zu erweitern.

An einem kühlen, windigen Regenabend, der im August die erste Ahnung des nahenden Herbstes brachte, kehrten dann noch zwei Mädchen in Reformkleidern im Tränenhause ein. Die eine mußte sich sofort zu Bett legen — man bekam sie überhaupt nicht mehr zu sehen. Die Uffenbacherin schlurfte brummend im Haus umher und schimpfte: Man habe sie betrogen, das sei eine ganz böse Geschichte'.

Und wieder durchbebte nächtliches Weinen, Stöhnen und Wimmern die baufälligen Mauern und Dielen der alten, windschiefen Hütte. Obwohl die Hebamme eine heillose Antipathie gegen alle

Ärzte besaß, mußte schon in der zweiten Nacht der Dr. Schwärzle geholt werden. Es wurde ihr unheimlich bei dem fortgesetzten Achzen des halb besinnungslos auf ihrem Lager sich windenden Mädchens.

„Das Herz ischt's. Die hält's nit durch — das Herz ist nit gesund,“ sagte die Uffenbacherin bekümmert am anderen Morgen zu Cornelle. Ihre gewaltigen Backentaschen waren ihr ganz bleich und welk geworden vor Angst. „Gott soll mich bewahren — hätt' ich das gewußt, hätt' ich sie gar nit erst eingelasse . . . Die Schererei mit der Polizei . . . Uff . . .“

Sie wollte sie wieder ausquartieren, sie wollte sie nach München zurück schicken, woher sie gekommen waren, die beiden jungen Geschöpfe in Reformkleidern, mit tiefen Künstlerscheiteln, von denen die eine nun so grausam leiden mußte, während die andere Schlanke, Zarte, zuweilen in der Wohnstube unten erschien und nach der Hebamme rief. Bei einer solchen Gelegenheit blieb sie einen Augenblick am Rachelofen stehen, wo man bei dem rauhen Wetter ein Feuer angezündet hatte. Sie versuchte, sich die kalten, vor Angst klappernden Glieder zu wärmen.

„Wie schwer ist es doch, einen Menschen, den man lieb hat, leiden zu sehen und nicht helfen zu können,“ sagte Cornelle, die auch durch das Feuer

hier gehalten wurde, und blickte das verstörte Mädchen teilnehmend an.

„Schauerlich — schauerlich!“ murmelte diese. „Die Frau will uns wieder fort haben — ich soll weiter mit der Unglücklichen,“ brach sie laut schreiend aus. „Oh — oh — sieht sie denn nicht, daß das Mädchen stirbt — sie soll sie doch sterben lassen . . . ruhig sterben lassen . . . Es ist ja doch das Beste — das einzige für sie!“

Plötzlich starrte sie zwischen ihren Schmerzensschreien auf Cornelia . . . in ihre glühenden dunklen Augen kam ein Erkennen, ihr verweintes Gesicht zuckte, sie hielt die Hände vor sich, als sähe sie eine Erscheinung.

Cornelia wurde rot und biß sich die Lippen. Hier war jemand, der von ihr wußte . . .

Das hagere Gesicht lächelte und mit einem Male dem Schmerz entrückt flüsterte das Mädchen in großer Erschütterung:

„Mein Gott — mein Gott — Sie sind doch . . . Sie sind . . . Cornelia Reimann?“

Cornelia antwortete ihr nur mit den Augen.

„Bitte — bitte nicht . . .“ stammelte sie abwehrend und zog ihre Hände an sich, weil die andere sie ihr zu küssen versuchte.

„Verzeihen Sie,“ schluchzte das bebende Mädchen dazwischen, „es ist zu viel —. Ich bin so aufgewühlt . . . Ich bin ja keine Exaltierte . . . nur . . .

Sie . . . Sie . . .! Wie wir Sie liebten — liebten! meine Freundin und ich — was Sie uns Jungen sind . . . ahnen Sie es auch nur? Wie Sie uns alle führen . . .“

„Führen —? Hierher?“ Cornelia wandte gequält das finstere Gesicht ab.

„Verzeihen Sie mir,“ sagte das junge Mädchen sehr sanft, „ich bin taktlos — aber Sie wissen ja alles — auch daß man jeden Takt vergessen kann? Nicht wahr? Und daß von allen Taktlosigkeiten doch diese grenzenlose Verehrung nicht berührt wird . . .?“

„Sie lieben Ihre eigene Sehnsucht,“ sagte Cornelia mit leiser Ablehnung.

„Wir fühlen in Ihnen die Kraft, nach der wir ringen,“ antwortete das Mädchen nun einfacher und klarer. Sie strebte sichtlich vor Corneliens beherrschter Haltung der eigenen überreizten Bewegung Herr zu werden, bis eine neue Erschütterung sich auf ihren nervösen Zügen spiegelte.

„Es ist so unfaßbar, daß Sie hier sind — und eigentlich — wenn man Sie recht begreifen will . . . es ist wie ein Wunder und doch so natürlich! — Vielleicht ist es die Rettung! Es könnte meiner armen Freundin ein solcher Trost, eine solche Stärkung sein . . . Sie müssen zu ihr . . . der Doktor sagt: Das Herz — aber es ist doch

nur die Qual dieser Wochen, die das Herz nicht tragen konnte . . .“

Cornelies Blick verdunkelte sich, ihr Gesicht wurde kalt, ihre Haltung hochmütig vor innerem Entsetzen.

„Nein — nein — nicht das — Ich kann nicht die Verantwortung für anderer Schicksal tragen . . . Ich will nicht.“

„Sie tragen keine Verantwortung. In diesem Falle gewiß nicht . . . Meine Freundin liebte ihren Lehrer . . . Ich will ihn nicht nennen. Er ist — Sie kennen ihn gewiß — er ist einer von den Größten in der Kunst. Es ist die ganz alltägliche Geschichte — es wäre so gekommen, auch wenn sie niemals ein Wort von Ihnen gelesen hätte. Er war ja doch das Höchste auf Erden, zu dem sie betete — mehr noch als zu Ihnen — wie sollte sie ihm denn da widerstehen? Nur glaubte sie stärker zu sein, als sie es in Wahrheit ist. Sie wollte ihr Kind haben, und konnte es doch nicht durchführen — sie gestand ihren Eltern alles — die haben sie verstoßen — alle ihre Briefe, alle Telegramme zurückgesandt. Prediger ist ihr Vater — Prediger der christlichen Liebe . . .“ Sie schüttelte wütend die mageren Hände. In ihren glühenden Augen brannte der Haß der jüdischen Rasse. „Ach — wenn ich den Leuten etwas antun könnte . . .“

Cornelie schwieg und senkte den Kopf, als träfe ein Teil dieses Hasses sie selbst.

„Und der Mann?“ fragte sie dann leise, hoffnungslos.

Das Mädchen zuckte die Schultern, sie machte eine Bewegung mit der Hand, als schiebe sie etwas hinweg.

„Er war ja viel zu groß — viel zu berühmt, um eine kleine Malschülerin zu seiner Frau zu machen. Sie hat es auch immer gewußt. Mit ihm wäre sie wohl fertig geworden —. Sie war ein stolzes Mädchen. An den Beschimpfungen, mit denen man sie zu Haus zerschlagen hat — daran zerbricht sie . . . Gehen Sie zu ihr, Fräulein Meimann . . . wenn jemand noch helfen kann, sind Sie es.“

Die Freundin begann wieder zu weinen. „Bereiten Sie sie vor,“ sagte Cornelia leise. „Und rufen Sie mich dann.“

Das Mädchen ging. Über der unfrmigen Nase die glühenden Augen richteten sich von der Tür noch einmal beschwörend auf Cornelia. Diese saß auf der schmalen Holzbank, welche nach schwäbischer Bauernsitte rings um die Wand lief; die Hände hatte sie fest gefaltet, so starrte sie wehevoll auf die geseuerten Dielen. Die Ruckucksuhr schlug eine Viertelstunde nach der andern. Annerle schaute herein und zog sich nach einem Blick auf Cornelien's gedankenversunkene Gestalt wieder zurück. Die Bäckerin kam herein, ließ sich stöhnend auf eine andere

Seite der Bank nieder und aß ein Brot mit Wurst.

„Das wird eine schwere Nacht,“ begann sie. Cornelia nickte nur mit dem Kopf. Auch die Wäckerin schwieg. Man hörte ihr Rauen und Schmatzen und das Krachen der Holzscheite im Ofen, das Rieseln des Regens an den kleinen Fensterscheiben.

Dann kam die Freundin, blickte Cornelia liebevoll an und winkte ihr hinaus.

„Es war so schwer, das Weib zu entfernen,“ seufzte sie. „Ich glaube, sie hat jetzt weniger Schmerzen. Wäre sie nur nicht so apathisch. Mich ängstigt ihre Gleichgültigkeit.“

Cornelia trat lautlos ein, wandte sich mit leisen, stillen Bewegungen zu dem Bett.

Gleichmäßig kam und ging das röchelnde Atzen aus der Kranken bläulichen Lippen. Bei jedem Atzen hoben sich die Hände und Arme wie von einer Maschine bewegt, fielen auf die Decke nieder und hoben sich wieder. Das Antlitz trug eine seltsam silberweiße Farbe mit bläulichen Schatten um die Augen — aber diese Augen sahen niemand mehr. Cornelia stand eine Weile neben der Sterbenden. Einmal nahm sie ein Tuch, das dort lag, und wischte ihr zart die von kaltem Schweiß beperlte Stirn, stößte ihr mit Hilfe der Freundin einige Tropfen Flüssigkeit zwischen die zersprungenen Lippen.

„Sie hat doch noch Kraft,“ flüsterte die Getreue. „Sehen Sie nur die Hände . . . Ich glaube sie lächelte, als ich Ihren Namen nannte . . . Du, Annelies, Liebe — hörst du mich,“ versuchte sie aufs neue, „denke nur, Cornelia Reimann ist hier.“

Cornelia fuhr es wie ein Schlag durchs Herz, als sie ihren Namen so nennen hörte.

„Lassen Sie sie ruhen,“ flüsterte sie der Unersahrenen warnend zu. Das Antlitz der Kranken schrumpfte in diesem Augenblick zusammen wie ein dürres Blatt, der bläuliche Mund öffnete sich, der Körper bäumte hoch auf, die Hände rangen in der Luft — Cornelia hielt sie aufrecht, während die Uffenbacherin zur Hilfe herbeigeeilt kam.

In der Nacht, nach einem erneuten furchtbaren Schmerzsanfall, wurde sie erlöst, noch ehe das Kind von ihrer zerstörten Kraft geboren werden konnte.

Die Freundin der jungen Toten benachrichtigte telegraphisch die Eltern und den berühmten Meister von ihrem Ableben.

Annerle, Toni und auch die blasse bescheidene Luis hatten das Lager ihrer erlösten Schwester mit allen Rosen und Reseden, die sie in der unteren Dorfstraße bei den armen Ziehmüttern zusammen betteln konnten, umkränzt.

So lag die Tote, Rosen auf der Brust und Rosen in den Händen, mit dem schmalen ver-

schlossenen norddeutschen Gesichtchen zwischen den hellbraunen Scheiteln, die der Farbe einer jungen Hindin glichen, als am nächsten Morgen ihr Bruder eintraf, die Leiche heimzuholen.

Ein junger Assessor mit korrekt gestugtem blonden Bärtchen, im korrekten schwarzen Rock, mit demselben verschlossenen Gesichtsausdruck, den die Leiche auf ihrem weißen Lager trug. Die Uffenbacherin führte ihn hinein, wo die Getreue still neben der Toten saß. Er blieb nur wenige Minuten, gab im Flur der Uffenbacherin einige kurze Anweisungen über die Beförderung des Sarges zur Bahnstation und verließ mit demselben festen korrekten Schritt, mit dem er eingetreten war, das Tränenhaus.

Einige Minuten später erschien die Freundin bei Cornelia. Ihre Hände zitterten, ihre Gesichtszüge zuckten im Nervenkrampf.

„Ich kann nicht allein sein,“ stieß sie hervor, und die glühenden schwarzen Augen hingen mit einem wunderbaren Blick an Cornelia.

„War es sehr qualvoll?“ fragte diese. „Ich sah ihn vom Fenster. Er sah aus wie ein Mensch, der sich beherrschen kann.“

„Ob er das konnte . . .“ Plötzlich begann das Mädchen hysterisch zu lachen. „Wissen Sie was er sagte, als er die Rosen in Annelies' Händen sah: Von wem sind denn die? Und als ich antwortete: Von uns — da sah er mich an — o ich weiß, er

dachte: Dies exaltierte Judennädel . . . Aber er sagte nur: Welche Sentimentalität . . . Und dann so ganz geschäftsmäßig: „Meine Schwester ist bei einem Ausflug in den Bergen abgestürzt. Die Zeitungen werden eine diesbezügliche Nachricht bringen. Wir erwarten von Ihrer Discretion, daß Sie die Version auch Ihren Bekannten gegenüber aufrecht halten“ . . . — Daß ich ihn nicht ins Gesicht geschlagen habe!“

Cornelia schauderte. Leise nahm sie die Hände des zerwühlten Mädchens, streichelte und liebte sie, und diese fiel endlich vor ihr auf die Knie, drückte den glühenden schwarzen Krauskopf in ihren Schoß und schluchzte sich Erleichterung.

Der Sarg war auf einem bäuerlichen Leiterwagen zur Station geschafft worden.

Unnerle, die mit der Luis und der Toni seinem Verladen in einen Packwagen beigewohnt hatte, war bei der roten Wärme eingekehrt und stärkte sich dort durch ein Kirchwasser, das sie selbst besorgt und geschenkt hatte.

Die Uffenbacherin und die Bäckerin „veschperten“ mit der dicken Blondin in der Küche und probierten eine neue Sorte Wein.

Cornelia hatte die Freundin, die aufgereggt und fiebernd durch unnütze Geschäftigkeit die traurigen Dinge noch trauriger machte, endlich am Arm ge-

nommen und sie dem letzten unwürdigen Eindruck des auf den Brettern des leeren Erntewagens dahinschaukelnden Sarges entzogen, indem sie sie in ihr Zimmer führte und sie sich aussprechen ließ. Erinnerungen an die Tote — an die gemeinsame Studienzeit in München, Geständnisse eines brennenden Neides, als der angebetete Lehrer sich der Freundin zugeneigt habe — Freundschafts-Aufopferung, welche die eigne Leidenschaft zu betäuben suchte. . . [Dazwischen Deklamationen über Welt- und Gesellschaftsordnung, junge rasende Empörung über die Eiswände der Konvention, an denen die beiden Sturmgeister sich die heißen Köpfe wund gestoßen hatten. . . Begeisterungsausbrüche über neue Rechte des Weibes, Rechte des Menschen, sein Leben zu leben, nicht das der andern.]

Cornellie ließ das Mädchen geduldig all den Jammer ihres in den letzten Tagen so grausam mißhandelten Herzens in blutrünstigen Worten austoben. Sie neidete der jungen Jüdin das konvulsivische Entrüstungs-Pathos — diesen sinnlichen Fanatismus der Wut. Sie selbst fühlte nur immer wieder: Grausame, grausame Natur. . . Sie fühlte nur: Weibesgeschick, das durch keine Gesetze, keine Rechte abzuwenden war. Das immer wieder vernichten mußte, so lange Mädchen leben und lieben — so lange Männer Männer bleiben. . .

Wie schal, klein und nichtig schienen diesen

Ewigen gegenüber alle die phantastischen oder ausgeklügelten Umwälzungsvorschläge, von denen sie in den letzten Wochen gelesen hatte. Sandkörner — in einen Abgrund geblasen —.

Aber es mußte ja schön sein, den Glauben daran zu haben. . .

Und es war hart, ohne einen solchen Glauben an ein leuchtendes Ziel einen neuen unbekanntenen Weg zu gehen.

Aber sie konnte sich nicht betrügen mit funkeln den Gedanken und schäumenden Worten, die in sich selbst versanken, wenn die Sonne der Wirklichkeit heiß über ihnen brannte.

Später half sie die wenigen Sachen, welche die Verstorbene im Handköfferchen mit sich geführt hatte, und ihr phantastisches Reformfährchen zusammen zu packen und an die Eltern zu adressieren. Die Freundin vermochte die Feder nicht in den von einem Nervenzittern befallenen Händen zu führen, als sie Namen und Titel des gehafteten Predigers niederzuschreiben versuchte.

Das Köfferchen hatte auf seinem Grunde auch ein schmales Päckchen Briefe enthalten. Die lagen nun noch auf dem Tische. Die Freundin wurde plötzlich rot, als sie sie zögernd mit der Hand berührte.

„Ins Feuer!“ sagte Cornellie bestimmt.

„Ich gönnte es ihm, daß er sie noch einmal

lesen müßte — jetzt . . ." flüsterte die Jüdin. Ihre Augen funkelten.

"Ins Feuer," wiederholte Cornelle. Sie nahm die mit blutrotem Seidenband umwundenen weißen Zettel aus den heißen Fingern der anderen, öffnete die Ofentür und hielt ein Zündholz an die Blätter. In wenigen Augenblicken waren sie aus einer hellen Flamme zu einem Häuflein verkohlten Staubes geworden.

Cornelle streifte mit dem Blicke das Gesicht des Mädchens, das gierig atmend, mit dunkel glühenden Augen dem Vorgang gefolgt war.

. . . Begehrte er dich morgen, der große Meister — du würdest ihm doch nicht widerstehen, ging es ihr durch den Sinn.

Zum Abendzug brachte sie die Malerin zur Bahn.

Der Fluß rauschte kühl unter den Erlen, ein feuchter Wind wehte stark über das Land, das nach der Ernte leer und weit in der Dämmerung lag. Zarte Nebel zogen Schleiertücher über die kahlen Äcker, auf denen Cornelle das Korn hatte wogen, reifen und fallen sehen. Von den letzten Regentagen war ein herbstlich-herber Hauch in der Luft zurück geblieben.

Wie lange noch? Wie lange —? Würde sie im kommenden Winter den Schnee vor den Fenstern wirbeln sehen . . .? Tot sein . . . Wie seltsam, daß

man sich vom Nichtsein keine Vorstellung machen kann, solange man sich lebend fühlt . . .

Cornelles Hand wurde ergriffen, mit einem leisen Mißbehagen duldete sie die Küsse des fiebernden Mädchenmundes auf ihrer Haut.

"Lassen Sie mich bei Ihnen — lassen Sie mich Sie pflegen, Sie lieben . . ."

"Kind, das ist unmöglich," antwortete Cornelle ein wenig hart und nüchtern.

"Es würde mich so beglücken. — Ich kann — ich kann es nicht ertragen, Sie mir hier unter diesen Menschen zu denken."

Cornelle wandte den Kopf zur Seite. Sie war gerührt und empfand doch das Anerbieten als ein unberufenes Eindringen in ihren Lebenskreis, den sie nicht öffnen mochte, am wenigsten für dieses in schwülen Schmerzen aufgelöste Mitgefühl.

"Sorgen Sie nicht um mich. Ich weiß, weshalb ich hier bin und an keinem anderen Orte. Mißverstehen Sie mich nicht — es ist nicht etwa aus Buße oder aus Lust am Martyrium. Nein — ich fühle einfach, daß ich hierher gehöre . . ."

Sie schwieg eine Weile, denn sie sprach ungern von sich, doch fühlte sie, wie grausam es gewesen sein würde, sich ganz zu verschließen, vor dem so sehr nach Trost lechzenden Geschöpf an ihrer Seite. Und so begann sie wieder, schwer, langsam:

„Anfangs wußte ich wohl selbst nicht, was ich hier sollte . . . Wir glauben alle, unser ganz persönliches Leben nach unserm Wollen zu führen, und dabei leben wir doch zugleich mit dem persönlichen noch ein typisches Leben der Zeit, das wir aber nur in seltenen Augenblicken durch die Hülle des persönlichen hindurch erkennen. Das wird nicht von dem individuellen Willen bestimmt, sondern durch Bedingungen, über die wir gar keine Gewalt haben. Darum tun wir wohl so oft Dinge, von denen wir fühlen, wir tun sie aus einem Zwang, der gegen unsere individuelle Natur ist. Das Schicksal hat manche unter uns ausersehen zu Symbolen der Zeit. Wir tragen ihr Brandmal, oder ihre Flammenzunge an der Stirne — wissen nicht, ob das feurige Zeichen Schande oder Ehre bedeutet . . . Wer einmal so gezeichnet wurde, der muß sein Los auf sich nehmen und seine letzten Bitterkeiten austrinken. Er wird ahnen, daß nur auf diesem Wege sein Leben reif werden kann, zu einer Frucht am Erntekranz der Zeit. Ich weiß nicht, ob Sie mich verstehen, — so recht kann ich das wohl nur selbst empfinden.“

Die junge Malerin neigte den Kopf. „Meinen Sie damit Gottes Willen tun?“ fragte sie zögernd.

„Ich glaube nicht mehr an einen persönlichen Gott,“ sagte Cornelle. „Und es war eine Erlösung, als ich diesen Glauben endlich von mir tun konnte.“

Aber da sind doch unbegreifliche Mächte hinter allem sichtbaren Geschehen. Ahnen wir in seltenen Augenblicken das Gesetz unsres eignen Lebens, müssen wir uns ihm beugen, wenn es auch noch so erschreckend droht. Denn es ist doch das Göttliche. — — — Einmal mußte wohl alles dieses von einer Frau gelitten werden, die es nicht nur dumpf quälend fühlt, sondern die es in Erkenntnis umwandeln wird . . . jetzt noch nicht — einmal in der Zukunft . . . Das geschieht nur, wenn die Zeit dafür gekommen ist. Ich meine, wenn da draußen viele sind, die warten, daß eine letzte Türe zu einer Erkenntnis ihnen geöffnet wird.

Vielleicht sage ich das heute nur zu Ihnen — vielleicht bin ich auch nur ein verunglückter Versuch der Natur, den sie braucht, um zu einem bestimmten Punkte vorzudringen. Das weiß ich ja nicht. Am Ende bin ich auch zu schwach. Aber dann wird ganz gewiß eine Stärkere kommen.“

Die dunklen Augen des jungen Mädchens sahen über der unförmigen Nase bewundernd zu Cornelle empor.

„Nun glaube ich eher, Sie zu begreifen.“

„Überschätzen Sie mich nur nicht,“ sagte Cornelle mit schmerzverzogenem Munde. Man ist ja nichts einzelnes. Man ist das notwendige Glied einer notwendigen Kette. Noch vor einem Jahr habe ich Unendliches gewollt — jetzt warte ich nur, was mit mir geschehen soll.“

Die Begleiterin lachte plötzlich nervös und leidenschaftlich. „Nein — ich verstehe Sie doch nicht. Cornelia Reimann, die geduldig und schwach ist! Es ist körperliche Müdigkeit — oder Sie erniedrigen sich absichtlich! [Was könnten Sie tun — welchen Einfluß könnten Sie haben — stolz wie eine Königin sollten Sie mit Ihrer Mütterlichkeit unter die Menge treten . . . damit man endlich einsieht . . .“

„Mütterlichkeit als Propagandamittel?“ fragte Cornelia. „Das möchte ich meinem Kindechen doch nicht antun.“

„Wenn Sie spotten, können Sie grausam werden.“

„Verzeihen Sie mir,“ sagte Cornelia einfach. „Ich wollte Sie gewiß nicht verletzen . . . Nur — (sehen Sie, liebes Kind) — Geschrei und Kampf und Wut, das zerstört doch nur. Alles natürlich werdende wächst still und langsam . . . Wenn ich hier abends — wie viele Abende — an dem kleinen Flusse entlang gegangen bin, sah ihn so jung, so durchsichtig, daß man jedes Rieselchen auf seinem Grunde unterscheiden konnte — dann stellte ich mir vor, wie er weiterhin wächst und schwillt, von hundert Bächen und Nebenflüssen genährt — wie er, ein brausender Strom, zum Stolz eines gewaltigen Landes wird — wie unter hoch geschwungenen Brücken der Verkehr einer Kaiserstadt in Schiffen und Dampfern auf seinen mächtigen Bogen

schwimmt, wie er durch ungeheuerere Felsentore brechend, die Welt des Okzidenten mit dem Orient verbindet . . . — das kleine, junge, dumme — spielerische Flüschen hier unter den Erlenbüschen . . .“

Sie blieb stehen, ihre Augen blickten, dem Lauf der Plätscherwellen folgend, in die dunkelnde Ferne. „Ich träume oft, wie dieser Fluß geworden ist — solche Macht und Gewalt könnten die Frauen bekommen, wenn sie sich nicht länger um eines Dogmas willen gegenseitig hassen, verachten und verfolgen würden. [Solche Macht und Gewalt könnte der Gedanke der Liebe gewinnen, wenn er die Frauen zu einer Einheit zusammenschließen würde — darin alle für eine und eine für alle stehen in jener Zeit, wo die Frau am meisten Weib, am schutzbedürftigsten ist — und wo der Mann seiner Natur nach versagen muß, wo er dem letzten Weibgeheimnis immer fremd und peinvoll betroffen gegenüber stehen wird. — Gott! Gott —! Zur Zeit ihrer werdenden Mutterschaft wütet gegen die Tochter die Mutter — die Schwester gegen die Schwester Vor der ewigen Not und dem ewigen Ruhm des Weibes versinkt nicht in jeder Frauen Gefühl das Tagesgesetz der Gesellschaft wie ein ödes ekles Gespenst! Vor diesem ewig Gewaltigen, das eisern das Weib zum Weibe binden sollte, macht es Gemeinschaft mit dem Manne, um im Verein mit ihm die Schwester im Geschlechte zu morden

Die Frauen sind keiner Rechte wert . . . keiner bürgerlichen und keiner ideellen — so lange sie dieses ihr heiligstes Recht — ihre gewaltigste Pflicht und Macht nicht erfassen wollen!“

Cornelie strömten die Tränen über das zum Himmel erhobene Gesicht. „Tag und Nacht sehe ich ihn vor mir, den langen Zug der verirrtten, verlassenen jungen Kinder. — Wo sind die Mütter, die sie geboren haben —? Wo sind die Mütter im Gefühl, die ihre Arme weit ausbreiten, den Gequälten, Mißhandelten entgegen: Kommt zu mir, ihr Armen, ihr Enttäuschten, ihr werdenden Mütter, daß ihr meine Töchter seid und aus meinem glühenden Herzen aufs neue das süße Wiegenlied der Mutterliebe lernt!“

Ihre Klage klang laut wie ein Schrei über das nächtliche Feld.

Als der Zug schon daherbrauste, nahm Cornelie noch einmal die Hand der jungen Malerin und drückte sie fest. „In Ihnen ist mir das Zusammengehörigkeitsgefühl zum erstenmal entgegengetreten. Das werde ich nicht vergessen. Vielleicht sollen die Töchter Ihres Volkes, die Erinnerung an Schmach und Verfolgung im Blute tragen, auch die ersten sein, in denen die Liebe, die ich meine, sich offenbart!“

„Den Glauben will ich mit hinausnehmen,“ flüsterte das Mädchen. „Nun haben Sie mich doch getrübt.“

Ihr Tuch flatterte noch lange, während der Bahnzug sich entfernte.

Cornelie wanderte in der Dunkelheit die Landstraße auf und nieder, immer wieder auf und nieder. Der Wind wogte um sie her, als käme er über ein weites Meer. Sie dachte des Prometheus, der an der Tafel der Götter saß — und dann war er geschmiedet an die Felsen eherner Notwendigkeiten, und der Geier fraß ihm die Leber aus der lebendigen Brust.

Als die Füße sie nicht mehr trugen und das Grauen der Einsamkeit überwältigend wurde, besann sie sich darauf, daß sie versprochen hatte, Toni und Annerle von der Wärb abzuholen.

„Ja, wie schauen Sie aus, Fräulein Cornelie!“ Wärb nahm ihre im Frostkrampf gekrümmten Finger und rieb sie sacht zwischen ihren guten, mütterlichen Händen. Mit geschlossenen Augen saß sie bei den andern, hörte ihre gedämpften Stimmen und kehrte so ins Leben zurück.

Fünfzehntes Kapitel

Sie arme Toni kauerte auf der Ofenbank in der Wohnstube und aß aus ihrer Schürze unreife Birnen. Sie hatte so sehnsüchtig über den Zaun nach einem fruchtebeladenen Baum gestarrt, daß die Bäuerin zu ihrem Mann gesagt hatte: „Schau das Mädle, gib ihr halt ein paar Birn' . . . wann die Mutter ihr Gelüst nit stillen kann, wird's Kindle ohne Kopf geboren.“

Annerle und die Bäckerin nahmen an dem glücklich erbeuteten Schatz teil, aber die Bäckerin behielt dabei den Wachstuchttisch im Auge, wo Cornelia der Uffenbacherin ihre Pension auszahlte. Sie schlurste langsam näher, blickte auf die Goldstücke, seufzte tief und wischte mit dem Handrücken über die Augen.

Cornelia nickte dem Weibe aufmunternd zu und winkte ihr, während die Hebamme die gelben Stücke einzeln zwischen den Fingerspitzen prüfte. Die Bäckerin seufzte wieder, noch inbrünstiger, noch hoffnungsloser als zuvor.

Fräulein Cornelia hatte ihr gesagt: „Wenn ich meine Pension zahle, müssen Sie auf frischer Lat von der Uffenbacherin das Geld fordern. Es ist Ihr Recht, vor uns allen kann sie es Ihnen doch nicht weigern.“

Das war die Bäckerin denn auch entschlossen zu tun und die Toni nebst dem Annerle schauten, auf

die grünen Birnen beißend, wie die Sache sich entwickeln werde.

Die Bäckerin stand neben ihrer Feindin, blickte auf das Geld und auf Cornelia, ihre weißen, teigartigen Hände fingerten an ihrer Schürze. Die Uffenbacherin lächelte zufrieden. Sie bemerkte das Gieren und Kämpfen der Bäckerin nicht einmal. Sie nahm die Geldstücke ihr vor den Augen fort, stand schwerfällig vom Stuhle auf und schloß sie in ihre Lade, deren Schlüssel sie in die Tasche ihres blau und weiß gemusterten Rockes steckte, die Bäckerin beobachtete jede ihrer Bewegungen wie ein hungriges Tier ein anderes sich satt essen sieht. Sie schluckte und wischte sich die feuchten Mundwinkel, aber vergebens warteten die Fräuleins, daß ein Wort der Forderung sich diesem Weinerlichen Munde entringen werde. Als der Schlüssel in der Tasche der Hebamme verschwunden war, ächzte sie noch einmal, schüttelte den Kopf, wackelte mit den breiten Hüften und setzte sich ergeben auf die Bank.

„Ein schönes Geld, ein schönes Geld,“ klagte sie. Die Uffenbacherin nahm ihre Karten zur Hand und legte sie auf dem Tisch auseinander, um zu sehen, was die nächste Zukunft ihr an weiteren freudigen Ereignissen aufgespart habe.

„Zum nächsten Sonntag schlachten wir zwei Gänse,“ erklärte sie vergnügt. „Man muß sich was gönne auf alle die Geschichte . . .“ Sie meinte

den Tod der jungen Fremden im Reformkleid. Auch Annerle, Toni und die Bäckerin waren der Ansicht, daß man sich was gönnen müsse.

„Ein Weinkraut tät's zum Gansbraten,“ murmelte die Bäckerin und bewegte die Lippen, als schmecke sie schon die Herrlichkeit. Ihre runden Backen hingen noch wehmütig um den zu kleinen Mund.

„Aufs Leberle freue ich mich arg,“ rief Annerle. „Frau Uffenbacher, das ist geseit, daß Sie uns mal was gutes vorsehen wollen . . .“

Frau Uffenbacher antwortete nicht. Die Karten nahmen ihre ganze Aufmerksamkeit in Anspruch.

„Ja, das ischt doch — das ischt doch arg —“ Auch die Bäckerin begann sich jetzt für die Geheimnisse zu interessieren, die Pique-Bube und die Treff-Sieben zu enthüllen im Begriff standen.

Sie rückte mit einem letzten Seufzer der Enttäuschung über ihre eigene Schwäche näher zu der Freundin.

„Was siehst?“

„Ich hab' sie für dich gelegt,“ sagte die Uffenbacherin in einem bedenklichen Ton.

„Für mich?“ Die Bäckerin wurde ganz rot. „Ja, schau' — ich wüßt' selber gern . . . Siehst nit ein Geld?“

„Nein, von Geld seh' ich nix,“ erklärte die Hebamme energisch. „Krankheit ischt in der Näh' — aber wieder nit im Haus . . .“

„Wird doch nicht,“ jammerte die Bäckerin erschrocken, „geh', du willst mir nur Furcht mache!“

„Ich les' nur, was die Karten sagen. Eins ist in Not und Gefahr. Du bist's nit. Aber eins, das dich nahe angeht. Das Unglück steht hinter der Tür' . . . Weiter kann ich nit sehen! Schau her — zwei Karten liegen dazwischen, ganz nahe bei der Hand ischt's nit . . .“

„Doch nit etwa mit der Eisenbahn?“ fragte Annerle, die harte Birne knirschte dabei zwischen ihren Zähnen.

„Ja mei — wenn's gar der Bäck war?“ fragte die geängstigte Ehefrau.

„Mag schon sein, 's ischt der Bäck, genau kann ich's nit sage,“ antwortete die Uffenbacherin mit der feierlichen Stimme, die sie allemal annahm, wenn sie die Karten legte.

„Jemand hat Sehnsucht nach dir — jemand, der in Not ischt . . . Ja, Bäckerin, ich glaub' als selbst, es ischt der Mann, dem ein Unheil droht.“

Der Bäckerin ihre Hängewangen begannen zu zittern, ihr Mund war wie der eines Säuglings, der sich zum Weinen schief zieht.

„Mein Heiland, der Bäck!“ stammelte sie. „Er wird als wieder zu viel gesoffe habe, das kann der Mann nicht vertrage, das schlägt ihm allemal auf den Magen.“

„Du warst auch arg lang von daheim fort,“ bemerkte die Uffenbacherin tadelnd. „Da geschieht als manches, was man nit denkt. Ein Weib ist auch in der Näh' . . .“

„Jesus, mein Heiland, wenn das so ist,“ stotterte die Bäckerin, ein Bild der Bestürzung, „ha, wenn das wirklich jetzt in die Karten steht . . .“

„Kannschst selbst lesen,“ sagte die Uffenbacherin kalt, „die Treff=Sieben beim Pique=Duben . . .“

„Da muß ich heim,“ erklärte die Bäckerin plöblich. „Wenn der Mann krank ischt, da muß ich heim — sonst versaut er mir die ganze Wohnung Ischt's gefährlich —? Schau' doch nach, Urschel, ob's ans Leben geht?“

Die Uffenbacherin veränderte mit großem Ernst die Lage mehrerer Karten.

„Ungefährlich ischt's einmal nit,“ sagte sie teilnahmsvoll und blickte über ihre Brille hinweg die Bäckerin trauernd an.

„Da muß ich heim, da muß ich heim. Da fahr' ich noch heut' Nacht nach Ulm!“ Schon wieder liefen dicke Tränen aus den farblosen Augen über die großen Backen.

„Ich mein' als auch, Bäckerin, Ihr müßtet einmal nach dem Rechten schauen. Geb's Gott, kommt Ihr noch zur Zeit und trefft ihn noch lebend!“

„Geb's Gott, geb's Gott,“ stöhnte die Bäckerin, in ihrem armen Kopf schon halb verblüdet vor Angst.

„Wenn mer halt — und ischt so lang bei Fremden, isst und trinkt und läßt sich's wohl sein — da kommt nix gutes dabei heraus,“ orakelte die weise Frau. Ihre dunklen Augen richteten sich wieder eindrucksvoll auf ihr Opfer.

„Gelt, Bäckerin — geht heim — nachher habt Ihr die Gewissensnot fürs Leben“

„Ja — ja — noch heut' abend geh' ich — leid ist mir's um die Gänf' Aber wenn er vielleicht gar stirbt“

„Das Unglück steht hinter der Tür,“ murmelte die Hebamme, „die Beerdigung kostet auch . . .“

Die Bäckerin wiegte sich hin und her vor unerträglicher Gewissenspein. Sie hatte hier gut gegessen und getrunken, hatte sich's wohl sein lassen — was mochte der Mann inzwischen, wenn er nicht bei Sinnen war, alles angestellt haben . . .

Die Nachtjacke und die Pantoffeln wurden in Zeitungspapier gewickelt. Die Uffenbacherin packte großherzig noch zwei Gurken und ein Gericht Kohlräble aus dem Garten dazu. Dann kam die Bäckerin, schwankend wie ein gewaltiges Schiff bei hohem Seegang, die Treppe hinauf, den jungen Damen Lebewohl zu sagen.

Die Hebamme brachte die geängstigte Frau zur Bahn. Manches Trostwort schenkte sie ihr noch auf den Weg, welches aber immer so wirkte, daß es die Gute nur besorgter machte, was sie an „Un-

glück hinter der Tür“ in der Ulmer Bäckerei und bei ihrem Ehemann vorfinden werde.

Noch am selbigen Abend begab sich die Uffenbacherin zufrieden an das Schlachten ihrer Gänse.

Das wackelige Tränenhaus war am Sonntag vom Boden bis zum Keller durchzogen von den appetitlichen Düften der knusperigen Braten.

Die Fette, Blonde wurde von der Hebamme eingeladen, an dem Festschmaus in der Küche teilzunehmen. Sie spendierte dafür ein Fläschchen Pfmannshäuser Roten. Davon schenkte die Uffenbacherin auch der Hanne ein, denn sie hatte einmal wieder keinen Monatslohn bekommen. Die saftigen braunen Vögel verschwanden unter anregenden Gesprächen über Mißgeburten und schauerlichen Entbindungsvorfällen zwischen den Kinnbacken der drei kraftvoll kauenden Weiber. Das Fett lief ihnen vor Behagen an den Mundwinkeln herab. Den Fräuleins waren drei Trommelstöcke in Annerles Zimmer hinaufgeschickt worden. Annerle hielt mit ihrer sittlichen Entrüstung über eine so ungerechte Verteilung nicht zurück. Aber das verhalf ihr nicht einmal zu dem vierten Trommelstock. Die arme Toni nagte geduldig und hungrig an dem ihren, obgleich er schon längst kein Fäserchen Fleisch mehr enthielt.

„Meine Mutter schnitt mir zu Haus‘ das zarteste Bruststückchen heraus,“ sagte Cornelia melancholisch.

„Die Köchin bekam den Trommelstock. Es muß nicht schön sein, eine Gans zu braten und dann nur den Trommelstock zu essen. Komme ich heim, soll sie ihn nicht wieder haben.“

Der Gänfeschmaus war für die fette, blonde Senta doch schließlich verhängnisvoll geworden. Sie wälzte sich einige Tage stöhnend und schimpfend im Bett, lehnte aber den Besuch des Dr. Schwarzle mit Entschiedenheit ab und brachte am Ende einen kräftigen Knaben zur Welt. Es war ihr nur ein Kinderspiel gewesen. Dieser üppige Frauenkörper oberbayerischer Zucht, der jeder Hygiene gespottet, und in eisernen Niederpanzer gezwängt Nacht für Nacht bei nikotinvergifteter Kelleratmosphäre seines Amtes als Erreger der Sinne junger Studenten und alter Bierphilister gewaltet, tat seine Pflicht wie eine gehorsame Kuh. Aber seine Eigentümerin war weit davon entfernt, ihm dankbar zu sein. Selbst die durch manchen guten Tropfen getränkte Freundschaft der Frau Uffenbacher mußte an der grausam schlechten Laune der Wöchnerin Schaden leiden. Die Hebamme hätte wohl schwerlich ihre Geduld bewahrt, wenn der Freund nicht mit gewichtigem Händedruck sie freundlich dazu ermahnt hätte. Der ernste, stille Mann im braunen Rock war sofort eingetroffen und hatte das Kind beim Schulzen, der die Standesamtsregister führte, als seinen Sohn legitimiert. Aber auch diese erfreuliche Tatsache

schien keineswegs beschwichtigend auf Sentas Zorn zu wirken.

„Mei Herrgöttl von Stuggert, ischt das eine Her —“ rief die Uffenbacherin, die sich vor ihrem Reifen zu den Fräuleins geflüchtet hatte — „jezt schimpft als das Weibstück wie eine Wüschte, weil er vom Aufgebot spricht Eine andere wär dankbar, wenn der Mann sagen tät, das Kind dürft nit ersch erfahen, daß seine Eltern keine Eheleut' waren, als es auf die Welt kommen ischt. Gered't hat er mit ihr, daß mir grad' 's Wasser aus den Augen gelaufen ischt! Und wie sie mault und schimpft, kommt er zu mir und sagt: Frau Uffenbacher, es wird halt die Milch sein, die ihr zu Kopf gestiegen ist, daß sie so wüsch tut.' Ha — die Milch ischt der nit zu Kopf gestiegen — die Bosheit ischt der zu Kopf gestiegen! Das sag' ich! Wenn der brave Mann wüßt, an was für eine der geraten ischt! Was die mir für Ansinnen gestellt hat Geschlagen hat sie nach mir mit der Faust, weil ich's Kind nit mit der Nabelschnur erwürgt hab' — so ein Tier da hätt' ich können ein schönes Geld verdienen, wenn ich so was tät' da braucht' ich mich nit zu plage mit solche Viecher Das kann der Frau Uffenbacher niemand nachsagen mein Amt hab' ich immer in Ehren verwaltet!“

In der That stand die große, umfangreiche Frau

vor dem Tisch, hinter dem Cornelia saß, wie eine zürnende Göttin der Ehrbarkeit. Sie besaß in solchen Augenblicken etwas schlechtthin Überzeugendes.

Annerle bot ihr einen Stuhl, damit sie sich weiter auslasse und zeigte derweilen dem Fräulein Cornelia das Häkelmuster für die Windeln.

„Ich hab' noch kein Kind mit der Nabelschnur erwürgt,“ wiederholte die Hebamme, wie in einem biblischen Triumphgesang ihrer eigenen Tugenden.

„Ich kann nit begreife, wie andre so etwas tun könne — so ein arm's unschuldig's Würmle — da würd' einem ja Gott strafen an der ewigen Seligkeit. Das tät' ich nit — und wenn sie mir eine ganze Kiste Wein schicken tät'!“

Die Fräuleins stimmten ihr zu und sie war sichtlich befriedigt.

„Sagen Sie nur, Frau Uffenbacher, er ischt doch ein vermöglicher Mann, warum will ihn denn die Senta nicht heiraten?“

„S'ischt ihr zu fad', hinter dem Ladentisch zu stehen und Hering und Salz abzurwiegen, sagt sie, und in so einer kleinen Stadt kömmt' sie nit leben und wenn er's durchaus wollt', nachher würd' sie ihm schon Hörner aufsetzen . . . so wahr Gott mir helf', das hat das Weib gesagt! Und sie wüßt gar nit einmal, ob das Kind von ihm wär'!“

Die Uffenbacherin war ganz erschüttert von einer Gesinnung, welche an Gemeinheit die ihrigenoch übertraf.

„Der arme Mann,“ sagte Annerle, ein wunderlicher Gefühlston war in ihrer Stimme. „Ob er denn nit zur Einsicht kommt?“

„Der nit — der einmal nit,“ versicherte die Uffenbacherin. „Der ischt wie behert — und wenn's ihm schon aufging, tät er noch sei Pflicht! Wenn ich die erscht aus dem Haus hätt', da schlaget ich drei Kreuz!“

„Wir mit Ihnen, Frau Uffenbacher,“ versicherte Cornelia.

Die Hebamme stampfte ärgerlich zur Thür. Cornelia öffnete das kleine Fenster, als sei eine giftige Luft im Zimmer und blickte trübe in die Ferne, wo von schieferblauen Wolkenzügen umwoben das Abendrot kupfern glühte.

„Wär' es einem von uns so gut geworden,“ sagte leise die arme Toni.

„Es tut doch wohl, zu sehen, daß es noch Ehrenmänner gibt,“ murmelte Cornelia, „wenn sie auch nicht für uns geschaffen waren. Darauf kommt es ja schließlich nicht an.“

„Fräulein Cornelia — es ischt aber traurig, wenn man erst so denken muß,“ rief Annerle.

Cornelia senkte den Kopf.

„Sie haben recht, Annerle — vielleicht ist es traurig.“

Die Geschichte der fetten Münchener Kellnerin nahm eine überraschende Wendung. Das Aufgebot war beim Schulzen und beim Pfarrer bestellt.

Am zehnten Tage nach seiner Geburt sollte das Bublein getauft werden. Die Hebamme in ihrem besten Staat trug es hinauf zur Kirche, die Wöchnerin neben dem zukünftigen Gatten ging verdrossen hinterdrein.

Der Pfarrer nahm die heilige Handlung, um kein unliebsames Aufsehen zu erregen, in der Sakristei vor, er richtete dann einige mahnende Worte an die Brautleute. Und zwar belobte er den Bräutigam, daß er sich endlich zur Ehe entschliesse, da doch nun schon das zweite Kindlein dem Bunde entsprossen sei.

Der stille, ernste Mann machte ihn auf seinen Irrtum aufmerksam, der Pfarrer aber blickte die Braut noch einmal forschend an und sagte: „Ich kannte Sie gleich wieder als Sie herein traten — Sie haben schon ein Kind an dieser Stelle taufen lassen — die Vorgängerin der Frau Uffenbacher trug es. Wir können ja im Kirchenbuch nachschlagen, in welchem Jahr es gewesen ist. — Lebte denn das Kind nicht mehr, daß Sie es so gänzlich vergessen haben?“

Die Braut stand schweigend mit trotzig aufgeworfenen Lippen.

Der stille, ernste Freund aber ließ sie samt der Hebamme allein ins Wirtshaus gehen, wo ein Frühstück bereit stand. Er begleitete den Pfarrer in seine Wohnung, um sich selbst im Kirchenbuche die Bestätigung zu holen. Der weiße Zettel im schwarzen Kasten wurde entfernt. Der Bub kam bei der Fischerin in Pflege. „Später nehm' ich ihn zu mir, ins Geschäft,“ sagte der fragliche Vater wehmütig. Er zeigte sich nur noch, um die Rechnung für die Taufe zu begleichen. Es war anzunehmen, daß die Uffenbacherin ihn bei dieser Gelegenheit noch weiter aufklärte. Dann verschwand der stille Mann aus Schopfingen. Cornelia sah ihn die Landstraße hinab zum Bahnhof gehen, eine gestickte Reisetasche trug er in der Hand. Sie blickte lange hinter ihm her, auf den gebeugten traurigen Rücken in dem braunen Rock.

Die fette Blonde kehrte rosenrot blühend mit einem bösen Hohnlachen zu ihrem nächtlichen Schenkinnenamte zurück.

Sechzehntes Kapitel

Nach diesem wurde es wieder still und friedlich im Häuschen an der Hügelflanke. Die Birnen vom großen Baum waren geerntet. Über die Stoppelfelder flogen im goldnen Herbstsonnenschein die Fäden des Altweibersommers. Der Storchenvater lehrte seine Brut. Rings um den Kirchturm sah man das unbeholfene Flügelschlagen der jungen Störchlein, die für die Winterreise gewaltig üben mußten.

Wenn Cornelia die schwermütigen und hoffnungslosen Gedanken allzu sehr bedrängen wollten, ging sie die untere Dorfstraße hinab und saß ein Weilchen bei der roten Bärbe, auf der hölzernen Bank, die um die Wand der kleinen Stube lief, wo die Bärbe mit ihrer Mutter und ihren Ziehkinderchen hauste. Zwar trug die Bärbe den Trauring am Finger, aber eine „Verlassene“ war sie auch und von Ehe und Mutterschaft war ihr nichts geblieben als ein leerer Kinderwagen mit himmelblauen Gardinen, den der Mann ihr in einer großartigen Laune geschenkt hatte, ehe er eines Tages mit andern italienischen Bahnarbeitern von dannen zog und nicht mehr wiederkehrte. Die Bärbe sprach nie von diesen Traurigkeiten. Sie tat alles, was eine Mutter nur tun kann für ihre Pfleglinge — nur den Wagen, unter dessen blauen Gardinen ihr eigenes totes

Kindchen geschlummert hatte, den durfte keines von ihnen benutzen. Er stand, sorglich in ein weißes Laken gehüllt, auf dem Speicher des kleinen Hauses. Das Stübchen unten war immer voll Sonne, das Liesl mit den schönen Füßchen spielte und lachte, und das Agathe, dessen Mutter so bitter gekränkt war, daß es immer noch lebte, krächte jauchzend auf dem Arm der alten Frau mit dem lieben Großmutterlächeln, als warte ein Dasein voll Wonne und Herrlichkeit auf das ausgestoßene, arme, überflüssige Geschöpfchen. Die Nähmaschine klapperte unter den großen kräftigen Händen der Warbe, die ab und zu gesäumte Stücke Leinenzug in den Korb neben sich warf, und dabei mit ihrem guten schwäbischen Humor etwas Drolliges zu erzählen wußte.

Hatte Cornelia die stille, gesunde Friedensluft geatmet, die das Heim der zwei Frauen erfüllte, so kehrte sie immer ein wenig froher ins Tränenhaus zurück.

Dem Annerle war meistens „mit recht extra zu Mut“.

Das letzte Ereignis hatte einen Stachel in ihrer Seele zurückgelassen. Sie hatte es bisher für ganz selbstverständlich gehalten, die Zeit, da sie dem Hansel nicht gefiel, in der langweiligen Abgeschlossenheit zu verbringen. Nachdem sie die zarte Fürsorge des Mannes im braunen Rocke beobachtet hatte, nagte

das Bedürfnis an ihr, sich selbst und dem Fräulein Cornelia zu beweisen, daß der Hansel hinter jenem nicht zurückstehe. Als der Herr Geheimrat einmal wieder die Villa Uffenbacher mit seinem Besuche beehrte, weinte das Annerle und erklärte ihm, die Sehnsucht müsse dem Kinde schaden, wenn der Herr Geheimrat es nicht zuwege bringe, daß der Hans sie einmal besuche. Sie wisse wohl, da sei ein reiches Judennädele, das er längst hätte heiraten sollen, und es käme ihr arg verdächtig vor, daß er sich gar nicht einmal nach ihr umschauen wolle. Versprochen habe er's ihr längst — aber wer niemals Wort hielte, das sei der Hans. Jeden Sonntag schaue sie vergebens nach ihm aus. Sie müsse sich gerad' schämen vor der Frau Uffenbacher und den Fräuleins. Der Herr Geheimrat tröstete sie nach besten Kräften und versprach, sein Möglichstes zu tun. Das Annerle hatte eine feine seidene Geldbörse für ihn gehäkelt, die ihn sichtlich erfreute. Sie wußte, daß er noch diese altfränkischen Börsen statt des Portemonnaies zu tragen liebte. — Das Annerle erriet in einer beinahe unbegreiflichen Weise stets, welchem Bedürfnisse sie bei ihren Freunden durch eine Handarbeit abhelfen konnte.

Am folgenden Sonntag kam der Hans. Der Bub vom Weichensteller trug einen Korb mit zwei Flaschen Sekt hinter ihm drein.

Annerle hatte die grauen Filzpantoffeln gegen

ein paar allerliebste Schühchen mit hohen Hacken vertauscht, die spigenumflatterte Matinee, ein Geschenk der Lucie Dutenberg, verhüllte ihre umfangliche kleine Gestalt. Die Stirnbüchchen waren zierlich gekräuselt.

Frau Uffenbacher band die weiße Schürze vor, die sie anzulegen pflegte, wenn ein „Herr“ ihrer Anstalt die Ehre seines Besuches verschaffte. Sogar die arme Toni putzte sich ein wenig heraus und erwähnte ihre Genugtuung, daß der Besuch des Hans auf den Sonntag falle, an dem der Papa mit dem feinen aussetzte.

Cornelie ließ sich das Essen auf ihr Zimmer bringen und lud die Toni dazu ein. Gegen Abend, während sie, die jetzt oft an großer Schwäche litt, auf dem von den kombiniertesten Düften durchzogenen Kanapee ruhte, kam Annerle zu ihr herüber. Heiß und rot war das kleine mollige Mädchen, mit verzaustem Haar und glänzenden Augen. Sie wollte das Fräulein Cornelie recht schön bitten, ob sie nicht nach dem Nachtmahl ein wenig herüberkommen möchte und ein Glas Sekt trinken. Es sei französischer und der Hans sei so begierig sie kennen zu lernen, und so dankbar für die Freundschaft, die das Fräulein Cornelie seinem Mädle bewiesen habe. Und mit dem reichen Judenmädle, daran denke er jetzt gar nimmer. — „Aber wissens,“ gestand sie zuletzt kleinlaut zu Corneliens Ohr hinabgeneigt, „im Kopf

rumgangen ist ihm die Partie doch — sonst wär er längst schon einmal hier gewesen! Ach, Fräulein Cornelie — die Mannsleut! . . . wenn man sie nur mit so arg gern hätt.“

Cornelie ging hinüber in Annerles Zimmer und sie tranken französischen Sekt aus den Waschtischgläsern, der Hansel und sein Schatz, die dabei Hand in Hand auf dem Sofa saßen, die Toni, welche gleich einen Schwips bekam und fortwährend kicherte, und Cornelie, für die der Hansel die besten seiner salonfähigen Anekdoten hervorsuchte. Die gesunde Lebensfreude, die von dem hübschen blonden Manne, von seinen blauen Augen, seinem kräftigen Munde mit den starken Zähnen, seiner ganzen, das Jüdische nur leicht verratenden Erscheinung ausging, zwang die traurigen Frauen für einige Stunden unwiderstehlich in den Bann eines fröhlichen Genießens. Cornelie konnte begreifen, wie Annerle den guten Direktor Häberle mit seinen zehntausend Mark Einnahmen verschmährt hatte, und so treu in der heikeligen Situation des „kleinen Verhältnisses“ aushielt. Auch daß sie alles vergab, was immerfort vergeben werden mußte.

Ihr kluges, durch ihren Zustand ein wenig verschwollenes Gesicht strahlte befriedigt zu Corneliens hinüber, als sie bemerkte, daß ihr Geliebter den Beifall der heimlich Vergötterten fand. Hin und wieder blickte sie den Schatz von der Seite forschend

an. Zwischen Cornelle und ihm hatte sich aus aller Munterkeit heraus ein Gespräch angesponnen, das leicht an den Gegenständen hinglitt, sie kaum berührend und zu andern überspringend, die mit derselben Selbstverständlichkeit behandelt und wieder verlassen wurden. . . Annerle sah plöblich mit einigem Erstaunen den ihr so Vertrauten in einer Sprache reden, die ihn ihr in einen andern Gesellschaftskreis entführte, zu dem sie keinen Zutritt hatte — in den sie bisher auch niemals begehrte. Cornelle spürte schnell das Unbehagen der kleinen Freundin und lenkte in die augenblicklich gegebene Situation zurück, indem sie von Annerle selbst und ihren mancherlei Kämpfen mit der Uffenbacherin zu erzählen begann. Da waren denn die beiden andern Mädchen gleich in ihrem Element und was im Erleben fatal genug gewesen, wurde nun mit fröhlichem Humor zu den possierlichsten Szenen ausgestaltet.

Als der Hansel Abschied nahm, denn Frau Uffenbacher hielt auf ihre Reputation im Hause, übernachten durfte niemals ein Herr, und sei er auch Vater oder Bruder zu einem der Fräuleins — da mußte Cornelle es sich gestehen, daß sie sich heiter angeregt fühlte und einen fröhlichen Abend verbracht hatte — unbeschadet der Tatsache, daß der Sekt nur aus Waschtischgläsern getrunken worden war. Oder vielleicht gerade deshalb.

Am andern Morgen kam der Hans noch einmal Lebewohl zu sagen. Cornelle hörte ihn auf der Staffel vor der Haustür mit der Hebamme und dem Annerle schäkern, dabei entschädigte er sich denn für die am vergangenen Abend eingehaltene Reserve durch die saftigsten Späße.

„Geh' Hansel,“ flüsterte Annerle zum erstenmal ein wenig beleidigt, „bei der Fräulein Cornelle stehts Fenster auf. . . Gestern hab' ich dich schier nit wieder kennt — aber du bist schon der Alte geblieben. Vor mir hascht halt gar kei' Ehrfurcht!“

„Ehrfurcht!“ Der Hansel lachte laut heraus. „Vor meinem dicken Frauchen werd' ich Ehrfurcht haben! Da fühl' ich ganz was anderes!“

Das Geräusch eines Ruffes klang herauf und unter Annerles befriedigtem Geficher, mit dem Refrain eines herausgeschmetteten Coupletverses schied mei Hansel aus dem Tränenhaus.

Als Annerle endlich ihre Mutterschmerzen leiden mußte, kannte ihr Zorn über eine solche Ungehörigkeit der Natur keine Grenzen. Sie bekamen es alle zu hören, die Natur, das Schicksal — der liebe Gott auch. — Gar dem abwesenden Hansel, dem unmittelbarsten Anstifter dieser Ängste, wurden Rosenamen zuteil, wie er sie sonst nicht von den liebevollen Lippen seines Mädchens zu hören bekam.

Auch mit der Frau Uffenbacher zankte Annerle zwischen Stöhnen und Wimmern wie ein schwäbischer

Nohrspatz. Aber wenn die sonst so zornwütige Hebamme im Dienst war, hatte sie sich ganz zur weisen Frau umgewandelt. Mit unerschütterlicher Sanftmut waltete sie ihres Amtes und nahm die seltsamsten Beleidigungen von ihren Fräuleins hin, während sie versicherte: Schimpfen täte den Kindbetterinnen gut und wär' gesünder als Schreien.

Zuhörer mußte das Annerle haben, sonst wäre ja die ganze Geschichte nur der halbe Spaß gewesen. Sie war nicht zufrieden, bis sie nicht abwechselnd alles, was sie in Schopfsingen kannte, um ihr Bett versammelt sah. Cornelian und Toni ließ sie schon gar nicht von ihrer Seite, auch die Bärbe und die Fischerin sprachen am späten Abend noch vor und gaben Ratschläge und Meinungen. Daß der Herr Geheimrat kurz ehe die Wehen begannen abgefahren war, wurde von Annerle mit heuchlerischem Bedauern als Glücksfall gepriesen. Die Hanne erschien ab und zu in der Türe und blickte mit wollüstiger Neugier auf das schmerzverzogene, dunkelrote Gesicht unter dem zerzausten Blondhaar. Die arme Toni saß wie hypnotisiert vor Grauen und verfiel dazwischen in ein unwiderstehliches Gelächter über Annerles drastische Art, sich gegen die unabänderlichen Schmerzen zu empören.

Als die Nacht vorrückte, versuchte Cornelia das junge Geschöpf zu entfernen — sie selbst fühlte, daß sie es ihrem Kindchen schuldig sei, diese Ein-

drücke nicht länger auf sich wirken zu lassen. Mit sanfter Gewalt brachte sie Toni zu Bett und legte sich ebenfalls nieder. Die Uffenbacherin hatte versichert, es könne Morgen werden, ehe das Ereignis stattfinden möchte. Cornelia versank in Schlaf, die Ohren noch erfüllt mit den Rufen Annerles: „Das ischt ja eine mordsmäßige Sauerei für uns arme Weibsleut' — und ich will nit, ich will einmal nit.“ Da wurde sie am Arm gefaßt, Toni stand, ein Licht in der zitternden Hand, vor ihrem Bett . . .

„Sie hat noch eben geschimpft: Kreuzsakra, jetzt ischt's mir aber zu arg — da war der Bub' da! Kommen Sie nur — er ist herzig — Annerle sagt, Sie müssen ihn gleich anschauen! —“

Cornelia lief hinüber. Annerle lachte über das ganze von Schweiß betaute Gesicht.

„Einen Buben, gebt mir meinen Buben!“ rief sie übermütig wie ein Kind, das glücklich aus dem Dunkel in die helle Stube kommt. „Jetzt bin ich aber stolz! Der Hansel hat mich immer geuzt, ich könnt' nie einen Buben zur Welt bringen — jetzt hat er die Bescherung, der Fraß!“

„Wenn du so weiter fortschwätzt, nachher hascht' morgen ein braves Milchfieber,“ sagte die Uffenbacherin unter fürchterlichem Gähnen. „Hier ischt die Klingel — den Buben nehm' ich mit in mei Bett — nun geht schlafen, alle miteinand'.“

Siebzehntes Kapitel

Cornellie legte müde und zerschlagen von den Folgen dieser Nacht ihr Manuskript in die Lade ihrer Kommode. Sie sah nun deutlich, daß sie es nicht würde beenden können, wie sie es doch so inbrünstig gehofft hatte. Mitten unter den wilden Schmerzen ihrer sterbenden Leidenschaft hatte sie zu arbeiten vermocht — vor den hier von allen Seiten auf sie einströmenden Erfahrungen floh jede Konzentrationsmöglichkeit. Die größte Gefahr für den Schaffenden bedrohte sie zu dieser Zeit. Sie empfand ihr Werk als unwesentlich für sich und andere — als eine gekünstelte geistige Spielerei. Nicht nur die eigene Produktion verlor die Wirkung auf sie — Bücher überhaupt schienen ihr unwichtig, belanglos — ein schaler Nachguß auf den Lebensextrakt. Ein neuer Reichtum quoll in ihrer Brust, er war in der alten Form nicht mehr zu meistern.

Draußen blies der Herbst frostige Winde über das Land — das ungestörte Sigen, das Träumen und Grübeln in der Laube, im Hain der alten Apfelbäume verbot sich von selbst. Im Häuschen atmete zart das neue junge Leben und verursachte den zukünftigen Müttern eine unerträglich gesteigerte Spannung des Erwartens, der Begierde auf das Eigene, werdende, das noch in der dunklen Verhüllung sich stürmischer

regte und bewegte, ungeduldig mit heftigen Stößen dem Lichte des Daseins entgegendrängend. Jeder Tag konnte nun Cornellien die Erfüllung ihres Geschickes bringen.

In banger Vorfreude war sie am frühen Morgen schon auf und bei dem in der Nacht geborenen Kindchen, das in ein Federbett gewickelt unten im Wohnzimmer ganz allein und still auf der Wandbank schlief. Man hatte den braunen Kachelofen geheizt, es war schön warm und behaglich unter den niederen Deckenbalken. Behutsam nahm Cornellie das schlummernde Kleine in ihre Arme, es zuckte nur ein wenig in dem netten Gesichtchen, dann schlief es weiter. Sie konnte die rosigten Fingerchen küssen, sie atmete entzückt den feinen Duft, der dem winzigen Körper entströmte.

Und während sie dort saß, mit dem fremden Kinde im Arm und ihr Kleid sich ab und zu leise bewegte unter dem Regen der kleinen Glieder des noch Unsichtbaren, überfiel sie eine Sehnsucht, aus den tiefsten Tiefen ihres Seins emporgerungen und wurde zur Ahnung eines kommenden großen Glückes.

Das Kind stieß ein quäkendes Tönnchen aus. Cornellie hüllte es in ihr Tuch und ging die Frau Uffenbacher zu rufen. Die schlurfte kauend herein, sie hatte bei ihrem zweiten Frühstück gefessen. Dem Kleinen wurde ein Löffelchen Tee eingelöffelt und dann kam er wieder auf die Ofenbank.

„Schläft Annerle?“ fragte Cornelia.

Die Hebamme sah an Cornelia vorüber. Es war etwas Beunruhigtes in ihrem Gesicht.

„'s ischt ein Herr bei ihr,“ flüsterte sie.

„Ein Herr? Der Hans?“

„Nein — ein fremder Herr — schon bald eine Stund'. Mich graust's grad — eine Wöchnerin braucht doch Schlaf!“

„Aber, Frau Uffenbacher,“ rief Cornelia vorwurfsvoll, „wie konnten Sie ihn denn hineinlassen? Was will er vom Annerle?“

„Was gutes will er allemal nit! Er ischt grad' so herein — hat gesagt: ‚Wo ist das Fräulein Anna von Pfaffenhofen — ich weiß, daß sie hier ischt — machen Sie mir nichts weiß — ich muß sie sprechen.‘ Ich hab' mich vor die Tür gestellt und hab' gesagt: ‚Das könne Sie nit, das Fräulein hat in der Nacht geboren.‘ Da hat er nur so gelacht und hat gesagt: ‚Ich werd' sie nit lang' stören — es ischt eine Geschäftsfach' — und hat mich beim Arm genommen und fortgezogen und eh' ich mich noch hab' wehren könne, ischt er zur Tür' ‚nein!‘“

Cornelia machte eine ungeduldige Bewegung. „Sie hätten ihm nachgehen und ihn wieder herausholen sollen!“ rief sie heftig. „Am Gottes willen — Frau Uffenbacher — haben Sie denn nicht genug an dem einen Todesfall . . . Eine Stunde ist er drin? Nach dieser Nacht! Das darf man doch nicht

leiden! Hat denn der Mann kein Einsehen — kein Erbarmen! Holen Sie ihn wieder heraus — das ist doch Ihre Pflicht.“

Die Uffenbacherin machte ein schlaffes Gesicht.

„Wenn er doch sagt, er sei ein Verwandter!“

„Vor Verwandten sollte man die Mädchen hier am meisten schützen. Wenn Sie nicht den Mut finden, ihn hinauszwerfen, so tue ich's.“

Sie war schon auf der Treppe und lief schnell die schmalen Stufen hinauf. In ihr brannte ein ehrlicher Zorn über die Gefühllosigkeit dieses Unbekannten.

Sie klopfte kurz und trat ein.

Annerle saß aufrecht im Bett, fieberrote Flecke auf den Wangen, ihre Augen glänzten kriegerisch. Vor ihr hatte ein schwerer, älterer Herr mit großer Glaze, in einem eleganten Anzug, Platz genommen und sprach mit leiser Stimme eindringlich zu ihr. Auf dem Tisch lagen Papiere, er hielt einen goldnen Bleistift in der Hand.

„Machen Sie doch keine Weitläufigkeiten,“ hörte Cornelia ihn sagen, „unterzeichnen Sie — und alles ist erledigt.“

Er wandte sich bei dem Geräusch, das ihr Eintritt verursachte, nach der Tür und maß Cornelies schwarze hohe Erscheinung vom Kopf bis zu den Füßen mit einem einzigen erstaunten Blick.

Sie stand vor ihm und sah auf ihn nieder. Ihr Gesicht war ernst. „Mein Herr — ich muß Sie bitten, dieses Zimmer zu verlassen. Fräulein Anna ist jetzt nicht in dem Zustand, eine so lange Unterhaltung zu führen.“

„Es liegt nur in dem Willen des Fräuleins, die Unterhaltung sofort zu beenden,“ sagte der Herr verbindlich, eine plötzliche Verwirrung unter einer höhnischen Selbstsicherheit verbergend.

Ammerle lachte hell. „Ich habe Ihnen schon dreimal gesagt, daß ich Ihnen keine Rechenschaft über den Vater meines Kindes schuldig bin! Das sind meine Privatangelegenheiten. Das hat mit meiner Stellung in Ihrem Geschäft nicht das mindeste zu tun!“

Cornelie zog die Brauen zusammen und legte die Hand auf den Tisch. Ihre Augen wurden gebieterisch, sie richtete sie fest auf den Mann vor sich.

„Ich habe leider kein Recht, Sie mit Gewalt entfernen zu lassen,“ sagte sie höflich, aber bestimmt. „Ich erinnere Sie nur daran, daß Sie in diesem Augenblick die Verantwortung für zwei Menschenleben tragen! Fräulein Anna hat vor wenigen Stunden ein Kind geboren . . . Ich weiß nicht, ob Sie Vater und Gatte sind — aber alt genug sind Sie, um zu wissen, was eine Frau in diesen Stunden zu leiden hat! Sie danach im ersten Schlaf zu stören — sie über eine Stunde lang mit

verantwortlichen Geschäften zu peinigen, ist mehr als unüberlegt — es ist eine Roheit — eine raffinierte Grausamkeit.“

Der ältere Herr hörte Cornelia aufmerksam zu. Das unverschämte Lächeln verschwand dabei von seinem Gesicht, es verkroch sich gleichsam unter dem Bart und machte einem demütigen und wollüstigen Dulden Platz. Es war fast, als empfände er die harten Worte der Frau, die so unbegreiflich wenig in diese zweideutige Umgebung gehörte, wie Peitschenhiebe, die ihn entflamnten.

Cornelia ahnte plötzlich die unerwartete Wirkung ihrer Worte. Ihr Mund verzog sich im Ekel. Sie wendete den Kopf, trat zu Ammerle, glättete ihr das Kissen und bat sie leise, sich niederzulegen.

„Ich wußte in der That nicht, daß unsere Unterredung schon so lange dauerte,“ sagte der Mann sanft, beinahe schmachkend, „glauben Sie mir — ich habe nur das eigne Beste der jungen Dame im Auge — es war mir unbekannt, daß ich zu so ungelegener Stunde komme.“

„Es ist Ihnen gesagt worden,“ rief Cornelia hart.

„Nun — ich will Ihnen versprechen, das Fräulein sehr zu schonen. Nur noch wenige Minuten. Es hängt, wie gesagt, nur von des Fräuleins Willen ab . . . Wir sind gleich fertig.“

„In einer Viertelstunde bin ich wieder hier,“ sagte Cornelia kalt und entfernte sich.

Der Besucher wartete ihren wiederholten Eintritt nicht ab. Er entfernte sich noch vorher. Cornelle begab sich dann zum Annerle.

„Jesses —“ rief die ihr lachend und zornig entgegen, „war das eine Geschichte! Die Uffenbacherin soll der Teufel holen, daß sie mir den herein läßt! Ich denk' mich rührt der Schlag wie ich aufwach' und er steht an meinem Bett!“

„Annerle, um Gottes willen, Sie fiebern vor Aufregung! Reden Sie nicht. . .“

„Ach — jetzt ist's schon alles eins! Der Onkel vom Hans war's! Hat der mich geküßt! Aber seinen Willen hat er doch nit erreicht!“

„Was wollte er nur?“

„Die Familie hat ihn geschickt. Die Alten! Wegen der reichen Partie. Das hab' ich gleich 'raus gehabt. Geld wollt' er mir bieten — vierzigtausend Mark hat er hier in Wertpapieren vor mich auf den Tisch gelegt — wenn ich schriftlich allen Ansprüchen auf den Hans entsagen wollt. Der hat gewußt, wie's um mich steht — oh, der ist so klug — der hat schon auf der Lauer gelegen, und hat gemeint, heut kriegt er mich am ehesten mürb! Ja — Pfefferkuchen!“

„Annerle — Sie haben widerstanden?“

Annerle lachte pfiffig. „Ich bin nit umsonst in dem seiner Schul' gewesen — all' die Jahr' her im Geschäft! Wissen's, was ich ihm geantwort'

hab'? Ihr Anerbieten ischt sehr großmütig, Herr Kommerzienrat, hab' ich gesagt — aber ich wußt' nit, wie ich dazu käm', es anzunehmen. Ihr Herr Nefse ist immer sehr gütig zu mir gewesen, und ich bin ihm dankbar, daß er mir den Urlaub verschafft hat — aber dafür verdien' ich doch nit vierzigtausend Mark —! Ansprüche habe ich überhaupt nit an ihn. Ich weiß halt gar nit, wie Sie darauf kommen, daß er der Vater zu meinem Kind sein soll? Er ist mein Herr Chef und ich würd' mich so etwas nie unterstanden haben!“

„Annerle, Sie sind kostbar,“ rief Cornelle lachend.

„Hat er sich denn mit dieser Versicherung begnügt?“

„Er mußte schon — ich bin halt dabei geblieben, trotz allem seinem Gerede. Wie beim Gericht hat er mich geplagt. Wissen's — mei Hansel sagt alleweil: nur sich nichts beweisen lassen! Wenn ich ihn verraten hätt' — das würd' er mir nimmer verziehen haben.“

Cornelle wurde nachdenklich. „Sind Sie sicher, daß der Hans nichts wußte, von diesem — Anerbieten?“ Sie fragte es leise, Annerle lachte froh.

„Ach gehen's, Fräulein Cornelle — wenn man mit einem Mann sechs Jahr in einer guten Ehe gelebt hat — da weiß man wie man miteinander steht! Aber jetzt hätt' ich schon gern eine Bouillon!“

Und Cornelle lief eilig, der Siegerin die wohlverdiente Stärkung zu holen.

Achtzehntes Kapitel

Unnerles zierliches Bübchen fesselte die Sympathien von Cornelia und Toni weit mehr als das dicke Versuchskind, das, stets mit den Überresten von Zwetschgen und Birnen, von Schmalzbröten und Schweinsbraten beschmiert, trotz dieser aller Wissenschaft Hohn sprechenden Säuglingsernährung an Kraft der Knochen und strotzendem Leibesumfang dem väterlichen Metzgermeister immer ähnlicher wurde. Toni beschäftigte sich viel mit Unnerles Bübchen, doch des Nachts hatte die Uffenbacherin es in ihrer Schlafkammer, das war einmal so Brauch in der Anstalt und an solchen eingeführten Bräuchen durfte nicht gerüttelt werden. Das Kleine war musterhaft brav, es schlief den ganzen Tag und die ganze Nacht. Kaum daß man des Morgens nach dem Bade sein Quäkstimmenchen vernahm.

„Ich finde seine Augelchen sind eigentümlich matt geworden,“ sagte Cornelia zu Toni. „Ich hatte selten ein Neugebornes mit solchen blauen Sternenaugen gesehen. Das Kind gefällt mir nicht.“

Toni sah zu Fräulein Cornelia hinüber. Die Resignation für das Schrecklichste, die über das junge Gesicht gebreitet lag, küstete in diesem Blick für einen Augenblick ihren Schleier.

„Toni —“

„Sie gibt ihm etwas,“ flüsterte Toni. „Alle Kinder bekommen es hier — damit die Alte des Nachts schlafen kann.“

Cornelia klopfte das Herz mit heftigen Stößen in der Brust.

„Die Fischerin hat es mir schon gesagt,“ fuhr Toni fort. „Der Bub' von der Senta hat die ersten Tage auch geschlafen, als wollt er net wieder aufwachen. Es ist immer dasselbe. Sehen Sie nur.“

Cornelia blickte scharf auf das Kleine in Tonis Schoß. Ein leises Zittern bewegte das Mündchen in dem grau gewordenen Gesichtchen, die Pupille verschwand unter dem halb niedergezogenen Lid, man sah nur das Weiße des Augapfels.

„Mein Kind bleibt keine Nacht hier im Haus, die Frau Lebzelter holt's gleich,“ sagte dumpf die Siebzehnjährige. „Hat's kein Vater und Mutter, soll's zum wenigsten seine Gesundheit behalten.“

Ein betäubender Schmerz zog Cornelia vom Herzen in die Arme — schwarze Schleier glitten über ihre Augen. Sie griff nach dem Tischrand und setzte sich auf die Bank neben Toni, den Schwindel vorübergehen zu lassen.

„Es ist Ihnen net gut,“ sagte Toni traurig. „Ich hätt' nichts sagen sollen.“

„Doch — doch, Toni,“ murmelte Cornelia. „Es ist doch notwendig, daß wir es rechtzeitig erfahren. Was mag es nur für ein Höllengebräu sein?“

„Kommen Sie — ich zeig's Ihnen,“ flüsterte Toni. „Sie ist im Dorf, sie merkt nichts.“ Beide Mädchen, mit dem Kind auf Tonis Arm, schlichen sich in die Kammer der Alten. Dort auf der Kommode vor dem zerbrochenen Spiegel stand das Fläschchen mit dem braunen Schlassaft.

Cornelie öffnete den Pfropfen und roch daran.

„Opium,“ sagte sie leise und ging, ohne sich zu besinnen, mit dem Fläschchen zum Fenster. Kräftig warf sie das Gift in die Steine und Kesseln hinunter.

„Ach, Fräulein Cornelie,“ rief Toni erschrocken, „jetzt wird die Uffenbacherin mir böss sein! Das hätten Sie nicht tun sollen! Es nuzt auch nichts. Sie hat ja das Rezept. Zwei hat sie — die läßt sie abwechselnd in Ulm und Stuttgart machen — weil der Apotheker in Ulm ihr den Saft nicht so oft geben will. Schauen Sie her . . .“

Cornelie seufzte stöhnend bei dem Blick auf die geleerten Fläschchen hinter dem Spiegel.

„Ich muß mit der Uffenbacherin über die Sache reden,“ murmelte sie gequält. „Vielleicht hat sie keine Ahnung von dem Schaden, den sie anrichtet.“

„Ich glaub', das hat sie net einmal,“ sagte Toni. „Dem Annerle hat sie gesagt, der Arzt in Ulm hätt' ihr selbst 's Rezept geschrieben.“

Cornelie schüttelte verzweifelt den Kopf.

„Das Annerle weiß also?“

„Ja —“ sagte Toni zögernd, „Fräulein Cornelie — ich mein' halt immer, sie ist nicht so recht wie eine Mutter — sie hat zuviel andere Gedanken — der Hans — und die Fillaie, die sie haben möcht' — sie schaut net genug aufs Kindle — ich will gewiß nicht Schlechtes von ihr sagen — lieb hat sie's schon — nur . . .“

„Ich verstehe, was Sie meinen, Toni,“ sagte Cornelie sinnend. „Es sind nicht alle zu Müttern geschaffen. Annerle wird immer mehr die Gefährtin und Geliebte ihres Hansel sein. Das ist ja keine Schuld — es ist Naturanlage.“

Dankbar und vertrauend blickten Tonis braune Augen aus dem unhübschen Gesicht zu Cornelie auf. Diese faßte plözlich ein warmes Gefühl für das Mädchen. Als sei ein geheimes Band zwischen ihnen, ein Verständnis, das sie nicht mit den anderen teilen konnten.

„Wir müssen gut aufpassen, Toni,“ sagte Cornelie und versuchte eine große Herzlichkeit in ihre Stimme zu legen. „Wir müßten uns doch schämen, wenn wir unsere Kinder nicht vor dem verfluchten Weibe schützen könnten.“ Den Arm um Tonis Schulter gelegt, beugte sie sich nieder und küßte die Stirn des kleinen Opfers, das schon längst wieder in seinen schweren Opiumschlaf verfallen war. Und dann küßte sie leise und sanft auch die runde Wange der armen Toni.

Cornelie versuchte ohne Zorn und Leidenschaft der Hebamme die Gefährlichkeit des nächtlichen Ruhebringers klar zu machen. Aber das Weib war erbittert, gekränkt und nichts weniger als überzeugt. Als Beispiel für die Schadlosigkeit der Tropfen führte sie immer wieder die eigenen Kinder — die auf dem Kirchhof lagen — und das dicke Ziehkind an, dessen starke animalische Natur allerdings das Unmögliche spielend überwand. Cornelie mußte endlich drohen, den Mißbrauch, falls er noch einmal vorkäme, beim Dr. Schwärzle und beim Kreisphysikus anzuzeigen. Annerle hielt, als man sie belehrt hatte, auch nicht mit ihrer Mißbilligung zurück, selbst der Herr Geheimrat, der in diesen Tagen kam, um die Bekanntschaft des Bübleins zu machen, wurde energisch aufgefordert, der Uffenbacherin die Wahrheit zu sagen. Allzu kräftig mochte der Versuch nicht ausgefallen sein — man hörte während der vermeintlichen Strafpredigt das joviale Lachen des alten, gutmütigen Herrn hinter der Kuchentür.

Das einzige, was man erreichte, war die Erklärung der erbitterten Hebamme: Wenn man Zweifel in ihre Fähigkeiten zur Kinderpflege setze, dulde sie den Buben keine Stunde länger im Haus. Die Fräulein Hottinger mußten ihn in der Lat abholen. Cornelie fühlte, wie der Ingrimm in der Brust der selbstbewußten Frau gegen sie kochte

— in ihrer schrecklichsten Stunde würde sie einer tückischen Feindin preisgegeben sein.

Da führte ein Zufall, wie ihn niemand hätte voraussehen können, einen völligen Umschwung in der Gesinnung der Frau Uffenbacher gegen Cornelie herbei.

Es war ein Regennachmittag zu Anfang des Oktober. Der Birnbaum streute seine braun gewordenen Blätter auf die von Feuchtigkeit dampfende Erde. Das Wasser rauschte aus der Dachtraufe in das darunter aufgestellte Faß. Der Wind klapperte mit den mürben Holzläden, riß ab und zu einen aus den Krampen und warf ihn klirrend gegen die Wand. In hohen Schaftstiefeln arbeitete sich der Briefträger, tropfend vor Nässe, durch Schlamm und Pfützen dem Häuschen entgegen. Wenigstens erwartete er ein gutes Biergeld für den Abend im Sternen, denn er brachte dem langen Fräulein wieder einen Packer Briefe und Zeitungen. Nicht einmal der Graf bekam im ganzen Jahr soviel Postfachen, wie die in einem Monat. Russische Marken waren darauf — amerikanische, norwegische, französische und englische.

Cornelie fand ihr Bild in den Blättern der fremden Länder, sie las Wahres und Unwahres über ihr Leben, Phantastisches oder Zutreffendes über ihre Meinungen und Anschauungen. Sie wurde mit begeisterten Worten in den Himmel er-

hoben, oder scharf angegriffen, und verantwortlich gemacht für Mißstände, deren Änderung niemals in dem Willensbereich eines Menschen gelegen hätte. Sie saß in der niederen, vor Hitze glühenden Bauernstube, an deren Ofen die Windeln des Ziehkindes und der nasse Rock der alten Hebamme trockneten und hörte ihr Geschwätz mit den zwei dünnen Fräulein Hottinger und dem Annerle über eine ganz erschreckliche Entbindung, die sie einmal erlebt hatte und nun mit allen grausigen Einzelheiten wollüstig beschrieb. Dazwischen hinein quälte Annerles Bübchen auf dem Arm der hageren Dorfjungfer, und das dicke Ziehkind gröhnte am Boden, wo es sich auf einem schmutzigen Federbett wälzte und von der blaffen Luis vergeblich durch das Schnarren einer Holzknarre beruhigt werden sollte. Die Hanne schälte Kartoffeln und warf sie jedesmal mit einem Plump in die Schüssel mit Wasser neben sich. Cornelia nähte an einem Kissenbezug für ihr Kleines — oben in ihrem Zimmer konnte sie sich nicht mehr aufhalten, weil der Ofen dort zerfallen und nicht zu heizen war. Und dieselbe Cornelia hatte draußen in der Welt eine Macht errungen, um ihren Einfluß tobte der Kampf der Parteien, eine Macht, die da weiter und weiter wirkte. Ihr Name war ein Kriegsruf geworden, den andere nun schon auf ihre Fahne schrieben, mit dem sie, unabhängig von ihr selbst, freie Bahn

und Glück und Erfolg suchten . . . Da draußen in einer Welt, die so unendlich ferne lag . . .

Wie von einem Märchen las sie in dem großen, englischen Journal, das heute ihren Ruhm zu ihr in ihre Abgeschiedenheit trug: Von ihren Vorfahren — von ihrer Kindheit — las kleine, lustige Geschichten aus ihren Schultagen und feine, geistvolle Worte eines gescheiten Mannes über das Werk ihres Lebens und von dem, was sie der Zukunft schuldig sei . . . Sie lächelte in Gedanken versunken ihr stilles Mädchenlächeln. Es überfiel sie plötzlich mit jäher Gewalt das Bewußtsein, erreicht zu haben, wonach tausende von kraftvollen Männern vergebens ringen und kämpfen . . .

Es kam wie aus weiter Ferne durch das Rauschen des Regens, vorüber am Stöbhen des Windes ein Ruf zu ihr, wie eine helle Geisterstimme —. Dort draußen lebte sie ja! War denn dies alles um sie her nicht nur ein wirres bedängstigendes Traumland? Hinaus — hinaus in das wahre Leben! Zum Kampf — zum Wirken — zu neuen Taten, neuen Siegen! schrie plötzlich jubelnd ihr erwachender Mut.

Ungeduldig warf sie das Nähzeug hin, sprang auf und reckte die Arme. Die niederen Balken drückten auf sie, die übelriechende Glut des Raumes beklemmte sie.

„Ih, Fräulein Cornelia, wollen's denn hinaus bei dem argen Wetter?“ fragte die Uffenbacherin erstaunt.

„Nur an die frische Luft,“ sagte Cornelia zerstreut. „Der Regen tut mir nichts!“

„Was haben's denn da als wieder?“ fragte die Hebamme, auf das große grüne Heft deutend, „kann man nit einmal schauen?“

„Sie können's doch nicht lesen, Frau Uffenbacher,“ sagte Cornelia und trug das Blatt hinauf in ihre Stube.

Unterwegs, während sie tapfer mit aufgehobenen Köcken durch die Pfügen der Landstraße tappte, fiel es ihr ein, daß sie das Journal am Ende doch vergessen hatte zu verschließen, wie sie es sonst mit ihren Postsendungen aus dem andern Dasein zu tun pflegte.

Ein spitzbübisches Lächeln flog über ihr Gesicht. Jetzt werden sie alle oben bei mir an dem Englisch herumraten, dachte sie fröhlich. Und Gott mag wissen, was sie davon denken, daß auf derselben Seite, wo mein Konterfei sich befindet, der neue Lordmayor von London abgebildet ist, wie er in seinem Triumphwagen durch die City fährt. — Nun, Annerle wird es mir schon berichten.

Dies geschah auch, sobald sie heimkehrte. Annerle und Toni erstickten beinahe vor unbändigem Gelächter.

Fräulein Cornelia hatte das Haus kaum verlassen gehabt, da war auch schon die Alte hinaufgesprungen, um das Bett für die Nacht zu richten.

Zwei Minuten später winkte sie Annerle und Toni ins Zimmer, ihnen in dem grünen Heft das Bild des Fräuleins zu zeigen. Vergebens aber hielt sie die Druckschrift bald nah bald weit vor die Brille, sie konnte doch nichts weiter entziffern als den Namen „Cornelia Reimann“, der sowohl unter dem Bilde, als auch auf der folgenden Seite immer wieder zwischen dem sonst so unverständlichen Gedruckten auftauchte. Nun sollte Annerle weiter helfen!

„Das wird ihr Herr sein,“ riet die findige Hebamme und betrachtete kritisch den neugewählten Londoner Bürgermeister, „jung ischt er nit — aber ein feiner Mann!“

Des Annerles Englisch war nicht gar weit her, dennoch buchstabierte sie zuversichtlich an der Unterschrift.

„Lordmajor von London ist er,“ sagte sie oben hin.

„Donnerschlag!“ rief die Hebamme, „machst mir auch nit weiß?“

Sie buchstabierte nun selbst und fand denselben geheimnisvollen und hochtrabenden Titel heraus. Mit offenem Munde starrte sie auf Corneliens Bett — auf ihren Waschtisch, ihren Kleiderschrank und das tabaksduftige Kanapee.

„Lordmajor von London . . .“ wiederholte sie erschüttert, und von plötzlicher Gewissensangst bezfallen. „Lordmajor von London“ — und sie hatte

dem Fräulein Lunge mit saurer Sauß' vorgefetzt — zweimal die Woche . . .

Ja — wer das hätt' denken können . . . Auch der Trommelstock von der Gans und andere Sünden fielen ihr bei.

Das Annerle aber stachelte der Schelm, der ihr im Nacken saß. Sie kauerte sich auf das Kanapee und studierte eifrig an dem Aufsatz, der von der Cornelle Reimann handelte. Und endlich auf das Flehen und Bitten der Alten, ließ sie sich herbei, ihr dessen Inhalt zu übersehen, obschon er ein großes Geheimnis enthielt.

Cornelle Reimann war die angetraute Gemahlin des Lordmajor von London, und in der goldnen Kutsche mit den vielen Pferden, die alle nickende Federbüsche auf den Köpfen trugen, war das junge Paar nach der Hochzeit im Triumph durch London gefahren. Aber eine nahe Verwandte der alten Königin hatte sollen den Lordmajor heiraten. Deshalb verbannte die Königin Cornelle von ihrem Hof, sie mußte fliehen und sich unter falschem Namen verbergen, sonst hätte die Prinzessin ihr nach dem Leben getrachtet. Endlich habe der Lordmajor die Verzeihung der Königin erhalten, und wenn das Kind geboren sei, dürfe Cornelle an den Hof von England und in die Arme ihres Gatten zurückkehren.

Alles dieses las Annerle aus dem grünen Hest der andächtig lauschenden Hebamme vor.

„Am End' gar kommt der Herr Major selbst, seine Frau Gemahlin zu holen . . .“ sagte atemlos die Uffenbacherin.

„Lordmajor,“ verbesserte Annerle, „das ischt was anders Vornehmes, als ein simpler Herr Major.“

Die alte Schwäbin aber sah in ihrer Phantasie bereits die verschönderkelte goldne Kutsche mit den Pferden, die nickende Federbüsche auf den Köpfen trugen, mit den Dienern hinten und vorn, in den wunderlichen Hüten und Kleidern, die Straße vom Bahnhof herabgefahren kommen, vorüber an den Vorgärtchen der Witwen mit den Kinderwagen — sie sah das Gefährt vor ihrer Anstalt stille stehen — und sie sah sich selbst hineinsteigen, in einem schwarzseidenen Kleide mit einer großen Flügelhaube auf dem Kopfe, wie sie sich die Kindsfrauen in vornehmen Häusern vorstellte — das Neugeborene unter weißen Schleiern auf dem Arme tragend . . .

— Das war ein anderes Pöfste für sie, als hier das Gefrett' mit den ledigen Mädeles, bei dem man nit sein trocknes Brot herauschlagen könn't, erklärte sie dem Annerle und der Toni. Sie war ganz bereit mit nach England zu gehen, und eine Vertrauensstellung bei der Frau Lordmajor einzunehmen — der Herr müsse sich doch auch dankbar erweisen, dafür, daß sie die verlassene Frau in ihrer schweren Zeit bei sich aufgenommen und gehegt und gepflegt habe! Es sei nicht zu

viel, wenn er in ihren alten Tagen nun für sie forge!

Cornellie fiel es bei dieser sonderbaren Geschichte ein, wieviel Schönes, Verwunderliches und Tolles die ausbündige schwäbische Phantasie der deutschen Welt schon geschenkt habe — und sie beschloß bei sich selbst, die Hebamme in ihren verworrenen Träumen vorläufig nicht zu stören.

Oh — wie war die zornige, herrschsüchtige und boshafte Alte nun so demütig und dienstbeflissen!

Dreierlei Knöpfle gab's in die Supp', Zwetschgenkuchen und Zwiebelkuchen wurde abwechselnd gebacken, und es war schier, als wär's im Tränenhaus mit einemmal Kirmes geworden. Fast kam den Fräuleins eine Furcht an, wie es mit dem guten Leben, das sie jetzt führten, einmal schrecklich enden könne. Doch Annerle, die auch nicht umsonst von der schwäbischen Grenze her gebürtig — und — wer weiß — vielleicht ein unverfälschtes Schwabenblut war, schürte künstlich und verschlagen mit halben Versprechungen und unbestimmten Zusagen, die sie von dem Fräulein Cornellie für die Frau Uffenbacher erhalten zu haben behauptete, das Feuer des Beghrens, Planens und Hoffens in der Brust der alten Hebamme immer wieder zu hellen Flammen auf.

Neunzehntes Kapitel

Unbegreiflich lange verzögerte sich die Stunde der Befreiung für Cornellie. Der Doktor Schwärzle, den sie befragte, versuchte ihre Sorge zu zerstreuen: solche Anomalien kämen hin und wieder vor, erwiesen sich später ohne Schaden für Mutter und Kind, ihr Körper sei so ausnehmend geschaffen für die Mutterschaft, daß sie auch einer erschwerten Entbindung mit Ruhe entgegensehen könne.

Sie hatte in keiner Weise damit gerechnet, den Oktober noch bei Frau Uffenbacher verbringen zu müssen. Jeder neue Tag vermehrte die Gefahr, daß ihre Mutter durch ein Gerücht, durch irgend-einen unberufen sich zudrängenden Warner vor der Zeit aufgeklärt werde. Sie schrieb sorgenvoll traurig über ihrer Tochter verlängerte Abwesenheit, ja, sie drohte hin und wieder trotz ihres leidenden Zustandes, sich auf die Reise zu ihr zu begeben, sie eines Tages überraschen zu wollen. Mit stets neuen Listen und Ausflüchten mußte Cornellie sie beschwichtigen — mußte endlich hart und streng die Freiheit der Einsamkeit für sich fordern, um die Arme nur fern zu halten.

Es jährten sich nun die Tage, die sie im letzten Herbst mit Rudi Imgart am Rhein verbracht hatte — da unter grün-goldenem Nebengerank aus

der zarten Freundschaft jah die Liebe emporgeflammt war Erinnerungen drängten sich süß und schwer an ihr Herz — ein von Abendrosengluten überschimmerter Strom breitete sich, — der Wein funkelte in den Gläsern und letzte duftende Teerosen blühten an ihrer Brust. Wie heiß und lebendig Rudi gewesen und wie doch ein Fremdes zwischen ihnen beiden geblieben war — wie sie es in jedem Augenblick gespürt und sich angstvoll gefragt hatte: ob dies der Liebe letzte Erfüllung sein könne?

War das Gefühl leise quälender Enttäuschung auch in ihm verborgen unter aller stürmischen Zärtlichkeit?

Vor kurzem hatte er sorgend gefragt, warum er keine Nachricht von ihr erhalte, sie an ihr Versprechen gemahnt, es ihm zu sagen, wenn sein Kind geboren sein werde

Er empfand das werdende also doch als sein Kind.

Und nun begann auch Cornelia mit einer leisen wunderlichen Erwartung zuweilen die Landstraße hinabzusehen, auf der in diesem Sommer so viele Menschen, beladen mit so vielen Schicksalen gekommen und gegangen waren. Nicht nach einer verschönderten, goldenen Kutsche mit Pferden, welche nickende Federbüsche auf den Köpfen trugen, schaute sie aus — nur nach einem kräftigen Wanderer

in einer braunen Lodenjoppe, der durch die feuchte Herbstdämmerung auf sie zugeschritten käme

Sie hatte Rudi geschrieben, daß sie seine Gegenwart nicht wünsche. [Es wäre ihr unerträglich gewesen, seine ästhetisch verwöhnten Augen über ihre entstellte Gestalt gleiten zu sehen. Sie fragte sich zuweilen, welches Wunder einer tiefen Herzensvereinigung — oder welcher Stumpfsinn alltäglicher Gewohnheit dieses Peinliche zwischen Eheleuten vernichte?] Einmal — als sie jung war, hatte sie anders darüber empfunden — das wußte sie. Und ihre frische, junge, ungebrochene Empfindung war besser, reiner, natürlicher gewesen, als diese Scheu und Scham, die sie nun vor dem Manne fühlte, dessen Kind sie unter dem Herzen trug.

Wenn nun aber doch das Wunder geschehen sollte? Wenn sein Herz, dessen Bewegung sie in seinen letzten Briefen zu spüren gemeint hatte, ihn unwiderstehlich zu ihr triebe?

Konnte die Geburt ihres — seines Kindes auch zu einer Neugeburt, zu einer verklärten Auferstehung ihrer gestorbenen Liebe werden?

Das Annerle trat dem Fräulein Cornelia ihr Zimmer ab. Es war größer und besaß einen Ofen, in dem geheizt werden konnte. Aber das Kanapee mußte mit hinüber — Cornelia war sein altfränkisch-muffiger Geruch allmählich lieb und ver-

traut geworden. In dem zweiten Bett sollte die rote Wärme schlafen und des Nachts ihr Kindlein hüten. Frau Uffenbacher erbot sich zwar dienstfertig, bei dem Fräulein zu wachen, doch wurde dieser Vorschlag von Cornelia mit dem Hinweis auf ihre nächtlichen Hebammenpflichten im Dorfe freundlichst abgelehnt. Sie hatte auch das Annerle gefragt, ob sie Cornelia nicht besser „gnädige Frau“ tituliere, doch Annerle hatte ihr entschieden erklärt, die Gnädige wünsche jedes Aufsehen zu vermeiden, sie würde es nie verzeihen, wenn durch einen von ihnen ihr Geheimnis vor der Zeit verraten werde.

Annerle selbst freute sich des wiedergewonnenen schlanken Figürchens und der frischen Beweglichkeit der Glieder. Zwar blieben ihre Sachen vorläufig noch bei der Uffenbacherin stehen, aber sie selbst war bald in Stuttgart beim Herrn Geheimrat, bald in Ulmerlingen bei der mütterlichen Frau Bubenberg, bald traf sie da und dort mit dem Hans zusammen, der in Geschäften die Gegend bereifte. Ein leckes Blumenhütchen auf dem blonden Schopf, tauchte sie dazwischen wieder in der Villa Uffenbacher auf, um nach ihrem Bübchen zu sehen, und den Fräuleins von der Welt draußen zu berichten. Ergötzlich erzählte sie, wie sie die dicke Bäckerin besucht und ihr den Mund wässerig gemacht habe nach den guten Dingen, die es jetzt in der Villa Uffenbacher zu schmecken gäbe.

Einen Abend hatte sie auch mit der wiedergenesenen Lucie und ihrem Baron zusammen verbracht. Lucie habe ihr vertraut, sie habe viel Schmerzen aushalten müssen, aber nun könne sie auch ohne jede Sorge sich ihrer Liebe freuen. „Sie ischt und bleibt der Glücksvogel,“ erklärte Annerle, die Brauen ein wenig hochziehend. „Gelb und dürr ischt sie freilich geworden — ich mein’ fast, der Baron mag sie nimmer so arg gern Der Frigi, sein österrichischer Wetter, ist auch dabei gewesen und hat recht schön getan mit ihr — dazu hat der Baron so eigen gelacht — gefallen hat mir die Geschicht’ einmal nit. Ich bin froh, daß ich einen Buben hab’ — die Mädeles sind arme Hascherln, alle miteinander.“

„Ich wünsche mir nur ein Mädchen,“ sagte Cornelia leise. „Tausendmal besser leiden, als leiden machen. Mir ist’s, als könnt’ ich einen Jungen gar nicht so recht lieb haben.“

Nuch die arme Toni mußte Cornelia noch durch ihre schwere Stunde geleiten. Sie ging mit dem ächzenden Mädchen im Zimmer auf und nieder — sie hielt sie in den Armen, wenn die Schmerzen sie überfielen, und sie wimmernd durch das Dunkel nach der Mutter rief — mit der angstvollen, verzweifelten Kinderstimme — nach der Mutter, die ihre junge Tochter allein das Furchtbare tragen

ließ. Sie waren beide zufrieden, daß die Uffenbacherin fest schlief und Toni wehrte immer wieder ab, wenn Cornелиe sie rufen wollte. Endlich mußte es doch geschehen, Cornелиens Kräfte waren plötzlich zu Ende. Taumelnd, an den Wänden sich entlang tastend, versuchte sie im Dunkel ihr Zimmer zu erreichen, da klingelte die Alte schon der Hanne und schrie nach Badewasser.

Cornелиe hörte durch die Wand das dünne Quäkstimmchen des Neugeborenen.

Toni bat sie am folgenden Morgen ihre Eltern zu benachrichtigen. Cornелиens Augen strömten von Tränen, während ihre Feder über das Papier glitt. Man nannte sie eine Meisterin des Wortes, die an der Menschen Herzen zu rühren verstand — nie noch hatte sie so inbrünstig begehrt, mit dem Worte zu wirken, wie in diesem Brief, in dem sie den fernern Eltern sprach von dem tapferen Ausharren, von dem klagelosen Dulden ihrer Tochter — von der Hochachtung, die sie in allen diesen Monaten vor dem stillen Mädchen bekommen habe — und — sie konnte es nicht lassen — sie mußte die Mutter fragen, ob sie nicht im Geiste empfunden, wie das Kind in seinen Schmerzen so unablässig nach ihr gerufen habe?

Am nächsten Sonntag nachmittag bewegte sich ein seltsames Paar die Bahnhofstraße hinauf, dem Häuschen an der Hügelflanke entgegen. Ahnelte die Frau in der Gestalt einem prächtig aufgewangenen Guggelhupf, so besaß der Mann mehr das Aussehen einer endlos langen schlackerigen Nudel, die man vergessen hatte zu einer Brezel zu formen. Es war die Bäckerin, die, angezogen von Annerles Erzählung, eilig an dem Götterleben im Tränenhaus teilnehmen wollte. Aus Vorsicht aber hatte sie dieses Mal den Back gleich mitgebracht. Die Uffenbacherin empfing die beiden nicht eben freundlich, Türen krachten und zornige Worte flogen gleich bösen Wurfgeschossen zu dem Ehepaar aus der Ulmer Backstube hinüber. Aber das kümmerte die Dicke und den Dünnen wenig. Wie zwei Blutegel saugten sie sich in der Küche fest, aßen und tranken, was sie erreichen konnten und dachten nicht ans Heimgehen.

Die Uffenbacherin mußte gute Miene zum bösen Spiel machen. War sie doch schon seit Monaten den Metzger, dem Tischler und Bäcker die Rechnung schuldig, so kam's am Ende nicht darauf an, wenn diese noch ein wenig länger und größer wurde. Zahlen konnte sie einmal nicht, aber was ging sie die Rechnung beim Metzger von Schopfinger an, wenn sie mit dem Lordmajor und seiner Gemahlin nach England fuhr?

Sie machte der Bäckerin den Vorschlag, falls diese glänzende Zukunft sich ihr aufthun würde, statt barem Gelde die Anstalt zu übernehmen und weiterzuführen. Das Ehepaar aus der Backstube, dem es auf dem Lande bei den gefüllten Kochtöpfen der Uffenbacherin gar wohl gefiel, schien denn auch nicht übel Lust zu haben, dem Vorschlag näher zu treten.

Zwanzigstes Kapitel

Cornelie war früh zu Bett gegangen, nachdem sie mit der Toni weidlich über die Ankunft der dicken Bäckerin und ihres schlackerigen Eheherrn gelacht hatte. Es mochte noch nicht Mitternacht sein, als sie aus dem Schlaf emporfuhr, überfallen von einem jähen Schmerzensanfall, der ihr untrüglich kündete, daß ihre Stunde gekommen sei. Sie erhob sich, warf einige Kleider über und wollte zur Alten gehen, sie zu benachrichtigen, aber ehe sie dies noch auszuführen vermochte, überfiel eine neue Wehe sie mit solcher Gewalt, daß sie die Pein erst austoben lassen mußte, ehe sie die kleine Treppe hinabsteigen konnte. Das war nicht wie bei Annerle und Toni, wo alles langsam und normal begonnen hatte — die gleichsam vorbereitend vom Leichten zum Schlimmeren geführt worden waren, Cornelie meinte schon bei dem zweiten Anfall, ärger könnte das Leiden ja kaum werden.

Aber die Uffenbacherin dachte nicht so.

Unwirsch, weil man sie geweckt hatte, murrte sie: „Das kommt noch ganz anders und vor morgen Abend wird's einmal nix mit Ihne — deshalb hätten's mich nit im Schlaf zu störe brauche. Halten's nur aus — das müssen wir Weiber alle.“

Cornelie begab sich in ihr Zimmer zurück. Schlafen konnte sie doch nicht mehr, also entzündete sie die Lampe, kleidete sich vollends an, und wenn die Anfälle kamen, klammerte sie sich an die Seitenlehne des alten tabaksduftigen Kanapees und zerbiß ihr Taschentuch, um die nebenan schlummernde Toni nicht durch ein Stöhnen zu erschrecken.

Eine Weile erholte sie sich etwas, und vermochte das Hemdchen, das Säckchen und die Windeln für das Erwartete zu richten.

In der Nachtstille steckte sie die winzigen Armelehen ineinander, wie sie es einst als Kind die Mutter hatte tun sehen und ein Schauer von Seligkeit rann durch ihren gepeinigten Körper.

Plötzlich erinnerte sie sich des Schlafzimmers in ihrem Elternhause, wo die kleinen Geschwister zur Welt gekommen waren — in all dem luxuriösen Behagen, mit dem ihr Vater die Frau, die er liebte, sorgend umgab — und sie sah auf das alte schmutzige Kanapee — auf die dürftige, häßliche und zweideutige Umgebung, in der ihr Kind geboren werden sollte. Da nahm sie jedes einzelne Stück der Kleidung, die sie ihm bereitet hatte, und küßte es mit heißen schmerzverzogenen Lippen, als könne sie es dadurch weihen und heiligen. Und dann kam die Angst der Verlassenheit und der Einsamkeit und riß sie nieder, daß sie den Kopf in die Kissen wühlte,

daß sie wimmerte wie ein sterbendes Tier, dem auch niemand hilft auf dieser Gotteserde.

Sie hörte unten an der Haustür läuten, sie hörte, daß man die Uffenbacherin ins Dorf zu ihrem Amte rief. Die Schulzenfrau erwartete ebenfalls diese Nacht.

Cornelie hob den Kopf. War es denn möglich, daß die Alte fort ging und sie so allein ließ? Ja — sie ging — doch — sie kam herauf, steckte den Kopf in die Tür und sagte eilig: „Wie steht's denn? Haben's nur keine Angst — so schnell geht's das erschte Mal nit — in zwei Stunden bin ich wieder hier.“

Und dann hörte Cornelie sie die Treppe hinunterstapfen, hörte die Haustür schlagen und war wieder allein. Wie sie sich nach dem Amterle — nach irgend einem teilnehmenden Herzen sehnte!

Sie ging umher, rang die Hände und fühlte doch zugleich eine von Sekunde zu Sekunde sich steigende Spannung, eine Begierde, sich in dieses grausame Leiden hineinzustürzen — sich ihm ganz hinzugeben, bis zur Vernichtung leiden zu dürfen . . .

Zuweilen empfand sie, daß die Oktobernacht kalt war, daß, während ihr der Schweiß von der Stirne rann, ihre Hände erstarrten. Sie hüllte sich in ihr Tuch, griff nach einem Buche — sie mußte versuchen, sich zu zerstreuen. Sie versuchte einige Seiten zu lesen — von irgend einem Liebes-

paar, das sich in Florenz an der unsterblichen Kunstästhetisch ergötzte . . .

Mit solchen feinen geistreichen Unterhaltungen hatte einst auch ihre Liebe begonnen, bis das Leben brutal und gewaltig die Ästhetik zerschlug, und ihr nun die Glieder auseinanderriß, um neues Leben zu gebären . . .

„ Sie erinnerte sich, wie sie einst ihren Bruder zu ihrer Mutter hatte sagen hören: „Wie kannst du nur wünschen, daß Cornelia heiratet — siehst du nicht, daß sie viel zu zart ist, um je ein Kind haben zu können . . .“

Ob dies der Tod war, der in ihrem armen Leibe wütete — ?

Nun — so würde sie ihm widerstehen!

Sie erhob sich, sie stand in der dunklen Nacht ihm Auge in Auge gegenüber, die Hände geballt, jede Muskel gespannt — jede Kraft der Seele und des Willens hell wach — zum äußersten Kampfe gerichtet . . .

Sie wollte ihr Kind nicht allein lassen! Sie wollte es küssen und an ihrem Herzen halten — sie wollte leben — leben — leben!

Die Stunden der langen Nacht schlichen dahin, als vermöchten sie kein Ende zu nehmen. Die Alte kehrte noch immer nicht zurück. Und wieder sank Cornelia zusammen und war nur noch ein

wimmerndes Geschöpf, das mühsam seine Leiden trägt.

Gegen Morgen tappte es vom Boden herunter: im grauen Dämmern des Oktobertages kam die Bäckerin an Cornelies Tür vorüber.

Ein leiser jammernder Ruf erreichte ihr Ohr. Sie trat ein: „Ja, Fräulein, ischt denn gar niemand hier?!“

Das Antlitz tränenüberströmt, klammerte das Mädchen hilfesuchend die Arme an den Hals der guten dicken Bäckerin, die sie aufs Lager geleitete, ihr die Kleider löste, und die Hanne nach der Hebamme sandte.

Und die Qualen stiegen — stiegen — stiegen — bis alles in ihr und um sie nur noch wie eine wirbelnde Hölle war.

Ein fremder Mann erschien neben ihrem Bett, sprach mit dem Dr. Schwärzle und sagte, er werde am Abend wiederkommen.

Am Abend — ? würde es da noch nicht vorüber sein? Sie wollte nicht mehr leben — sie flehte nur noch, daß man sie töten möge — — daß man doch Barmherzigkeit haben und ein Ende machen möge!

Die Uffenbacherin hatte alle wilden Zukunftswünsche vergessen, fragte nicht mehr nach Mittag- und Beschperbrot, stand wie ein Soldat in der Schlacht, tapfer, geduldig und brav.

In einem Augenblicke helleren Bewußtseins sah Cornelia den kleinen Dr. Schwärzle an ihrem Bette und es war ihr als habe sie ihn dort immerfort gesehen, seit der Dämmerung des Morgens, unermüdetlich in den Versuchen, ihr Erleichterung zu verschaffen.

„Lieber Doktor, gehen Sie, ruhen Sie, stärken Sie sich,“ flüsterte sie ihm zu.

Er schüttelte den Kopf. „Mein einziges Kind liegt heute auch in Wehen,“ sagte er und hatte die Augen voll Tränen. „Heut' früh bekam ich ein Telegramm von ihrem Manne. Sie ist noch so jung . . .“

Cornelia preßte heftig seine Hand.

Und dann waren Stunden, wo sie überhaupt nichts mehr von sich und ihrer Umgebung wußte. Plötzlich hörte sie einen Angstruf, der nicht aus ihrem Munde kam: „Herr Doktor, Erbarmen, sie verliert den Verstand . . .“

Und eine fremde Stimme sagte: „Jetzt ist es Zeit.“

Etwas wurde über ihr Gesicht gelegt, sie atmete einen süßlichen, fremden Duft — murmelte Zahlen — und sank erlöst in ein tiefes Dunkel, wie in die göttliche Ruhe der Vernichtung.

Nach einer langen Weile tauchten aus dem Dunkel Stimmen auf, die klangen wie hinter vielen schwarzen Schleiern, welche den Schall bis zu einem

fernen Murmeln dämpften. Sie hatte die Empfindung, daß sie die Augen öffnen möchte und es doch nicht könnte.

Und aus diesem Dunkel, aus diesem Murmeln und Bewegen um sie her, löste sich eine Stimme, die sagte heller und lauter, dicht an ihrem Ohr: „Es ischt ein Mädele! Fräulein Cornelia, ein Mädele ischt's!“

„Ein Mädele . . .?“ wiederholte sie lallend, zufrieden. Und die Dunkelheit legte sich aufs neue über sie.

Endlich — es mochte eine geraume Zeit vergangen sein, da war es ihr, als spüre sie ein beizendes Brennen an ihren Augenlidern und einen süßen zarten Rosenduft.

Sie atmete ein paarmal — er war immer da, der süße zarte Duft. Und nun schlug sie die Augenlider weit auf und blickte um sich. Ihr Geist war hell, klar und ruhig. Sie fühlte keine Schmerzen mehr.

Im Zimmer, an der niedern Decke schwelten graue Rauchwolken, die aus dem Ofen quollen. Eine Lampe brannte. Der fremde Arzt, ein eleganter Herr in einem langen schwarzen Rock, befestigte sich die Manschetten mit goldnen Knöpfen. Der kleine Dr. Schwärzle stand mit hochaufgestreiften Hemdärmeln, eine blaue Schürze der Frau Uffenbacher war sonderbar um seinen Hals gebunden,

er wusch sich in der Waschschüssel etwas rotes von den Armen. Und auf den weißen Dielen sah Cornelia einen roten trägen Strom langsam gegen den Ofen zu schleichen. Eine alte Frau mit entzündeten Augen in dem herenhaften Gesicht tauchte einen Scheuerlappen in den roten Strom und wand ihn dann in einem Eimer aus. Konnte das Blut sein? Ihr eigenes Blut?

Sie blickte an sich nieder, reine Linnentücher umhüllten sie, man hatte sie sauber gebettet, auf ihrer Brust lag eine voll erblühte Rose.

Und nun befahl sie ein jäher, fürchterlicher Schrecken.

Dort hinten standen die Uffenbacherin und die Bäckerin — und weiter sah sie nichts.

Da — in der abendlichen Stille drang ein Ton zu ihr — der energische Schrei eines neuen Lebens . . .

Man brachte ihr das Kind — in ein weißes Tuch war es gehüllt; kraftvoll, rot, mit derben Fäustchen, lag es in ihrem Arm und schrie, daß man das Zünglein in dem Mündchen zittern sah.

„Es lebt — es ist gesund,“ murmelte Cornelia, noch wie in einem unwirklichen Traume befangen.

„Neun Pfund wiegt's,“ rief die alte Hebamme befriedigt. „Alle Achtung. Das hätt' dem Fräulein wohl keins zugetraut.“

„Meinen Glückwunsch,“ sagte auch der fremde Arzt. „Der Doktor Schwarzle hat heut' sein Meister-

stück vollbracht. Eine Leistung, die unseren ersten Professoren zur Ehre gereichen würde.

Die Kollegen schüttelten sich die Hände. „Nun muß ich schauen, ob zuhaus' eine Nachricht eingetroffen ist,“ sagte der alte Landarzt mit einem zuversichtlichen Lachen.

Das rosenrote Kindlein rührte sich in Corneliens Arm, spreizte die Finger, blinzelte mit den Auglein, machte ein verdrießliches Gesicht und begann zu schlafen.

Cornelia lächelte still in sich hinein. Ein unendlicher Friede war in ihrer Seele.

Einundzwanzigstes Kapitel

Zimmer wenn ein Mensch stirbt, oder wenn ein Mensch geboren wird, gibt es dabei so viel Geschäftigkeit, ein Hin und Her von Sorgen und Unruhe, daß der, dem das Leid oder auch das neue Glück gegeben wurde, nicht alsobald zum Bewußtsein dessen, was ihm geschehen ist, gelangt.

So war es auch Cornelian noch wie etwas sonderbar Fernes, Fremdes, das gleich wieder verschwinden müsse, als sie in der Morgenfrühe aus tiefem, erquickendem Schlaf erwachend, die Bärbe mit hängenden roten Zöpfen leise im Zimmer herumhantieren fand, und diese ihr dann das Kindchen brachte.

„Mein's — Bärbe — es ist mein's,“ sagte sie nachdenklich und verwundert sich in dem Anblick des rosenroten Gesichtchens verlierend und die Hand lieblosend um das feste runde Köpfchen legend, — das feste Köpfchen, das die Ursache ihrer großen Schmerzen gewesen war.

Von der heiligen Ruhe, die sonst um das Lager junger Mütter sorglich erhalten wird, sollte Cornelia zunächst so wenig empfinden wie Annerle und Toni.

Zwar trat kein kluger Dinkel mit dem Anerbieten vorteilhafter Transaktionen an ihr Bett, noch war sie genötigt, wie die arme Toni, das grausame Leiden einer andern in nächster Nähe mit anzuhören

und mit durchzufühlen. Es waren nur Briefe — ein ganzer Stoß Briefe, den Frau Uffenbacher ihr mit der Morgenmilch brachte. Cornelia las sie einen nach dem andern und wandte sich dann zur Bärbe, die sich eben bereit machte, heimzukehren.

„Bärbe, Sie haben mir versprochen, aufzupassen, daß mein Kindle nicht in demselben Wasser gebadet wird mit dem schmutzigen Versuchskind,“ sagte Cornelia. „Und außerdem müssen Sie mir jetzt Papier und Bleistift bringen.“

„Fräulein Cornelia,“ rief die Bärbe und legte vor Schrecken gleich das Kleine der Mutter aufs Deckbett, „Sie wolle doch nit gar schreibe? Das leid' ich einmal nit . . .“

„Das müssen Sie schon leiden, Bärbe,“ sagte Cornelia und wandte den Kopf mit einem Ausdruck von humoristischer Verzweiflung nach der rotzöpfigen Frau, „es muß geschehen! Alle wollen sie mich plözlich hier besuchen — meine Mutter und meine Cousine und meine Freundin und der Vater meines Kindes . . . Alle miteinander, die sich hassen, wie Menschen sich hassen können, und vor denen ich mich fürchte, wie sich nur ein Mensch fürchten kann, sie werden jetzt hier an meinem Bette zusammentreffen . . .“

„Jesus, Marie!“ sagte die Bärbe und bekreuzte sich, „das gibt eine Geschicht!“

„Wenn sie kommen, müssen Sie auf den Bahri-

hof gehen, Bärbe, und ihnen sagen, die Cornelle Reimann, die sie gekannt hätten, wäre gestorben und schon längst begraben Es ist ja auch die Wahrheit“ fügte sie nachdenklich hinzu. „Aber zuerst will ich versuchen, sie alle fernzuhalten. Richten Sie mich ein wenig auf, denn mir ist, als könnte ich das allein nicht fertig bringen.“

Die Bärbe tat Kopfschüttelnd, wie ihr geheißten. Und dann stand sie neben dem Bett und schaute mit einer Art von abergläubischer Furcht, als sei sie Zeuge einer übernatürlichen Handlung, wie Cornelle Bogen auf Bogen mit eilig hingeworfenen Schriftzügen bedeckte.

„Herrschaft,“ sagte sie staunend, „muß das Fräulein einen Kopf haben — ich besinn' mich acht Tag', wann ich einen Brief zu schreiben hab' — und dann ischt's mir noch das ärgst' auf der Welt.“

Cornelle war sonderbar hell und frei und leicht zu Sinne — was sie alle diesen verschiedenen Menschen sagen wollte, floß ihr auf das Papier, ohne daß sie auch nur einen Augenblick nachzudenken gehabt hätte — Herz und Geist waren erfüllt von einem Jubel, einem Triumphgefühl ohnegleichen!

Ihr war zu Mut, als wäre sie befreit von aller Erdschwere, einem beschwingten göttlichen Wesen gleich, dessen friedevolle Seligkeit keine irdische Schwierigkeit mehr zu trüben vermag.

Bärbe begab sich zu ihrer Tagesarbeit und das Kleine wurde neben die Mutter aufs Kissen gelegt. Und dann blieb sie ganz allein.

Das Dunkel war nun gewichen und alles Grauen war von ihr genommen. Ein schimmernder Herbstsonnenschein glitt durch das kleine Fenster in das niedere Zimmer und füllte es mit einem milden Licht. Neben ihr duftete die Rose, die Annerle gleich nach ihrem Eintreffen der noch Bewußtlosen auf die Brust gelegt hatte — und dicht, dicht neben ihrem lauschenden Antlitz fühlte sie den leisen Atem des kleinen Wesens, dessen Regung sie noch vor wenigen Stunden unter ihrem Herzen gespürt hatte. Sie berührte seine warme, seidenzarte Wange mit ihren Lippen, sie sog den süßen Duft nach Milch und Blumen ein, der den Neugeborenen anhaftet und der einer Mutter Sinne inniger berauscht als die Wohlgerüche aller Sonnenländer.

Sie träumte zurück in ihre frühe Jugend und lebte wieder die Stunde, da sie zum erstenmal ein Patenkind im Arm über die Taufe gehalten und sich nach der heiligen Handlung von den Gästen hinweggeschlichen hatte, als sie durchschüttelt von namenlosem Begehren und von dem Ahnen der wartenden Leiden schluchzend auf ihr Bett gefallen war Zwanzig Jahre hatte die Sehnsucht, immer wach und nimmer müde jede Nacht an ihrem Lager gestanden und mit heißen Händen an ihr Herz gerührt.

Zwanzig Jahre hatte dies heilig glühende Herz sich bezwungen im strengen Tempeldienst der Kunst.

Und nun kam die Erfüllung

— — — Unbegreiflich schien es Cornelle, daß Mädchen und Frauen zu Müttern wurden im gegebenen alltäglichen Verlauf der Dinge. Nein: in Trümmer das bisherige Dasein — zerscheitert alle Vergangenheit — verbrannt alle Schiffe — so war es recht — so mußte es sein! So stieg aus den grauen Salzwogen oder Schmerzen das grüne Eiland ihrer Mutterschaft der Geretteten selig empor.

Zweiundzwanzigstes Kapitel

In der folgenden Nacht erwachte Cornelle mit einem seltsamen Unbehagen aus dem Schlafe. Sie lag eine Weile offenen Auges auf den Kissen, da fühlte sie etwas wie einen kleinen, eiskalten Wassertropfen am Rückgrat niederrieseln. Es wiederholte sich — die Kälte kroch ihr durch alle Glieder — leise begannen ihre Zähne zu knirschen, bis sie unwiderstehlich klappernd aufeinander schlugen — bis die Finger sich krümmten und alle Glieder wie geschüttelt von unheimlicher Gewalt ihr im Froste bebten.

Eine Weile danach löste sich der Krampf, nun kam die Blut des Fiebers — und sie wußte, was ein Fieber jetzt für sie zu bedeuten hatte.

Aus den Schatten der Dunkelheit kroch auf neue das Entsetzen und hob sein Haupt und kam ihr näher und näher, legte die harte Hand umklammernd auf ihr zuckendes Herz und flüsterte ihr höhnend ins Ohr:

„Da siehst du es nun, was es heißt, sich gerettet glauben . . . Ich bleibe bei dir — du verstehst mich so gut — ich will noch manche Stunde an deinem Lager sitzen, bis du die allerletzten Schrecken leiden wirst . . . Mache dich nur gefaßt — was bis jetzt geschah, war nur ein Vorgeschmack gegen alles, was nun kommen wird . . .“

Der Spezialist aus Stuttgart und der kleine Dr. Schwärzle standen wieder an Corneliens Lager und berieten und gaben ihre Verordnungen. Die Wöchnerin tat einige Fragen, welche den Ärzten zeigten, daß hier eine gebildete Frau klar und sicher ihren Zustand überblickte. Sie bat um schonungslose Wahrheit. Man erklärte ihr, daß die Gefahr einer Blutvergiftung allerdings bestehe — ebenso stark aber sei die Aussicht, sie durch die gewissenhafteste Befolgung aller Vorschriften abzuwenden.

Cornelie dachte an den Mangel der notwendigsten Sauberkeit in diesem armen Häuschen, wie im Hirne seiner Eigentümerin, und ein hoffnungslos-schweremütiger Zug flog über ihr Gesicht. Der fremde Arzt beobachtete sie:

„Ja — wenn Sie nicht den Willen haben, gesund zu werden . . . Der Wille gehdrt dazu! Drei Wochen — wie ich Ihnen schon sagte — strenge auf dem Rücken liegen — keine unvorsichtige Bewegung — wenn Sie das aber nicht durchföhren wollen . . .“

Cornelies Augen leuchteten zu dem Manne empor.

„Lieber Doktor — und wenn mir befohlen würde, jeden Tag vier Stunden auf einem glühenden Rost zu liegen, ich würde es gehorsam tun, um zu leben und gesund zu werden!“

Er drückte ihr warm die Hand.

Der Dr. Schwärzle und Cornelia wurden gute Freunde in dieser Zeit. Manche halbe Stunde verplauderte er an ihrem Lager. Sie nahm herzlich teil an seinen Großvaterfreuden und ihn fesselte das fremde Leben mit seinen starken Erschütterungen, das sich allmählich vor ihm enthüllte.

„Dagegen kommt einem nun so eine Existenz von einem schwäbischen Landarzt freilich arg schlicht vor,“ sagte er einmal mit seinem guten, humorvollen Lächeln. Cornelie antwortete ernst: „Seien Sie zufrieden, lieber Doktor — in solchem einfachen, arbeitsvollen Leben wie das Ihre, verbirgt sich unseres Volkes sicherste Kraft.“

Das Fieber, das sie noch immer spürte, das aber bald nicht mehr zu heftigen Ausbrüchen kam, störte sie nicht allzu sehr. Sie hatte nun wieder die gewisse Zuversicht, ihr Dasein werde nicht wie eine sinnlose Zufälligkeit enden, sondern seiner Erfüllung entgegen reifen.

Nach Verlauf einer Woche konnte der Stuttgarter Frauenarzt die Versicherung des Dr. Schwärzle wiederholen, daß die Gefahr so gut wie überstanden sei. Cornelie begann heiter zu lächeln, wenn Dr. Schwärzle sie trotzdem fort und fort zur Vorsicht mahnte.

Mit täglich neuem Entzücken genoß sie die Befreiung von dem Drucke hoffnungsloser Schwer-

mut, der viele Monate auf ihrer Seele gelegen hatte. Ihr Denken war klar, bestimmt und sicher — tausend Einfälle strömten auf sie ein — Bilder drängten sich in reicher Fülle in ihrer Phantasie, es war ein Opfer, daß sie jetzt auf geistige Arbeit verzichten mußte. Und dennoch war es freudige Erntezeit.

Der Frau Uffenbacher mußten wohl einige Zweifel über die Geschichte in dem grünen Heft aufgestiegen sein — am Ende hatten die Nachbarinnen nicht die genügende Zuversicht in ihre glänzenden Aussichten als Kindsfrau in London bei dem Lordmajor und seiner Gemahlin bewiesen. Auch kränkte es ihr leicht verletztes Ehrgefühl, daß Cornelia, ohne sie im mindesten um Rat zu fragen, ihre weitere Behandlung dem Dr. Schwärzle anvertraut hatte. Sie zog sich grollend zurück, betrat das Zimmer der Wöchnerin nur zu den notwendigsten Obliegenheiten und kümmerte sich wenig darum, ob das Kleine auch die genügende Menge Nahrung erhielt. Aber dafür hatte das rosenrote Fräulein schon in seinen ersten Lebenstagen einen ergebenen Freund gefunden, der sich mit Eifer seinem Dienste widmete. Das war der Bäck — der lange, schlackelige Ehegemahl der dicken Bäckerin. Er sorgte, daß die Milch rechtzeitig geholt wurde, und trabte nötigenfalls selbst mit dem Töpfchen auf den Gutshof — er stand am Brunnen mit

der Milchflasche und spülte, bis sie bligte und blinkte. Wenn das in appetitliche weiße Täckchen und gestickte Kissen gehüllte Dämchen nach dem Bade unten in der Wohnstube in einem Waschkorb zu schlafen pflegte, saß der arme, alte Quartalsäufer neben ihm, murmelte unverständliche Begeisterungsworte und starrte verzaubert in das süße Gesicht und auf die feinen Fingerchen.

Cornelia jedoch meinte, sobald das holde Geschöpfchen aus dem Bereich ihrer Augen entschwunden war, das Lager oft wirklich als glühenden Rost zu spüren, auf dem sie selbst sich gelobt hatte, geduldig auszuharren.

Nachdem Toni sich wieder regen konnte, schlüpfte sie herüber zu Cornelia, pflegte sie und diente ihr und der Kleinen mit der stillen, treuen Ausdauer, die so charakteristisch für das unhübsche Mädchen war.

Strahlend vor Glück hatte sie Cornelia die Sachen vom Schwesterle gezeigt, die die Mama ihr für das Xaverle gesandt hatte. Und der Papa versprach ihr beim letzten Besuch, Weihnachten dürfe sie heim kommen und man wolle ihr verzeihen. Cornelia spürte, wieviel tiefer das junge Geschöpf noch im Boden des Elternhauses wurzelte, als in der neuen Mutterschaft, die ihr kaum andere als unheimliche Gefühle wecken konnte.

Ihr Vater hatte sich nicht überwinden können, das Kind zu sehen. Jeden Abend besuchte Toni es bei der Frau Lebzelter, aber sie war schnell wieder oben bei Cornelien, wo sie dann eilig, wie von einer traurigen Pflicht befreit, das fremde, kleine Mädchen in die Arme nahm, es wiegte und mit ihm schön tat.

Cornelie verstand die arme Toni. Der Kaver war ein unerfreuliches Wesen, grünbleich von Farbe, mit zurückfliehender Stirn, tiefliegenden Augen und großen, abstehenden Ohren — es war, als habe das Verbrechen, das ihn gezeugt, ihm seinen Makel auf die Stirn gedrückt. Die Frau Lebzelter hatte manche Not mit ihm, er vertraug die Kuhmilch nicht und wimmerte fortwährend. Toni, der der strohende Busen mit der üppigen Nahrung braunte und schmerzte, sagte geduldig: „Der Papa hat verboten, daß ich ihn anlege — damit das mütterliche Gefühl nit kommt.“

Und dennoch kam es dem jungen, gepeinigten Geschöpf — es brach auf wie eine gewaltsam zurückgehaltene Blüte und wendete all seine süße Blut dem anderen, dem fremden Kindlein zu. Cornelie überfiel oft eine tiefe Nührung, wenn sie sah, mit welchen weichen, sicheren Bewegungen der Liebe Toni die kleine Gerda tränkte, wie sie jede Veränderung ihres Außern, jedes Zeichen der Ent-

wickelung mit ebenso scharfen Augen bemerkte, wie die eigene Mutter. Folgten ihre Blicke dem in der Wochenstube freundlich waltenden Mädchen, dann ging es ihr durch den Sinn: Wie geborgen ein Mann sein möchte, der sie zur Hüterin seines Hauses machen wollte. Eine Gefallene — sie würde es immer den Eltern bleiben, trotz der Verzeihung — sie, welche in Demut und Geduld gereift war zu einem gütigen Begreifen alles Menschlichen . . .

[Und Cornelie dachte an sich selbst . . . Auch sie würde bis zu einem gewissen Grade den Menschen immer unheimlich sein.

Hatte sich ihr Charakter, ihre Gemütsart irgendwie zum Bösen verändert, dadurch, daß sie ein Kind bekam, ohne eine Ehefrau zu sein?

Ihr Denken war reicher, ihre Erfahrungen tiefer, ihr Empfinden voller und reiner geworden in diesen Monaten der Erwartung, sie empfand es mit dem tiefen Glück, mit dem jeder starke Mensch sich wachsen fühlt. Nun legte das Bewußtsein der gewonnenen Kraft ihr eine Verpflichtung auf, der sie sich nicht mehr zu entziehen dachte. Nicht in die Einsamkeit galt es zu fliehen. Nein — dort, gerade dort, wo man sie früher gekannt, wo sie früher gelebt und gewirkt hatte, dort wollte sie mit ihrem Kinde weiter leben, arbeiten und wirken. Zeugnis mußte sie ablegen für sich und für die

anderen, denen sie sich durch unzerreißbare Bande verbunden fühlte. Zwingen mußte sie die Menschen zur Achtung vor dem selbsterwählten Lebenslos, zu einer Anerkennung, die auch ihren verfolgten Schwestern zu gute kommen sollte.]

Dreiundzwanzigstes Kapitel

Am nächsten Sonntag saß Frau Dr. Schwarzle, klein und freundlich, wie ihr Mann, an Cornelies Bett. Der Doktor hatte ihren Besuch angekündigt, und sie war nun gekommen, in ihrer schwarzen, mit Perlen besetzten Mantille und in dem schwarzen Spitzenhütchen, feierlich, wie sie zur Kommunion ging und zur Visite bei der Frau Gräfin, um Cornelle im Tränenhaus ihren Glückwunsch auszusprechen. Zwischen den beiden Frauen lag rosenrot und prächtig gleich der von Säften und Kräften strotzenden Knospe der hundertblättrigen Sommerrose die kleine Gerda und wurde nach Gebühren geprüft und bewundert. Dann ging es an ein zutrauliches Schwagen zwischen der Großmutter und der Mutter, die an einem Tage zu ihren neuen Würden und Ehren gelangt waren. Die Herzen öffneten sich weit gegeneinander und einten sich in dem stillen Verstehen, das in solchen Stunden heimlich von Frau zu Frau geht. Jetzt war Cornelle nicht mehr die Ausgeschlossene, die sehnsüchtige Beobachterin — sie war nun aufgenommen als ein Glied in der Kette derer, die zu Hüterinnen der Zukunft berufen sind.

„Ich hatte Sie mir ganz anders vorgestellt,“ sagte die Frau Doktor endlich, und legte ihre harte Arbeitshand auf Cornelies blasse, blutlose Finger.

„Mein Mann hat Sie lieb gewonnen und verehrt Sie. Sie haben ihm so viel Geistiges, Schönes gegeben in dieser Zeit — dafür wollte ich Ihnen danken . . . Aber nun habe ich Sie selber lieb! Und ich wünsche, daß es Ihnen noch sehr gut gehen möge im Leben!“

Cornelie blickte ihr bewegt in das klare Gesicht.

Der Besuch war ihr wie eine freudige Verheißung für die Zukunft. [Über wieviele steinige Wälle von Vorurteilen mußten die Menschen hinauf steigen, um zu ihr zu gelangen. Aber würde sie es nicht gut haben? Die Gleichgültigen und die Feigen, die würden schon draußen bleiben hinter den Wällen — und wer bis zu ihr kam, den durfte sie mit frohem Herzen als einen Freund begrüßen.]

Die Nachtlampe warf hinter einem Bande von Niezsches Philosophie, den Värbe sorgfältig als Schirm davor gebaut hatte, ihren friedlichen gelben Lichtkreis auf die Spiritusmaschine und die Milchfläschchen. Värbes Atemzüge gemahnten Cornelie an das stille Sausen, mit dem der Sommerwind durch ein Weizenfeld fährt. Und wie im warmen Nest ein junges Vöglein sich rührt, bewegte es sich ab und zu ganz sacht im Innern des Kinderwagens. Cornelie lag wachend und

lauschte mit einem Erzittern von Glückseligkeit den süßen Tönen. Sie träumte von dem Wunder, das dort neben ihr in dunkler Nachtstille wuchs und sich bildete — wie schon der kleine, ein wenig unförmige Rosenkloß der ersten Tage sich gewandelt hatte zu den feinen Zügen eines schönen Kinderantlitzes — wie schon die Augen eine bestimmtere Farbe erhielten, und einen Blick, der auf die Dinge umher zu schauen begann, wie die selten zart und sicher gezeichneten Brauen über diesen Augen dieselbe Ausdrucksfähigkeit, dasselbe feine Spiel sensitiver Nerven verrieten, wie es dem Vater eigen war. Diese sensiblen Brauen in dem aus absonderlichen Gegensätzen zusammengesetzten Männergesicht hatte sie stets am meisten geliebt — sie waren ihr am festesten in der Erinnerung geblieben Nun würde er bald kommen und mit ihr auf das Antlitz des Kindes niedersinken, das ihnen beiden gehörte — das aus ihren beiden Naturen gebildet, Züge aus beider Wesensart verschmolzen zu einem Neuen durchs Leben tragen mußte. Wie würde das Wiedersinken sich gestalten? Wie würde sie gegen ihn empfinden? Würde der Haß neu aufflammen — war er mit dem Blute, das sie für ihr Kind vergossen, wie etwas Totes, Ausgelebtes von ihr abgestoßen und endgültig entfernt? Konnte der Mann ihr ein Fremder — ein Gleichgültiger geworden sein vor dem Antlitz des Kindes, das seine Leidenschaft

gezeugt, das ihre Liebe in Zärtlichkeit und Wärme empfangen hatte — ?

Sie wußte nichts — sie kannte sich kaum noch — sie mußte nur warten, wie alles sich gestalten würde. Sie ahnte nur, daß ihr Wille nichts galt in diesem Spiel um ihre und ihres Kindes Zukunft, und gleich unvermögend mochte auch des Mannes Wille sich erweisen Unberechenbare, aus unergründeten Tiefen jäh empordringende Gewalten bestimmten am Ende alles

Sie versuchte sich ein Leben an seiner Seite vorzustellen und ihre Phantasie versagte. Auch früher schon hatte ihr das niemals gelingen wollen. Nun hatte sie so lange, schwere Monate allein in der innigsten Gemeinschaft mit dem werdenden Geschöpfchen und ferne von ihm gelebt . . . Nein — er war ihr nur noch eine Schattengestalt — etwas Wesenloses, das an ihres Daseins Grenzen gespenstisch ihren Frieden bedräuete. Nicht mehr . . .

War es unklug, daß sie ihm erlaubte, zu kommen und das Kind zu sehen? Ein alter Respekt vor dem Recht des Vaters auf sein Kind, von dem sie sich nicht zu befreien vermochte — vielleicht tiefer noch: eine Achtung der Rechte des Kindes an seinen Vater

Das war nun die erste Stufe hinaus zum neuen Leben, aus dem Zwischenland, darin sie in dämmernden Träumen gefangen gelegen

Leicht würde die hohe steile Treppe hinauf zum Licht des Tages ihr nicht werden. Der Atem würde ihr beim Steigen wohl manchemal ausbleiben.

Und ihre Gedanken wandten sich von dem Manne — gingen alle Wege, die gegangen werden mußten, prüften alle Stationen, wo Marterkreuze standen, und alte Freunde mit Steinen in den aufgehobenen Händen Sie wollte sich durch nichts überraschen lassen. Es hatte ihr immer unbegreiflich armselig erschienen, wenn Menschen nicht den Konsequenzen ihrer Handlungen gegenüber zu treten wagten

„Fräulein Cornelia,“ flüsterte die furchtsame Stimme der Bärbe aus den Rissen des Bettes an der gegenüberliegenden Wand, „sind Sie wach?“

„Ja, Bärbe — schon lange“

„Fräulein Cornelia, mich graust es gerad' . . .“

„Warum graust es Sie denn, Bärbe?“

„Höre Sie nit? Es ischt ein Mäusle im Zimmer!“

„Ja — das ist nichts neues. Schlafen Sie nur weiter. Das Mäusle frist Sie nicht — Sie große, dicke, furchtsame Bärbe!“

„Fräulein Cornelia — 's ischt in der Kade vom Kommdle Ich mein' als gerad', es knuspert an dem dicke Buch, wo Sie geschriebe habe“

„Bärbe!“ schrie Cornelia, plözlich hell wach, „springen Sie, und holen mir mein Buch heraus!“

Es ist die Arbeit eines Jahres, wie konnte ich sie nur so ganz vergessen!"

"Ha, Fräulein Cornelia," stöhnte die Bärbe, "das tu' ich einmal nit! Ich kann kei Mäusle sehen, seit mich als Kind eins bisßen hat!"

Die starckknochige Frau kam langsam unter dem Federbett hervor. Unschlüssig stand sie im Hemd mit den hängenden roten Zöpfen im unsichern Licht des Nachtlämpchens. Cornelia sah, wie sie vor Angst zu zittern begann und sich am Bettpfosten hielt.

Das Mäuslein knasperte und raschelte mit den Papierblättern. "Der Seelenzustand des modernen Kulturweibes" schien ihm gerad' recht zu einem Nest für seine junge Brut.

Cornelia fühlte das wilde Klopfen ihres Herzens. Mäßig wußte sie wieder, was dieses Werk ihr bedeutete.

Die Bärbe aber barmte: "Fräulein Cornelia, ich kann's nit über mich bringe . . . Ich mein' gerad', mich müßt' der Schlag treffen oder ich krieget die Krämpf' . . ."

Da war Cornelia aus ihrem Bett heraus, und mit ein paar Säßen an ihrer Kommode. Sie riß die Lade auf, riß ihr Manuskript heraus — die Maus entfloß mit einem sonderbaren Pfiff — und Cornelia lag wieder in ihren Decken, die Arbeit unter dem Kopfkissen geborgen.

"Ja — Fräulein Cornelia, könne Sie aber springe . . . der Herr Dr. Schwärzle hat doch gesagt, Sie dürfet sich nit rühre . . ." rief die Bärbe bewundernd.

"Das hat er freilich gesagt," antwortete Cornelia lachend. "Aber wenn doch meinem Kind Gefahr droht! Das Buch ist auch so eine Art von Kind, Bärbe."

Die Bärbe kam zögernd und noch immer furchtsam nach dem Kommodle schielend, an Corneliens Bett.

"Ja, sein Sie mir nur nit böß, Fräulein Cornelia," bat sie treuherzig. "Schau'n Sie — es hat ein jedes etwas, wovor's ihm halt graust!"

"Meine gute Bärbe," sagte Cornelia, "ich bin auch nicht böße. Es hat ein jedes etwas, wovor's ihm halt graust."

Sie streckte die Glieder und dachte lächelnd im Einschlafen: "Nur eine Maus . . ."

Vierundzwanzigstes Kapitel

Unerle, die einmal wieder für einige Tage bei der Frau Uffenbacher eingekehrt war, weil sie nicht so recht wußte, wo sie sich sonst aufhalten sollte, war im Verein mit der Toni beschäftigt, das Zimmer des Fräulein Cornelia wohnlich herzurichten. Die Mädchen wußten: heute erwartete das Fräulein Cornelia Besuch und konnten sich nicht genug tun im Putzen, Abstäuben und Ordnen. Über das tabakduftige Kanapee ergoß das Unerle ihr ganzes Beilchenparfüm, so daß eine neue Nuance in der Geruchssymphonie entstand, welche seine zerschliffenen Polster umspielte. Auf Tisch und Kommode prangten rot und blau und gelb die letzten Herbstblumen aus den bunten Vorgärtchen der Witwen in der unteren Dorfstraße. Die kleinen Fenster waren weit geöffnet, als sei es mit einem Male wieder Frühling geworden — so lind floß der Sonnenschein ins Zimmer, so warm spielten die Luftwellen um Cornelies Stirne. Noch immer war sie durch den strengen Befehl des Dr. Schwärzle aus Lager gebannt — sie wußte selbst nicht so recht, warum, denn sie fühlte sich frisch und wohl.

Und sie hatte sich auch geschmückt, in einem wunderlichen Stolz und Selbstbewußtsein — sie wollte keinen mitleiderweckenden Eindruck hervorrufen.

„Ha,“ rief das Unerle, „jetzt hol' ich aber einen Spiegel, jetzt müssen Sie schauen, Fräulein Cornelia, 's ischt gerad' zum Staunen!“

Cornelia blickte in das Glas und war verblüfft über das in den zartesten Farben schimmernde Gesicht mit den dunkel leuchtenden Augen, das, umrahmt von einem feinen, alten, spitzenbesetzten Schleiertuch, wie ein ihr fremdes, unbegreifliches Bild auf den weißen Rissen ruhte.

Die Mädchen gaben ihr die kleine Gerda in die Arme, Unerle küßte sie hingerissen und flüsterte ihr ins Ohr: „Am End' gibt's doch noch eine Hochzeit!“

Cornelia schüttelte lächelnd den Kopf. Sie war über sich selbst verwundert — wie froh und leicht ihr zu Sinne war. Das schöne Kind an ihrer Brust war ihre Rechtfertigung — ihre Mutterschaft war wie ein goldenes Gitter um sie her.

Rudi Imgart kniete vor ihrem Bett, sein Kopf lag an ihrer Schulter, sie hatte den Arm um seinen Hals gelegt und küßte ihn auf das kurze blonde Haar. Ein Strom von mütterlicher Liebe ergoß sich aus ihrem Herzen, überflutete den Mann, löschte alle Vergangenheit, erlöste sie von jedem Haß, von jeder Kälte . . .

Sie tauschten leise zarte Worte, wie Menschen tun, die sich hüten müssen, Wunden zu berühren.

Aber Cornelle wurde fröhlich und sicher, während sie ihm das Kind zeigte und von ihm zu sprechen begann. Um sie her war es wie draußen in der Natur: ein linder, fast unheimlich süßer, warmer Sonnenschein, eine milde Frühlingluft — in der man doch den Hauch von welkenden Blumen, von moderndem Laube spürt — den herben Duft des Herbstes

Es war ein sanftes Staunen zwischen ihnen, daß es so schön war, wieder beisammen zu sein, und ein zitterndes Bangen, daß es ja doch nicht bleiben könne und ein inneres Danken, weil sie sich diese friedvoll goldene Stunde gegenseitig schenken durften.

Und dann wollte er Abschied nehmen.

Da stieg es wie ein letzter Schrei der Sehnsucht aus ihrem Herzen: „Bleibe noch bei mir — gehe noch nicht!“

Aber ihre Lippen flüsterten es nur leise und scheu und sie sah auch gleich, daß ein Schatten, eine Unruhe über sein Gesicht flog.

„Sieh' — was soll ich bei dir — du bist noch krank — du kannst mir jetzt nichts sein“

Ihre Augenlider schlossen sich für die Dauer einer Sekunde.

„Gewiß — du mußt wohl gehen,“ sagte sie freundlich.

„Ich werde auch erwartet, du weißt“

„Ja — ja“

Er küßte sie sacht. „Du bist mir nicht böse?“

Später — nicht wahr?“

Sie antwortete nicht, der Blick ihrer Augen ging an ihm vorüber und senkte sich auf das Kind an ihrer Seite.

Cornelle wußte nun, daß sie allein bleiben mußte. Und es war gut so.

Der Frau Uffenbacher zerrann ein lockender Zukunftstraum, als sie den Mann in der Lodenjoppe, den zerbeulten Filz auf dem kurz geschorenen Kopf, mit dem rüstigen Schritte des Wanderers, der nach fernen Zielen strebt, die Straße zum Bahnhof hinabgehen sah. Das war nun und nimmer der Lordmajor von London und niemals würde sie in der goldenen Kutsche durch die jubelnde Menge fahren.

Aus Rache über die Enttäuschung steckte sie am nächsten Morgen die kleine Gerda mit dem dicken Ziehkind und dem Säugling der Luis in ein Badewasser.

Nach einer Woche rüstete sich Cornelle zur Abreise.

Das Ammerle gestand ihr, daß der Hans am Tage von Corneliens Entbindung im Tränenhaus

gewesen und ihr Stöhnen gehört habe. Nun sei er mit einem Male bereit, dem Annerle eine Filiale einzurichten.

„Und für den Buben macht er's notariell — wenn einmal sein Vater gestorben ist,“ fügte sie hinzu.

Cornelie fragte, ob Annerle nicht ihre Kinder zu sich nehmen könne, wenn sie einmal selbständig geworden sei.

Aber das Annerle meinte, das dürfe sie den Alten nicht antun.

„Wenn der Kommerzienrat nit wüßt', daß ich mehr vom Geschäft versteh' als die andern Mädles miteinander', würd' er's eh' nit erlauben, daß ich eine Filial' krieg'. Jetzt kann ich doch für meine Kinder schaffen und bring' auch dem Hansel einen Nutzen.“

So sah Cornelie die beiden guten Kinder, die ihr zumeist lieb geworden waren, auf dem Wege zu sicherem, tüchtigen Leben. Cornelie umarmte sie innig und mit heißen Tränen hingen die Mädchen ihr am Hals, als es zum Scheiden ging.

Einsam war sie gekommen, nun gab eine Schar seltsamer Freunde ihr das Geleit. Die Uffenbacherin, das kleine Fräulein würdevoll auf den Armen tragend, ging mit manchem guten Ratschlag und schier gerührt über die Feierlichkeit dieses Abschiedes an ihrer Seite. Es fehlte nicht der Bäcker und seine

Bäckerin; die Hamme mit dem Versuchskind, das Annerle, die Toni und die Luis, die rote Warbe, die Cornelie heim begleiten sollte und ihre Freundin, die Fischerin. — Es traten auch der kleine Dr. Schwarzle und seine freundliche Frau mit Blumen und Abschiedsgrüßen vor ihre Haustür. Fast wie ein Laufzug anzuschauen wandelte die lange Reihe Leut' die Landstraße zum Bahnhof hinab — die Landstraße, auf der Cornelie im Laufe dieses Sommers so viele Menschen mit so vielen Schicksalen beladen, hatte kommen und gehen sehen; vorüber an den Häuschen der Witwen mit den Vorgärten, darin im blassen Novembersonnenschein die Kinderwagen standen.

Hinter ihr blieb das Tränenhaus, das sich seines sommerlichen Blütenschmuckes entkleidet, als die armselige, baufällige Hütte, die es in Wirklichkeit war, unter dem knorrigen Gerippe des alten Birnbaumes an die Hügelflanke schmiegte. Cornelie schaute zurück und umfaßte es mit einem langen, zärtlichen Blick.

Hier hatte ihr Glück die Augen zum Lichte geöffnet — hier hatte ihr Kind zum ersten Male gelächelt.

Vor dem Bahnzug stehend, nahm sie das kleine Mädchen aus den Armen der Uffenbacherin entgegen und drückte es mutvoll und freudig an

ihr Herz. Wieder umfaßte ihre Hand lieblosend
sein festes, rundes Köpfchen, das ihr fast das Leben
gekostet hatte, und dabei dachte die Mutter: Gott
erhalte dir deinen harten Schädel und einen harten
Willen — geb' er dir dazu, denn beides kann ein
Weib gebrauchen.

Ende

Gertrud Franke-Schievelbein

Pw 96. 5660. 1110 1/2

Liebeswerben

Roman



Berlin W
f. fontane & Co.
1897